SIEBENBÜRGISCHE SAGEN




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Siebenbürgische Sagen,

gesammelt und mitgetheilt

von

Friedrich Müller,
Gymnasiallehrer in Schäßburg.



Kronstadt, 1857.
Druck und Verlag von Johann Gött.


THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 MAY. 1939
OF OXFORD

Den

treuesten Beförderern

dieser Sammlung:

F. Wilhelm Schuster
in Mühlbach,

Joseph Haltrich und Georg D. Teutsch
in Schäßburg,

gewidmet.

Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edele Völker vertrauern und vergehen.
Brüder Grimm.

Es gibt kein Volk, unter welchem die Sage nicht ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätte. Nirgends liebt die Natur das unbedingt Kahle; selbst den nacktesten Fels bedecken wenigstens Flechten und Moose. Die deutsche Wissenschaft hat seit dem Anfange unseres Jahrhunderts diese Kryptogamen des Volksgeistes in den Bereich ihrer Forschungen gezogen. Die Regeneration des deutschen Nationalbewußtseins in den Befreiungskriegen führte Dichtkunst und Wissenschaft auf das Altdeutsche; was in dem Gemüthe des Volkes an idealen Schätzen, namentlich Märchen, Sagen und Liedern ruhte, wurde aufgesucht und der fremden Unnatur gegenübergestellt, und aus der lange verkannten und beinahe vertaubten Knospe der Volkssage brach zunächst ein neuer nationaler Liederfrühling hervor.

Das von Deutschland gegebene Beispiel fand Nachahmung bei andern Völkern, und ein allgemeiner Wetteifer begann in der Aufdeckung dieser Schätze.

*



Auch der Boden Siebenbürgens ist in dieser Beziehung kein taubes Gestein, sondern birgt ungeahnt viel blühenden Reichthum. Darum schien es eine lohnende Aufabe, hier in dem jungfräulichen Boden den Erzgängen nachzugehen und die ersten Stufen des edeln Metalles gleichsam als Probestücke den Händen prüfender Beurtheiler zu übergeben. So entstand die vorliegende Sammlung, welche ihrer größern Hälfte nach bereits im Jahre 1852 druckfertig dem Verein für siebenbürgische Landeskunde vorgelegt und von dem k. k. Schulrathe Johann Karl Schuller in einem Berichte an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ehrenvoller Erwähnung gewürdigt wurde. Da indessen die Drucklegung derselben sich verzögerte, so wuchs auch die Sammlung selbst von Jahr zu Jahr und umfaßt gegenwärtig 444 Nummern, während sie damals blos 302 zählte. Sie hat demnach, da sie im Jahre 1850 angelegt wurde, das nonum prematur in annum beinahe, und wie ich glaube nicht zu ihrem eigenen Nachtheil, erfüllt, obwohl sie bei der Schwierigkeit jeder literarischen Thätigkeit in diesem Lande und als erstes diesartiges Werk in Siebenbürgen von bedeutenderem Umfange auch jetzt noch der nachsichtigen Beurtheilung vielfach bedürfen wird.

Was ich darin biete sind meist Bruchstücke, theils geholt aus früher von Andern bearbeiten Gruben, theils gebrochen von dem schutt- und moosbedeckten Felsen, der den Eingang zu dem glänzenden Gold und Edelgestein einer in ihrer Fülle unter uns noch wenig gekannten Welt bedeckt. Und weil ich die Zeit für nicht mehr fern halte, wo unter dem nivellirenden Einflusse von Außen herantretender Momente auch dieser

Theil des Volkslebens zu jener charakterlosen Gleichförmigkeit zusammenschrumpfen wird, die mit der von den Voreltern ererbten Gesinnung auch die Originalität in Sprache, Sitte und Denkweise als veraltet fahren läßt, so hielt ich es für ein Werk der Pietät und der Nützlichkeit zugleich, mit Hand anzulegen an die Sammlung dessen, was aus dem allgemeinen Verfalle des Nationaleigenthümlichen wenigstens für das Wissen noch gerettet werden kann.

Das Aufgeben der Volkssprache ist das erste Opfer gewesen: es ist bei den drei Hauptnationen Siebenbürgens schon längst in vollem Zuge. Der Dialekt aber, nach Goethe's schönem Worte „das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft," ist das Adersystem des Volkes, das im Herzen beginnt und zum Herzen zurückführt. Weh' wenn in den Adern nicht mehr das selbsterzeugte Blut rinnt, wenn es dem Körper durch Fusion von Außen zugetragen werden soll. Daß in Siebenbürgen das eindringende Idiom kein in seinem Grunde verschiedenes ist hebt die Wirkung nicht auf; denn die lautlichen und grammatischen Verhältnisse, das specifische Gewicht der Sprache, bleiben doch immer verschieden. Bis zur Beschäftigung der äußern Organe setzt sich die Abweichung fort: unsere deutsche Schriftsprache verhält sich zur sächsischen Volkssprache ungefähr wie das Dorische zum Jonischen; jenes ist voller und härter, dieses breiter und weicher; jenes nimmt mehr Brust und Kehle, dieses Mund und Zunge mehr in Anspruch. Und doch hat die Schriftsprache nicht nur in Kirchen und Rathsstuben, wo ihr Gebrauch längst nothwendig geworden ist, sondern auch in dem geselligen Verkehr und so-

gar in der Familie die Muttersprache zu verdrängen begonnen und setzt und treibt, wo ihr die äußere Anerkennung mangelt, ihre Wurzeln unbemerkt von dem sorglosen Geschlechte in das Gebäude des Sächsischen und arbeitet an seinem Sturze. Die Sprache der Städte ist schon durchwegs entfärbt und oft der bezeichnendsten Wurzeln, Wörter und Laute beraubt; je näher den Städten desto bedeutender ist diese Zersetzung, desto ton- und charakterloser, desto flacher und alles sinnlichen Schmuckes entbehrender ist die Rede. — Nicht viel besser geht es, will mich bedünken, der magyarischen und walachischen Volkssprache, die auf dem Punkte stehen, in einen heillosen Zwiespalt mit der Schriftsprache zu verfallen, indem kühne Neuerer dort der lexikalischen Armuth durch unverdrossene neue Wort- und sogar Wurzelschöpfungen abzuhelfen suchen, hier die Sucht eine rein römische Descendenz zu erweisen zur planmäßigen Ausmerzung slavischer und deutscher grammatischer Gesetze und Wurzeln und zur Substituirung lateinischer Ausdrücke und Formen verleitet, ein Verfahren, das von den Mittelpunkten der Gebildeten ausgehend die Schriftsprache dem Bauernstande in den letzten fünfzig Jahren unverständlich gemacht und auch die Sprachvergleichung außerordentlich erschwert hat.

Mit dem Verfalle der Volkssprache geht der Verfall der Sitte und der gesammten Anschauungs- und Denkweise des Volkes Hand in Hand. Das neue Wort erzeugt oft ein neues Bedürfniß, und unter dem Deckmantel des Bedüfnisses und der Unentbehrlichkeit verdrängen die „Forderungen der Zeit“ Einfachheit, Frömmigkeit, Gemeinsinn, die Tugenden der Vorfahren, und damit natürlich auch die Originalität des ge-

sammten Volkslebens; denn ein Volk ist nur so lange originell, als seine Gedanken auf Heimat und Familie eingeschränkt bleiben. Tritt es aus diesen Bergen, die um die Quellen aller Völker liegen, heraus, dann verflacht es sich wie der Fluß in der Ebene und mündet, als einzelnes verschwindend, in den allgemeinen Strom des Völkerlebens ein.

Es sind also der Opfer nicht wenige auch von unserer Seite gewesen, und das Versiegen der Sage wird ihnen folgen; denn nur in der nationalen Abgeschlossenheit erhält sich jenes Gefühlsleben des Volkes, das sich bis zum Glauben an die Gebilde der eigenen Phantasie, also auch an die Sage, zu steigern im Stande ist. Noch vegetirt diese in modernden Chroniken, in den Spinnstuben der Dörfer, in den Mauerritzen alter Burgen, in dem Blinken des Wasserspiegels, im geheimnißvollen Rauschen des Waldes, im Fahren des Windes über die öde Heide, im Aberglauben der niedern Stände. Noch scheint sie eine stattliche Ruine mit recht deutlich hervortretenden Mauern und Thürmen; aber bereits fehlt die innere wohnliche Einrichtung, die zur Vollständigkeit nothwendig wäre, und auch das Mauerwerk ist an so vielen Stellen schadhaft, daß der Einsturz wohl nahe bevorsteht. Wer die schöne Leiche noch einmal sehen will, trete rasch hinzu und versuche aus ihren Zügen ein Bild des entschwundenen Lebens sich zu schaffen. Doch präge er es nicht bloß dem Gedächtniß ein sondern dem Papiere; denn die Bücher sind treuer geworden als das Gedächtniß der Menschen. „Jetzt, wo im Volke mehr und mehr die sonst so beredsame vielplaudernde Sage scheu und schüchtern verstummen will, weil die freundliche Alte glaubt,

der unverständige Kinderspott der Neuzeit verlache sie (und sie hat nicht ganz Unrecht) flüchten und retten wir des volksthümlichen Poesieschatzes so viel als möglich in gesicherte Bücher hinein und legen diese dann wie merkzeichnende Tulipanenblätter in das große Buch der Zeit."

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat Haltrich bereits vor einem Jahre den ersten Theil des poetischen Urkundenbuches der Sachsen in Siebenbürgen, seine schöne Sammlung deutscher Volksmärchen aus Siebenbürgen veröffentlicht; diese Sagen treten ihrem Hauptbestandtheile nach jenen zur Seite, das zweite Auge, welches das Zusammenwirken durch den Hauch gemeinsamer wissenschaftlicher Thätigkeit eng verbundener Freunde treibt, wovon Haltrich in der Vorrede zu den Märchen fast zu viel versprechende Kunde gegeben.

Und wie die Märchen, so besitzen auch die Sagen nicht blos einen poetisch-nationalen, sondern auch einen allgemeinen Werth, einen Werth für die Wissenschaft. Im Hinblick auf den Standpunkt der siebenbürgischen Wissenschaft dürfte es nothwendig sein, das Wesen der Sage und ihr Verhältniß zum Märchen wie zur Geschichte hier näher zu bestimmen. Die Sage sowohl als das Märchen bergen einen historischen Kern, unterscheiden sich aber in dem Verhältnisse, in welchem dieser zur umgebenden Hülle steht: die Sage ist historischer als das Märchen, die Geschichte aber ist Frucht ohne Kern und Schaale und durchaus genießbar. Die Geschichte ist der Vordergrund eines Gemäldes, die Figuren darin sind scharf und deutlich hervortretend; die Sage ist der Hintergrund, worin Farben und Umrisse häufig schon zusammenfließen und sich weniger

klar gegeneinander abgrenzen; das Märchen sind die blauen Berge in der fernsten Tiefe des Bildes, unbestimmt übereinandergethürmt, so daß man nur an den einzelnen Gipfeln den Zug des ganzen Gebirges erkennen kann. Die Sage ist die ideale Form, in welcher das Volk sich selbst, seinen Glauben und seine Geschichte unabhängig von der objektiven Wahrheit und Wirklichkeit, oft sogar diesen gegenüber auffaßt. Alles, was im Munde des Volkes lebt, wird ein sagenhaftes Gewand annehmen und desto volksthümlicher und tiefer wirken, je mehr jenes der Fall ist. Darum läßt sich die Sage ebenso wenig mit Bewußtsein schaffen als das Märchen; aber je volksmäßiger Jemand die Geschichte schreiben will, desto weniger darf er die Sagen übersehen. Und je weiter die Geschichte zurückgeht und je größere Rechnung sie dem eigentlichen Volksgeiste tragen will, der doch sicherlich auch ein historischer Faktor ist, desto mehr muß sie Märchen und Sagen beachten, da oft diese allein gegen die trostlose allgemeine Finsterniß hervortreten, wie in mondloser Nacht die Gipfel der Berge am sternenhellen Himmel ausgeprägter erscheinen als die mit der Ferne verschwimmende Ebene. Aus den Sagen aber zieht die Geschichte einen doppelten Nutzen: sie kann einerseits durch Ausscheidung der bloßen Zuthat den historischen Kern daraus gewinnen, andererseits gerade aus dem Wesen dieser Zuthat Schlüsse auf die innerste Eigenthümlichkeit des Volkes mit größerer oder geringerer Sicherheit gründen. Jener Kern wird entweder ein mythischer oder ein historischer sein, und die Sage selbst theilt sich hiernach in die *mythische* oder *historische*, und dieser Unterschied ist nach dem Vorgange Grimm's auch in der vor-

liegenden Sammlung festgehalten. Die mythische bewahrt irgend einen Rest des alten Heidenthums in sich, setzt das Uebernatürliche als wirklich geschehen und berührt an diesem Punkte das Märchen, von dem sie sich wieder darin unterscheidet, daß sie immer an eine bestimmte Lokalität oder Persönlichkeit anknüpft, während jenes schon in seinem gewöhnlichen Anfang „Es war einmal ꝛc.“ die allgemeinere Färbung bekundet. Die mythische Sage mündet in die Legende, die historische in die Anekdote; von allen bietet diese Sammlung einige Proben, damit eben der ganze Fruchtbaum und sogar seine Wasserschösse dem Auge des Schauenden bekannt würden.

Bei den mythischen Sagen hatte die Kritik eine ungleich leichtere Aufgabe, da sie mit reinem Gewissen fast alles als gute Waare aufnehmen konnte, was ihr geboten wurde. Die Concurrenz in diesem Zweige ist hier bis jetzt bei dem fast gänzlichen Abgang einer schönen Literatur und eines eigentlichen Literatenstandes ganz unbedeutend gewesen; der Reiz zur Täuschung schwand vor dem Mangel des praktischen Nutzens; daher die Absichtlichkeit derselben nie von vorn herein anzunehmen ist. Mit diesen Aschenbrödeln machte sich Niemand zu schaffen, und so blieb ihre Natur unbefleckt, freilich auch ihre königliche Herkunft unbekannt.

Anders mußte bei den der zweiten Abtheilung zugewiesenen geschichtlichen Sagen verfahren werden. Dieses Feld hat auch in Siebenbürgen von jeher sich eines literarischen Anbau's erfreut, daher auch verhältnißmäßig mehr Sagen dieser Art in Schrift- und Druckwerken sich erhalten haben. Namenerklärungen boten besonders nahe Veranlassung; der Pa-

triotismus trieb einen einträglichen Schmuggel; der Adel pflanzt gern seine Stammbäume in den üppigen Boden der Sage. Hier hatte nun die besonnene Kritik das Gemachte vom Naturwüchsigen zu sondern; und nicht allemal wurde es ihr so leicht, wie bei der von der Phantasie des Herrn Brecht von Brechtenberg erzeugten Erzählung von der Gründung Mediasch's durch die Römer (Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde. Kronstadt, 1838. 65), oder dem auf der Grundlage von Weißenthurns Wald bei Hermanstadt entstandenen Märchen von der Prizessin Elisene in der Burg von Michelsberg. (Transilvania, Beiblatt zum Siebenb. Boten. 1844. 345). Selbst Manches, was sich in der Sammlung noch findet, ist bloß aufgenommen, weil die Entscheidung nicht hinlänglich begründet werden konnte und es besser schien, zu viel als zu wenig aufzunehmen. So glaube ich namentlich von den Worterklärungen (Nr. 336, 396, 408, 411 und 173), daß sie nicht als echte Sagen zu nehmen seien. Fast wehe thut es dem Sammler, wenn er Sagen als unecht bei Seite legen muß, welche wie die von den sächsischen Kreuzfahrern im Heere K. Andreas II. (falsche Urkunde von 1218 im Besitz der freiherrlichen Familie Simbschen) auf weit zurückliegende Zeiten und Zustände ein so helles Licht zu werfen im Stande wären.

Was die weitere Scheidung der Sagen in nationale Kreise anbetrifft, so war dieselbe bei den mythischen durch die Rücksicht auf die wissenschaftliche Brauchbarkeit der Sammlung geboten und ließ sich zugleich unschwer vollziehen, während sie bei den geschichtlichen weder nothwendig noch aber irgendwie durchführbar erscheint. In Beziehung auf die Aufnahme nicht

eutscher mythischer Sagen überhaupt bin ich mir übrigens am
llerbesten bewußt, wie wenig ich quantitativ geboten habe;
och glaubte ich einer Pflicht gegen die sonst schwerzugängliche
iteratur der Mitnationen zu genügen, indem ich was sich mir
uf meinen Wegen fast ungesucht darbot, nicht ungepflückt
ieß und so der deutschen Wissenschaft, von welcher auch die
brige Nahrung ziehen muß, zuführte. So zog ich auch L.
öváry's **Erdélyi régiségei** (Siebenb. Alterthümer) nach die-
em Gesichtspunkte hin aus, hielt mich aber natürlich nicht be-
echtigt, desselben Verfassers jüngst erschienene **Szász törté-
elmi regek** (Hundert geschichtliche Sagen) anders als in
en Anmerkungen vergleichend zu benützen. Der Umfang der
Sammlung selbst hat durch jene Mittheilungen nur unbe-
eutend zugenommen, während darin doch auch ein Beweis
afür liegt, daß w i r was jenseits der deutschen Sprachgren-
en liegt, nicht ganz unbeachtet lassen.

Hätte ich mich in das unerschöpfliche Gebiet der sagen-
aften Anklänge tiefer hineinwagen wollen als hie und da in
den Anmerkungen geschehen ist, so würden zwar aus Chroni-
ken ꝛc. die Nummern um ein Bedeutendes vermehrt werden
können, aber auch in demselben Verhältnisse der feste Boden
und die volksthümliche Grundlage der ganzen Sammlung ver-
schwinden. Ueberhaupt war ich bemüht, auch in der Form
den Quellen möglichst treu zu bleiben und mag darin mancher der
deutschen Schriftsprache weniger gemäße Ausdruck oder Satzbau
seine Rechtfertigung finden. Der traditionelle Inhalt sollte
unter der modernen Form nicht leiden, die eigenthümliche Fär-
ung, welche die Erzählung im Munde des Volkes oder unter

der Feder des Chronisten angenommen, so wenig als möglich verwischt werden. Wo die Grundlage der Mittheilung eine schriftliche war, schien es zuweilen so unmöglich den sagenhaften Kern von der Ausschmückung zu trennen, daß die betreffenden Stücke ganz ausbleiben mußten (so der Löwenberg und Seiburg in den Blättern für Geist, G. u. V 1839, 70. und 1838, 409) *). Versuche modernisirte Sagen auf ihr volksthümliches Maaß zurückzuführen sind gemacht oder richtiger gewagt worden mit dem Brautkranz (Nr. 162) und Aufopfernde Liebe (Nr. 331). Daß ich in Nr. 122 und 129 die Darstellung des Meisters unberührt ließ, versteht sich von selbst.

Die Reihenfolge der geschichtlichen Sagen konnte natürlich nur eine chronologische, die der mythischen, soweit möglich, eine stoffliche sein; letzteres, weil die in neuern Sammlungen vielfach bevorzugte locale Gruppirung hier — wie in mancher deutschen über ein größeres Gebiet sich verbreitenden Sagensammlung — die Durchsichtigkeit entschieden eher beeinträchtigt als gefördert hätte. Wenn sowohl in der Zeitbestimmung als in der mythischen Beurtheilung zuweilen geirrt worden, so ist wohl billigerweise zu berücksichtigen, daß nach den oft schwankenden und farblosen, in der Erzählung gebotenen, Anhalts-

*) Aus demselben Grunde konnten auch die von Victor Kästner in den Blättern f. G., G u. V. 185¹/₂ 137 f. mitgetheilten Sagen über die Kerzer Abtei nur wenig benützt werden Als nicht volksmäßig in der Form bezeichne ich besonders die ihrem Inhalte nach echte Sage vom Traaser Schwert, Nr. 268.; auch hätten wohl hie und da einige Naturschilderungen wegbleiben können.

puncten, die Anweisung einer bestimmten Stelle für die letztern nicht selten sehr schwierig war. Jetzt wo mit der Uebersicht auch die Einsicht erleichtert ist, würde ich selbst hie und da Einiges anders ordnen können.

Daß ich endlich in dem Anhange den Sagen einige andeutende Bemerkungen beifügen zu müssen geglaubt, wird wohl der Brauchbarkeit der Sammlung keinen Abbruch thun; doch habe ich bei der Spärlichkeit meiner Hülfsmittel darin nach meiner eigensten Ueberzeugung nur sehr bescheidenen Anforderungen genügen können.

So biete ich denn den Freunden der siebenbürgischen Landeskunde hier eine Reihe von Volksüberlieferungen, in welcher wenn auch nicht alle Gegenden des Vaterlandes, so doch die meisten, und darunter einige reichlich, vertreten sind. Tieferes Forschen, als mir in manchen Landestheilen möglich war, wird des Neuen noch sehr viel zu Tage fördern. Lasse man den Muth nur nicht sinken, wenn der Fels nicht gleich beim ersten Berühren entgegenquillt. Die Sagen sind Wunder und Geheimniß wie alles Leben; will man es ergründen, muß man in die Tiefe steigen und darf nicht verzweifeln, wenn der erste Erfolg die Hoffnung nicht erreicht. Kenner der Wissenschaft und Freunde eines natürlichen Volkslebens werden, so hoffe ich, die Arbeit nicht vergebens gethan heißen. Und nur für solche ist sie gethan. Wer in der Sage nur Unsinn und Aberglauben findet, dem gehts eben wie dem Bauern, dem die Gottheit gutes Gold bietet, das er aber wegwirft, weil sein blödes Auge nur todte Kohlen sieht.

Wem ich dabei die meiste und uneigennützigste Unter-

stützung danke — und wahrlich ich bedurfte ihrer — habe ich in der Widmung anerkannt. Wollte ich die andern alle nennen, die aus der Nähe und Ferne mir ihre Beiträge zukommen ließen, so würde es eine lange Reihe werden. Mir aber war es schon im Voraus ein erfreuender Lohn meiner Arbeit, daß so Viele dieselbe ihrer Mithülfe würdig erachteten und selbst der um die Förderung der siebenbürgischen Literatur wahrhaft verdiente Verleger in einer hier zu Lande seltenen äußern Ausstattung sie zur Oeffentlichkeit zu bringen sich bemühte.

Schäßburg am 25. Juni 1857.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mythische Sagen.

A. Deutscher Sagenkreis.

Seite

B. Magyarischer Sagenkreis.

C. Walachischer Sagenkreis.

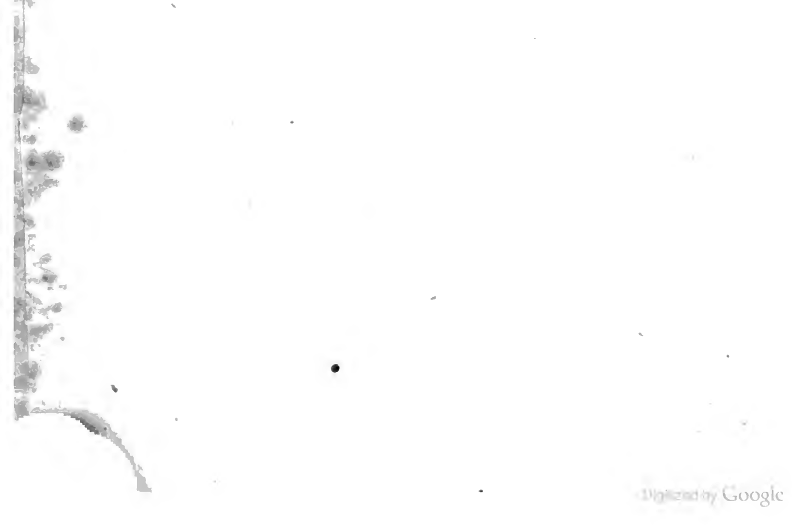
II. Geschichtliche Sagen.

Nachlese.

Deutsche mythische Sagen.

Magyarische mythische Sagen.

*) p 335, Z. 22 ist Menzel zu lesen; p. 336, Z. 1 Siebenbürgens, Z. 8 hinter Anderm daraus einzuschieben, Z. 13 Hände, Z. 19 statt mit von, Z. 32 werden zu setzen.



I.

Mythische Sagen.

Da drunten in dem Grunde
Da dämmert längst der Teich,
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren,
Und Niemand sucht nach ihr.

Uhland.

A. Deutscher Sagenkreis.

1.

Wie das Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und Sternen und wie die Milchstraße entstanden.

Mündlich aus Sächsisch-Reen.

Das Himmelsgewölbe ist die der Erde zugekehrte Seite des großen Kristallgebäudes, in dem unser Herrgott und die Engel und die Seligen wohnen. Am Tage hängt Gott die goldene Lampe heraus und erleuchtet damit Himmel und Erde, und die Menschen nennen sie Sonne. Gott aber und seine Engel wandeln dann auch auf der Erde, ihre Geschöpfe zu erfreuen und zu segnen. Wenn dann Abends der himmlische Vater, ermüdet vom Schaffen, heimkehrt, läßt er zur Freude der Seligen im Himmelssaale die silberne Lampe und viel viel Tausend Lichter anzünden; aber diese leuchten mit ihrem milden Glanz auch auf die Erde herab, und die Menschen nennen das den Mond und die Sterne.

Eine andere Erzählung sagt, die Sterne, die wir Abends am Himmel sehen, seien Schutzgeister der Lebenden. Wenn ein Mensch geboren wird, so zündet der himmlische Vater ein neues Licht am Himmel an, und wenn einer stirbt, so sinkt

sein Stern von Himmel hernieder und verlischt. Darum ist uns so wunderwohl, wenn wir Abends zum Himmel aufblicken, daß unser Sternlein auch noch oben ist.

Man erzählt mit einer gewissen heiligen Scheu über die Entstehung von Sonne Mond und Sternen den Kindern, die nach den himmlischen Dingen fragen, zuweilen folgendes:

Als unser Herrgott die Welt geschaffen und geordnet hatte, sah er, daß Alles gut war, uns war es darin noch ganz dunkel. Da nahm er aus seinem Palast ein großes Stück Lichtgewand und schnitt daraus zwei große Scheiben und bestimmte die eine zur Tages- und die andere zur Nachtleuchte. Da ihm aber von dem Lichtgewande noch die Ränder übrig geblieben waren, so zerschnitt er dieselben in viele kleine Stückchen und streute diese über den ganzen Himmel aus. So mein Kind, erzählt man, machte der himmlische Vater die Sonne, den Mond und die Sterne.

Andere wieder erzählen die Sache so: Unser Herr, als er das Licht in die Welt bringen wollte, nahm aus seinem Himmelspalast eine große Schaale von Goldkristall. Den runden Boden derselben theilte er und machte die obere glanzvollere Hälfte zur Tageslampe, die untere etwas abgenützte zur Nachtlampe, den Rand der Schaale zerschlug er in viele tausend Stückchen und streute sie als Sterne über den Himmel.

Ueber die Entstehung der Milchstraße erzählt man: Vor vielen vielen tausend Jahren gerieth einmal die ganze Welt in Flammen, und der Brand dauerte solange als das Feuer Nahrung fand. Dann kam unser Herrgott und schürte die Glut in eine Furche zusammen. Die Glut erlosch allmählig mehr und mehr, und es blieb darüber nur der weiße Glinster, den man noch sieht, und daraus schimmern noch hie und da einige feurige Kohlen hervor und liegen auch noch einige am Himmel zerstreut. Manchmal sprüht noch aus der

verborgenen Glut ein Funke (Sternschuppe) heraus. So erzählt man, allein unser Herrgott allein weiß es gewißlich, wie es gewesen.

Zuweilen heißt die Milchstraße auch himmlischer oder Gottesgürtel, ohne daß darüber weiteres erzählt würde.

2.

Vom Weltende.

Mündlich aus Mühlbach.

Wenn einmal Ueppigkeit so sehr in der Welt überhand genommen hat, daß Alles in Prunkkleidern und Prachtgewändern einhergeht, wenn Verbrechen keine Schande mehr ist; dann, heißt es, ist das Ende der Welt nicht mehr fern. Zu dieser Zeit wird ein äußerst fruchtbares gesegnetes Jahr sein und die reifen Früchte werden so hoch stehen, daß Roß und Reiter darin verschwinden würden; aber Niemand wird sein der sie schneide; denn ein schrecklicher allgemeiner Krieg wird entstehen, worin alle Könige mitkämpfen, und das Roß wird laufen, den Sattel unterm Bauch, bis über die Knöchel im Blute unaufgehalten von Kronstadt bis Broos. Endlich aber wird ein großer Herrscher aus Morgenland kommen und den Kampf stillen. Aber wenig Menschen werden dann noch übrig sein, nicht mehr, als in dem Schatten eines großen Eichbaums Raum haben, worunter sie sich versammeln werden.

3.

Von den Hünen, die Menschen fressen.

Mündlich.

In Reen erzählt man sich von übernatürlich großen Leuten, sie hätten Nasen gehabt, wie ein vier Maaß haltender Milchtopf, Augen wie dicke Kürbisse, Schurzbänder wie Taue und was das Aergste, hätten Menschen gefressen. Sie fingen

sie, mästeten sie mit Nußkeimen, bis sie fett waren, heizten dann den Ofen und schoben die Unglücklichen hinein und den Stein vor die Oeffnung und ließen sie so lange darin, bis sie gebraten waren. Eines Tages hatten sie drei Schwestern gefangen und nach Hause gebracht und weil sie gleich wieder fort mußten, übergaben sie dieselben ihrer alten Großmutter, die ihnen die Wirthschaft führte, und befahlen ihr, bis sie wieder heimkehrten, den Braten zu richten. Die alte Hexe heizte nun auch den Ofen, bis er über und über glühend war, und befahl dann einer der drei Schwestern, auf die Ofenschüssel zu hocken. Das Mädchen war pfiffig und entschuldigte sich, weil sie nicht wisse, wie sie auf der schmalen Ofenschüssel Raum haben könne und bat die Alte, sie möchte ihr es erst einmal vorzeigen. Diese ging in die Falle, und kaum saß sie auf der Schüssel, da faßten die drei Schwestern mit einander den Stiel und schoben das Scheusal in den Ofen. Dann wälzten sie den Stein vor und flohen voll Angst vor den zurückkehrenden Hünen eiligst von dannen. Als die Menschenfresser nach einiger Zeit nach Hause kamen und voll Gier in den Ofen sahen, fuhren sie entsetzt zurück, da sie ihre gebratene Großmutter in demselben erblickten. Wüthend suchten sie nach den Mädchen, auf welche ihr Verdacht sogleich gefallen war, und da sie dieselben nirgends im Hause fanden, eilten sie ihnen nach und schleuderten Blitze und Donnerwetter hinter ihnen her. Aber die drei Schwestern waren gelaufen was sie nur hatten laufen können, so schnell, daß sie bereits auf dem Gebiet der Menschenwohnungen angelangt waren und Blitze und Donnerwetter an der Grenze des Hünenlandes kraftlos niederfielen, denn darüber hinaus ist den Hünen keine Macht gegeben. Glücklich kehrten die Geretteten heim.

4.

Hünen und Menschen.

Mündlich.

Im hintersten Feld von Schweischer (sächsisches Dorf 1 Stunde von Reps), in der Gegend, die man „af der halwer moirk“ nennt, wohnten die Hünen. Wenn die einen Menschen sahen, so schrieen sie „seht dort kommen die Jumezen und wollen uns aus unserer Heimath vertreiben“ (sächs. **saet doirt kunn de jümezen en wall'n es äus åser hîmet verdreiwen**). Dann machte sich wohl Einer von ihnen Kouragi und nahm Mann und Pflug und Pferde in die Schürze und ging von dannen.

5.

Riesen auf der Kreuzburg.

Unterhaltungsblatt für Geist, Gemüth und Publizität 1837., 76.

Nyény, ein zum frühern Oberalbenser Komitat gehöriges, dem Marktflecken Tartlau im Burzenland benachbartes magyarisches Dorf, heißt bei den Sachsen allgemein Kreuzburg und dort soll die Burg der deutschen Ordensritter, welche diesen Namen führte, einst gestanden haben. Riesen, erzählen die **Nyéner**, haben diesen Ort früher bewohnt. Einer von ihnen traf einst ein schönes Kind an und lockte es damit in die Burg, daß er von den in ihr befindlichen goldenen Bretzeln und Semmeln ihm gar schöne Dinge erzählte.

Ein Anderer hütet vor uralten Zeiten her ein goldenes Kreuz, das an der Stätte vergraben liegt, wo früher die Burg gestanden. Darum ist auch alles Nachgraben bisher noch ohne Erfolg geblieben.

6.

Das Riesenspielzeug.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1851. 65. Mündlich.

Die Landskron bei Talmesch (sächs. Dorf in der Nähe des Altdurchbruchs) ist von den Hünen gebaut worden und einst

ihre Wohnung gewesen. Einer ihrer alten Bewohner hieß Torreschöng. Seine Tochter sah einst am Fuße des Berges einen Bauer pflügen und weil er ihr ein passendes Spielzeug schien, nahm sie ihn sammt Pflug und Stieren in ihre Schürze und trug ihn auf die Burg. Aber der Vater verwies ihr dies Beginnen und sie mußte ihren Raub wieder dahin tragen, woher sie denselben geholt.*) Doch scheint er nicht allzeit so freundlich gewesen zu sein, denn „er geht herum wie der Torreschöng“ sagen die Talmescher von einen finstern abschreckenden Menschen.**)

7.

Die Hünen auf der rauhen Kuppe bei Schweischer.

Mündlich.

Im Osten von Schweischer erhebt sich ein Berg, höher als die meisten des Repser Geländes und die naheliegenden zum Schäßburger gehörenden Spitzen, die sogenannte rauhe Kuppe (sächs. rea Lôp). Er steigt nur allmälig an und hat oben eine Fläche, etwa zweimal so groß, als die, worauf die Burg von Reps liegt. Auf ihm ist weder Baum noch Graswuchs; krüppelhaftes Gestrüpp verbirgt die Spuren der ungeheuren Eichen, die den Platz einst bedeckten. Hier haben in alten Zeiten die Hünen, Menschen von unglaublicher Größe gewohnt; ein Weg, welcher zur Hochfläche führt, heißt noch heute der Hünenweg. Die Hünenfrauen nahmen oft die mit der Bestellung des Feldes beschäftigten Menschen zu Fünfzigen in ihre Schürzen und trugen sie zu ihren Wohnungen als

*) Dieselbe Sage geht von der Repser Burg (mündlich) und findet sich nach Blätter f G. G. und V. 1840. 293. auch in und bei Kerz. „wo noch die Trümmer der Riesenburg gezeigt werden.“ Auch außerdem taucht sie noch an mehreren Orten des Vaterlandes klar oder anklingend auf.

**) Transilvania Beibl. zum sieb. Boten. 1846. 42.

Spielzeug für ihre Kinder; ja Wagen und Pflug, Mensch und Vieh sollen sie auf diese Weise zuweilen mitgenommen haben.

Von dem Hünenweg machte ein Hüne einst einen gewaltigen Schritt bis auf den Krähenberg (Kriurêg) und von da einen zweiten bis auf die kleine Kuppe an Deutsch Weißkircher Hattert. Ein guter Fußgänger würde mehr als eine Stunde zu dieser Strecke brauchen. Der Hattert von Schweischer ist also nur zwei Hünenschritte breit, sagen die Leute.

8.

Hünenhügel bei Bulkesch.

Mündlich

Die zahlreichen Hügelchen bei Bulkesch verdanken den Hünen ihre Entstehung, die daselbst ihre Stiefel von dem anklebenden Morast reinigten.

9.

Hünen im Rösnerland.

Mündlich. Auch Kővári L. Erdély régeségei, Pest, 1852. 183.

In einer Schlucht bei Dürrbach sollen sich Bautrümmer finden, welche das Volk Hainkirch nennt. Ohnweit davon bei dem Dorf Weißkirch führt ein waldiges Grat den Namen Hainmauer. Jenseits des Zarat neben Szeretfalva und eine Stunde weiter neben Ungersch liegen zwei steile Berge, auf denen der Sage nach einst zwei Riesen wohnten und Burgen hatten. Sie lebten allein und waren von ungeheurer Kraft. Beide besaßen nur eine Axt und so oft diese der eine benöthigte warf der Andere sie ihm über das Sajothal hinüber auf den Berg. Zur Zeit einer Hungersnoth ging der Riese, der bei Ungersch wohnte in die Moldau, um sich Kukurutzmehl zu bringen: sein erster Schnitt reichte bis auf einen Berg zwischen Baier- und Heidendorf, wo in einem Stein noch seine Fußspur kenntlich ist und woher der ganze Berg den Namen

Haintrapp erhalten. Das Volk nennt auch eine andere Höhe bei Szeretſalva Rieſenburg und den Brunnen daneben Rieſenbrunnen. Dieſe Burg ſoll zuletzt eine Räuberburg geworden und auf Befehl des Königs Mathias, der darin ſich einige Zeit lang aufgehalten, zerſtört worden ſein. Bei Mettersdorf endlich findet ſich ein Hünenthurm, wovon die bekannte Sage vom pflügenden Bauern und der Rieſentochter erzählt wird. Dieſe Sage ſchließt mit der Mahnung des alten Rieſen an ſeine Tochter: „Trage ihn wieder zurück, meine Tochter, denn dieſe werden einſt mächtig werden und uns vertreiben.“ *)

10.

Die Hünentrappe.

Mündlich.

Bei Heidendorf im Biſtritzer Kreiſe, auf einem Berg „der Hügel“ genannt, ſieht man die Hünentrappe (heintrapp) in der dortigen Sprache). Ein Rieſe iſt einſt über dieſe Berge gegangen und von ſeinem Tritt hat ſich die Spur dem feſten Geſtein eingedrückt.

11.

Hünenhemd.

Mündlich. Bl. f. G. G. u V. 1851. 5

Eine Höhe, der ſtattlichen Burg von Kaiſd gegenüber, heißt Hünenburg (ſächſ. hënyeschburg), und Spuren eines gemauerten Brunnens und eines Walles ſind Zeugen von den Hünen, die einſt hier gewohnt haben. Die Sage weiß noch, wie ſie den Ort verlaſſen haben. Sie lagen nämlich mit den Men-

*) Dieſelbe Sage geht auch von den Rieſen, welche vor vielen Jahren im Käſſelberg bei Neithauſen gewohnt haben ſollen. Ein Rieſenmädchen kam bis aus Dorf und entführte den ackernden Bauer. Der Vater aber ſagte: „Sieh, meine Tochter, dieſe Ameiſen werden uns von hier vertreiben.“ (Mündlich.) Ebenſo bei Zendreſch.

schen, die sich in Kaisd angesiedelt hatten, in immerwährendem Streit und verließen endlich, am glücklichen Ausgang desselben verzweifelnd, die Gegend. Aber Einer von ihnen, vielleicht krank, mußte zurückbleiben und wurde von den Leuten zum Hannen (Ortsrichter) gebracht. Doch er hielt es nicht lange aus, starb und wurde von den Ortsbewohnern begraben. Zu seinem Gedächtniß wurde sein Hemd, das in der Breite der Brust fünf Viertel Ellen und mit den Aermeln, die ihm aber nur bis an die Ellbogen reichten, über drei Ellen maß und ihm bloß bis an die Knie ging, in der Kaisder Burg aufbewahrt, und ist aus der an demselben angebracht gewesenen Tasche zu ersehen, daß jener Riese ein Zimmermann gewesen.

12.

Die Hünen auf der Sattelburg.

Mündlich.

In der Nähe von Sächsisch-Reen erheben sich zwei Bergkuppen: die Sattelburg und die Spitzburg. Auf dem hinteren Theile der spärlich bewaldeten Sattelburg ist noch Mauerwerk zu sehen; auf beiden haben Hünen gehaust. Noch weiß man zu erzählen, wie sie sich das Sieb von einer Spitze auf die andere gereicht und von der Sattelburg mit einem einzigen Schritt auf den jenseits Görgény gelegenen, mit Hochwald bedeckten Berg gegangen seien.

13.

Die Hünen im Burzenland.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 176.

Hünen beherrschten vor undenklichen Zeiten die Welt. Eine solche Hünenfamilie hauste auch im Burzenland. Ein spielendes Hünenkind sammelte einmal Sand und Erde in seine Schürze. Der Vater mochte solchen Zeitvertreib ungern sehen und gab seinem Kind eine so derbe Ohrfeige, daß es den Inhalt der

Schürze verschüttete. Daraus ist der sogenannte Büchel bei Neustadt entstanden.

14.

Hünenkirche.

Mündlich.

Bei Zendresch hausten vormals im Hünengraben die Riesen. Von ihren Wohnungen schritten sie über Schredderhéld zum Kirchthal, wo sie eine großmächtige Kirche hatten, was noch jetzt an dem daselbst befindlichen Mauerwerk zu sehen ist. Aus dem Kirchthal führt eine Bergschlucht in das Chorbakels, ein kleines Thälchen, welches den Chor der großen Hünenkirche bildete. Man sieht es aber deutlich, daß diesen Hünen ihr Christus und die Propheten nicht im Morgenlande gelebt haben, weil ihre Kirche mit dem Chor nicht östlich sondern nördlich gestanden hat.

15.

Der Schloßberg von Görgény.

Mündlich.

Der Schloßberg von Görgény, vier Stunden von Reen, ist ein vereinzelt dastehender Kegel. Derselbe soll dadurch entstanden sein, daß eine Hünin, welche Erde in ihre Schürze gesammelt hatte, durch ein Loch, das sich in derselben befand, an dieser Stelle ein Häufchen davon verlor.

Dieselbe Sage geht von dem Birthälmer Kirchbühl.

16.

Hünen bei Schäßburg.

Mündlich.

Auch hier hielten sich in frühern Zeiten Viele dieses Geschlechtes auf und von ihnen tragen Hünenberg (hënnerberg) und Hünengäßchen (hënyegêsken) ihre Namen. Die Mauer-

trümmer, welche man zuweilen noch auf dem „jungen Kernberg", der höchsten Anhöhe der Umgegend, südlich von der Stadt, und auf einem andern nahen Berge findet, rühren von Hünenbauten her und werden **hënyekäller** und „**hëny-eschburg**" genannt. Einst pflügten die Bauern unter derselben. Da sieht die Riesentochter von der Henyeschburg sie und ruft: „Vater was sind für Würmer und Ameisen da unten?" „Kind", seufzt der Vater, „die werden uns noch ausfressen aus der Welt." Da geht die Riesentochter hinunter und bringt sich eine Schürze voll zum Spielen. —

Ein Bergsattel in der Nähe soll den Hünen zum Reiten gedient haben.

17.

Götzenberg.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 381. Vergl. L. J. Marienburg Geogr. des G. Siebenb. II. 233. Transsilvania, Beiblatt zum Sieb. Boten. 1844. 317.

Der auch heute durch seinen Gewerbfleiß rühmlich bekannte Marktflecken Heltau bei Hermannstadt beschäftigte im 15. Jahrhundert eine Menge Sichel- und Sensenschmiede. Ihr Schutzpatron war der heilige Severus, dessen Geschichte in der Pfarrkirche auf den Flügeln des Altarblattes rings um das Hauptblatt bildlich dargestellt ist. Ihr Eisen bezogen sie aus den am Fuße des Götzenbergs (sächs. **Gîzembrig**) gelegenen Eisenhämmern. Einige wollen den Namen des Götzenberges von der Redensart „geht zum Berge" herleiten, welche man in Heltau hören soll, wenn faule Müssiggänger und Bettler fortgejagt werden und womit man früher die Gesellen in die Eisenhämmer am Berge geschickt hätte. Auf dem Götzenberg, oder richtiger einer von ihm nach Osten auslaufenden, zwischen dem Beutelsgraben und der Steinleie aufsteigenden Höhe stand in alten Zeiten die Hünenburg (**hënyeburg**). Diesen Namen

führt der Berg heute noch und man sieht von ihm ganz deutlich bis zum Hünenberg (hëny⸗brig) zwischen Heltau und Westen und zur Landskron bei Talmesch. Auf den Spitzen all dieser Berge waren in alten Zeiten Burgen gebaut und drei Hünenbrüder wohnten in ihnen, deren Stimme so stark war, daß sie den gegenseitigen Zuruf trotz der großen Entfernung recht gut verstehen konnten. Ein sächsischer Geschichtsforscher, Tröster aus Hermannstadt, der 1670 als Rektor in Großschenk starb, hat noch Mauertrümmer der Hünenburg gesehen und selbst alte noch lebende Leute wissen sich auf Aehnliches zu erinnern. Jetzt ist die ganze Gegend von Buchen bedeckt, und kaum kann man aus dem noch kenntlichen Wall und den zahlreichen Vertiefungen auf die einstige Burg schließen. Nur neugierige Reisende und Schatzgräber besuchen noch zuweilen den einsamen Ort.

18.

Hünenburg bei Gödöllö.

Mündlich aus Bulkesch.

Am Mühlsteinbruch jenseits Gödöllö im Csicsoer Gebirg sind Trümmer einer Burg, die von Riesen erbaut worden sein soll.

19.

Hünenburg bei Glogovitza.

Mündlich aus Bulkesch.

Diese Burg ist sehr stark gewesen. Noch immer graben die Glogovitzer Steine heraus und verkaufen sie den Bulkeschern; und obschon nicht blos die Bulkescher alte Kirche sondern auch das Schloß von Szent⸗Miklosch daraus gebaut worden, so sind doch die alten Grundmauern noch klafterdick zu sehen. Das macht, sie ist von den Hünen erbaut. Der Brunnen, den sie darin hatten, war so tief, daß er bis auf

das Flußbett der Kokel, die unter dem Berge hinfließt, reichte; der Eimer hing an einer goldenen Kette, und die Walachen, welche daselbst graben, hoffen sie noch einmal zu finden. Auch hier erzählt man von der Riesentochter, welche den Bauer mit Pflug und Gespann in die Schürze raffte.

20.
Riesen auf Landskron und Lauterburg.

Kövari L. a. a. O. 185. 201.

Auch die Lauterburg soll von Riesen erbaut sein, und auf der Landskron ein Burgvogt gelebt haben, welcher mit dem Vogt vom rothen Thurm nicht habe zusammen treffen dürfen.

21.
Gantermanai.

Mündlich.

Die Kaisder-Burg soll früher Eigenthum einer unverheirateten Jungfrau Namens Gantermanai gewesen sein, durch welche die Burg sammt dem zu ihr gehörigen Grund und Boden den Kaisder Bürgern geschenkt worden.

22.
Die Uglerin.

Mündlich. Vergl. J. C. Schuller in den Blättern f. G. G. u. V. 1851. 59. Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 211.

Auf der Grenze zwischen Stein, Schweischer und Weißkirch, drei Repser Bezirksortschaften, liegt eine Anhöhe, auf der noch vor achtzig Jahren Spuren eines Hauses sichtbar waren. Dasselbe galt wie die umliegenden 2—300 Joch umfassenden Feldgründe als Eigenthum einer Jungfrau, die Uglerin auch wohl Ugele Fih genannt. In einem mündlichen Testamente versprach diese ihr ganzes Besitzthum derjenigen Gemeinde, auf

deren Friedhof sie nach ihrem Tode beerdigt werde. Einst nun hatte ein Bauer von Weißkirch, der in der Nähe gepflügt, Etwas mit der Uglerin zu thun; wie er aber in ihre Wohnung trat, fand er sie gestorben. Froh, der Erste gewesen zu sein, der die einträgliche Entdeckung gemacht, eilte er seinem Dorf zu, um den Wagen zur Abholung der Leiche herbeizubringen. Einem Steiner aber, der ebenfalls auf dem nahen Felde pflügte, war die Eile des Nachbars aufgefallen: den Sachverhalt ahnend, geht er zur Wohnung der Jungfrau und findet richtig ihre Leiche. Nun war der von Stein aber älter und klüger als der von Weißkirch, daher nahm er rasch seinen Pflug, packte den Leichnam darauf und uhr ihn nach Stein, wo ihn der Pfarrer nach evangelischem Brauch beerdigte. Der Weißkircher war später mit zahlreicher Begleitung die todte Uglerin abzuholen gekommen, hatte aber die leere Stelle gefunden. Bald darauf ein Rechtsstreit um den Besitz des Uglerberges; so hieß nämlich das erwähnte Grundstück der Uglerin. Die entscheidende Behörde in Reps sprach endlich folgendes Urtheil: „Da der Weißkircher den Leichnam zuerst gefunden und, weil er denselben auf eine anständige Weise fortzuschaffen bedacht gewesen, nach dem Wagen geeilt ist, der Steiner aber erst dadurch aufmerksam geworden und dann den Leichnam eigentlich diebischer Weise genommen und wie ein Stück Holz auf dem Pflug nach Stein geschleppt, mithin die That der christlichen Barmherzigkeit aus reinem Eigennutz vollbracht, der Geistliche aber seine Schuldigkeit gethan und die Jungfrau nach evangelischer Sitte und Brauch hat beerdigen lassen: so wird das ganze Grundstück, so wie die im Hause allein noch vorfindige Trinkkanne den Weißkirchern, der Zehnte der dort wachsenden Früchte aber dem jedesmaligen evangelischen Pfarrer von Stein zuerkannt.

Noch heute führt das Grundstück den Namen Uglerberg und wird der zehnte Theil der Früchte dem Pfarrer in Stein

zugeführt, ohne daß auch nur ein Mensch aus Stein dort eine Hand breit Erde besäße.*)

23.

Jungfernsprung.

Mündlich. Blätter F. G. G. u. V. 1851. 22.

Das Dorf Galt, zwei Stunden von Reps, heißt magyarisch Ugra. Daran anknüpfend erzählt man, daß einst eine Jungfrau, von Feinden verfolgt, in diese Gegend geflüchtet sei und hier in wildem Sprung (ugrani heißt magyarisch springen) über den Alt gesetzt habe.

24.

Die Riesen in Hermannstadt.

Mündlich.

Riesen haben die Hermannstadt gegründet, und auch lange nach der Gründung noch daselbst gewohnt. Auch die jetzige evangelische Pfarrkirche ist von ihnen erbaut worden; denn soweit zurück reicht ihr Ursprung und die Riesen waren ja evangelisch. Diese Gewaltigen waren so groß, daß sie von dem Ort wo jetzt die Schule steht bis zur Kirche nur einen Schritt machten und sich die mächtigen zehn Zentner und mehr wiegenden Quadersteine einander zureichten, wie jetzt Handlanger Ziegeln aus einer Hand in die andere gehen lassen. Ihre Denksteine sind noch jetzt in der Kirche zu sehen; denn allmählig starben sie aus, und der letzte wurde im jetzigen Hutter'schen Hause vertilgt, wo sein Bild bis auf die neueste Zeit herab an einer Wand zu sehen war.

*) Die Weißkircher zahlten den Steinern überdies noch am St. Nikolaustage vier Gulden und einen Hahn.

25.

Hünenuntergang.

Mündlich.

Die Thürme des Rathhauses und der evangelischen Hauptkirche in Hermannstadt sind der Sage nach von Hünen erbaut. Auf jedem derselben wohnte Einer, und von dort aus hielten sie die menschliche Bevölkerung der Stadt und Umgegend in harter Knechtschaft. Zu ihrer Unterhaltung ersannen sie sich mancherlei Kurzweil: so wetteten sie auch einmal mit einander auf einen Riesenschritt, mit dem der Eine von einem Thurm zum andern schreiten sollte. Der Versuch mißlang und der verwegene Hüne kam bei demselben um's Leben. Der Andere stand nun vereinzelt und wurde von den Menschen bald nach jener Begebenheit angegriffen und endlich getödtet. Sein Schien- oder Schenkelbein hing, eine Klafter lang, noch vor kurzer Zeit in der Kirchenhalle an Ketten befestigt.

26.

Die Hünengräber bei Birk.

Mündlich.

In der Nähe der Birker Weingärten sind einige große Erdhügel, die grade ein Ansehen haben, als hätte man sie mit Händen gemacht. Das Volk erzählt, das seien die Gräber der Hünen, die vor Zeiten in dieser Gegend geherrscht.

27.

Das kleine Volk.

Mündlich.

Bei Rosenau im Burzenland sieht noch eine schöne und ziemlich wohlerhaltene Burg in's Thal hernieder. Die Sage erzählt, daß sie von dem kleinen Volk erbaut worden sei und gefangene Türken den 70—80 Klafter tiefen Brunnen gegraben hätten.

28.

Holzmandel.

Mündlich.

Holzmengen (sächsisch hûlzmängen) ein sächsisches Dorf 5 Stunden von Hermannstadt soll seinen Namen auf folgende Weise erhalten haben. Ehe noch das Dorf stand, wohnte in jener waldreichen Gegend ein kleines Männchen, welches regelmäßig auf jeden Wochenmarkt eine Fuhr Holz nach Hermannstadt brachte und welches man deshalb allgemein das Holzmandel hieß. Niemand kannte seinen eigentlichen Namen und überhaupt schwebte etwas Geheimnißvolles um den winzigen Verkäufer. Aufmerksam geworden auf den einträglichen Handel siedelten sich in der Folge mehrere Familien in jener Gegend an, um den Reichthum der Waldung auszubeuten. Seit dieser Zeit verschwand das Holzmännchen und wurde nicht mehr gesehen. Weil aber die neuen Ansiedler aus derselben Gegend ihr Holz zum Verkaufe brachten, wurden sie allsammt Holzmandel genannt und später dieser Name auch auf das Dorf übertragen, welches sie gegründet hatten und das häufig Holzmandel gesprochen und geschrieben wird.

29.

Der Pfarr vom Bednerberg.

Mündlich.

Eine Anhöhe auf dem Gebiet von Großschenk heißt der Bednerberg: Weinberge liegen an seiner gegen Mittag zugewandten Seite, spärlicher Wald bedeckt seinen Gipfel. Aber der Ort ist ein verrufener bei dem Volke und nicht leicht würde sich eine einzelne Frau dorthin wagen. Dort lebt nämlich noch der sogenannte „Pfarr vom Bednerberg,“ ein neckischer Geist, der den Arbeitern in den Weinbergen, besonders den Weibern, gerne einen Possen spielt und sie in ihrer Arbeit stört oder

hindert. So wenn sie das Stroh, womit sie die Reben an die Weinpfähle binden, unten im Gräbchen eingeweicht haben und es zum trocknen aufstellen, wirft er es, ehe sie sich dessen versehen, um; oder verwechselt ihnen auch, was häufig geschieht, ihre Kleider. Auch wenn ein Wagen den Berg hinanfährt, geschieht es zuweilen, daß er plötzlich nicht aus der Stelle kann. Dann ist der Bednerberger Pfarrer gewiß in der Nähe.

Die Wiese am Fuß des Berges, die man Blescheraue nennt, war früher Gemeindegrund. In den alten Zeiten waren aber die Herrn (Beamten) von Schenk sehr mächtig und was sie thaten, darnach fragte selten Jemand aus der Gemeinde, noch weniger unterstand er sich einen Tadel öffentlich auszusprechen. Einer von diesen Herrn nun hatte sich auch die schöne Wiese zugeeignet, und lies sie mähen für sich, quälte aber, die ihm dabei arbeiteten, so unmenschlich, daß sie ihm alle nichts als fluchten, und er in Folge dessen an diesen Ort verwünscht worden ist, wo er nun sein Wesen treibt. Er hatte zwei Söhne, von denen der eine Pfarrer, der andere Herr wurde. Der Spuck des Vaters gefiel nun dem Pfarrer nicht und am wenigsten in solcher Nähe und da bannte er ihn in den Geisterwald,*) wo es so gram ist, daß weder Vieh noch Mensch sich hin traut.

Er erscheint den Leuten als Pfarrer, mit dem breiten Hut auf dem Kopf, — aber der eine seiner Füße ist ein Gänsefuß. Ein alter Schenker, dessen Sohn heute der Aeltesten Einer im Orte ist, wollte sich einmal Reife hauen in einem Graben, der zum Bednerberg gehört. Wie er in denselben hinabging, sah er den Prediger von Gürteln mit einem Stöckchen in der Hand darin umherschreiten und die Steinchen bei Seite stoßen. Das Benehmen des Wohlehrwürdigen Herrn, den er sehr gut

*) Ein dichter und weit ausgedehnter Wald zwischen Nußbach und Heviz.

kannte, kam ihm aber heute ganz sonderbarlich vor. Anfangs glaubte er, derselbe habe vielleicht diesen einsamen Ort aufgesucht, um seine Predigt gegen den Sonntag zu lernen; aber da fiel es dem guten Manne ein, daß ja heute gar nicht Sonnabend sei. Vergebens bot er demselben ein „guten Tag" und fragte nach seinem Befinden und dergleichen Dingen, womit man ein Gespräch anknüpft. Der Befragte gab keine Antwort und entfernte sich endlich schweigend. Da ist aber beim Weggehen sein Gänsefuß sichtbar geworden und hat der Böttcher klärlich gemerkt, daß er es mit dem Pfarrer vom Bednerberg zu thun gehabt.

Andre Geister bannt man durch Gebet, diesen durch Fluchen: je ärger der Fluch, desto leichter der Bann. Das hat einmal der alte Martinsberger Pfarrer versucht. Wie er mit mehren Pfarrherren, seinen Collegen, aus dem Consistorium in Großschenk heimwärts fuhr, hielt an dem Bednerberge der Wagen plötzlich unbeweglich. Weder Schreien noch Schlagen half. Vergebens wandte sich der alte Pfarrer zum Gebet und rief „Herr hilf uns aus dieser Klemme." Der Knecht wußte bessern Bescheid hier; er wandte sich an seinen Herrn und meinte: „Herr Vater, lassen sie mich hier machen!" und fing dann so furchtbar zu schimpfen an über den verfluchten und aber verfluchten Bednerberger Pfarrer, daß dem Martinsberger Pfarrer um seines Knechtes Seelenheil wahrhaft bange wurde. Aber das Fluchen half, denn augenblicklich ging der Wagen wie von unsichtbarer Hand beflügelt aufwärts.

Diese Erzählung ist weit verbreitet, und wenn man die vielen am Bednerberg aufgelassenen Weingärten sieht und nach der Ursache solcher Vernachlässigung fragt; so erhält man zur Antwort, daß es wegen des Bednerberger Pfarrers geschehen sei.

30.

Der Helfer in der Noth.

Mündlich.

Ein armer alter Mann aus Rod kam einst von seiner Herrschaft, die ihm eine fast unerschwingliche Zahl von Weinpfählen zu liefern befohlen hatte. Traurig ging er über die Held (einen Berg, der ins Kokelthal abfällt), als ihm plötzlich am „Fallthor" eine hohe weiße Gestalt in langen Kleidern, mit einem dreieckigen Hut auf dem Kopf erschien. Mitleidig fragte sie ihn, warum er so traurig sei; und als darauf der arme Mann alles erzählt, in was für einem Elend er sei, führte jener ihn weit weg in einen großen Wald und zeigte ihm daselbst ungeheure Schätze in Geld. Der arme Mann nahm sich auf Geheiß seines Führers wie viel er tragen konnte und kehrte damit nach Hause zurück und wurde der reichste Mann im Dorf. Derselbe Geist hat noch vielen andern armen Leuten geholfen; doch als man bald nachher das Thor abgetragen, verschwand er und ist seither Niemanden mehr erschienen.

31.

Der Zauberer.

Mündlich.

Folgendes hat sich vor etwa neunzig oder hundert Jahren in Mühlbach zugetragen. Ein Schwarzkünstler zeigte seine Künste auf offenem Marktplatze. Eben staunte alles Volk über einen Hahn, den der Zauberer vorübergehn ließ und der einen mächtigen Heubaum hinter sich herschleppte, als ein Mädchen daherkam, welches Gras in einem Sacke auf dem Rücken trug. Als sie sah, wie sich das Volk verwunderte über den Hahn, lachte sie laut auf und rief: „Ihr Narren, seht ihr denn nicht daß der Hahn nur einen Strohhalm am Fuß hat?" Sogleich

war auch bei dem Volk die Täuschung vorüber und sie sahen Alle, daß der vermeintliche Heubaum ein Strohhalm sei. Der Zauberer, welcher wohl merkte, daß das Mädchen ein vierblätteriges Kleeblatt im Sacke tragen müsse, welches sie gegen seine Künste schütze, rief ihr zu den Sack abzulegen. Sobald sie dies gethan, war sie in seiner Gewalt, die er dermaßen ausübte, daß sie den ebenen Weg plötzlich für ein Wasser ansah und sich hoch aufschürzte, um durchzuwaten, zur großen Belustigung und zum Gelächter alles Volkes.

32.
Der Waldjäger.
Mündlich aus Mühlbach.

In den tiefsten Wäldern und Gebirgen streift ein großer wilder Mann herum — die Leute nennen ihn den Waldjäger (sächs. bäschjeeger). Geheimnißvoll ist sein Wesen und wenig bekannt, denn nur selten wird er sichtbar und begegnet einem Menschen. Am häufigsten ist er Jägern begegnet und hat ihnen dann guten Rath ertheilt. Einem Bauer, der schon neunundneunzig Bären geschossen, erschien er und warnte ihn, nun zu ruhen, denn Niemand könne den hundertsten Bären erlegen. Allein die Jagdlust ließ Jenen den Rath nicht befolgen: er traf auf einen Bären, fehlte und ward von demselben zerrissen. Einem andern Jäger, dem das geheimnißvolle Wesen erschien, vertraute es das Geheimniß: wenn er in der Neujahrsnacht eine Natter in seine Flinte lade, so werde er im ganzen folgenden Jahre nie mit diesem Gewehre das Ziel verfehlen.

33.
Das Springgras.
Mündlich.

Wer das Springgras haben will muß bei Sonnenaufgang hinausgehen und auf dem Bauche kriechend suchen bis er es

findet. Es hat eine herzförmige Gestalt und ein Tropfen wie Gold oder Blut hängt daran, woran es zu erkennen ist. Hat man es gefunden, so schneidet man sich den Ballen der linken Hand auf und läßt das Blatt dahin einwachsen, worauf man alles Eisen durch die bloße Berührung sprengen kann. An dem Knopf bei Schäßburg ging ein gefesseltes Pferd auf der Weide und streifte das Springgras; sogleich zersprangen die Fesseln. Der berüchtigte Dieb F... hatte auch ein solches in seiner Hand; aber jetzt hat die Polizei es ihm ausgeschnitten. Ein Heltauer fesselte um es zu finden seine Frau und trieb sie auf den Wiesen herum und glaubte es da zu finden, wo die Fessel springe. Die Walachen nennen es Eisenkraut (jarbe cherului).

34.

Die Heldenburg.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 63. Siebenb. Quartalschrift VII, 234.

Eine Stunde von Krizba, einem zum Törzburger Dominium gehörigen magyarischen Dorfe, gelangt man an den Fuß der das Burzenland von dem Fogarascher Gebiet trennenden Gebirgskette. Auf einer nahen Spitze derselben liegen Ueberbleibsel von Burgmauern, die an der schwächern Seite acht Fuß breit waren, von Kellern und unterirdischen Gewölben, und eine zerfallende Thurmwand — Rauchfang nennt sie das Volk — starrt zwischen den mächtigen Bäumen hervor, welche überall hervorgewachsen sind. Riesen (magyar. óriások) haben der Sage nach die Burg hier gebaut und die Spuren der ruhenden Riesenjungfrau und die ihrer steten Begleiterin, einer Ziege, haben sich dem festen Gestein so eingeprägt, daß sie noch heute kenntlich sind.

Andere erzählen von einem gewissen Nemesch Mihaly, der sehr reich gewesen, die Heldenburg gebaut und sie Roththurm

oder Rothburg (magyar. verestorony oder veresvár) genannt habe und nun daselbst bei seinen vergrabenen Schätzen umgehe.

35.

Vom Donnerstein.

Aus Deutsch-Kreuz.

Ein Donnerstein sieht aus wie ein Keil mit einem runden Loch in der Mitte, und fährt bei jedem einschlagenden und nicht zündenden Blitz ein solcher Stein dermaßen tief in die Erde, daß er erst im neunten Jahr darauf wieder an der Erdoberfläche zum Vorschein kommt.

36.

Die zwölf Männer in der Burg Saßtschor.

Mündlich.

Die Burg von Saßtschor (wie schon der Name sagt, ein altes sächsisches Bauwerk — sächs. äm Schiewes) liegt auf einem Berge und lange Zeit in Trümmern. Unter diesen Trümmern, tief unten im Berge, ist ein Gewölbe. Drin sitzen um einen goldenen Tisch zwölf Männer mit langen goldenen Bärten, wie entschlafen. Noch soll ein verborgener Gang mit alten morschen Treppen in dies Gewölbe hinunterführen. Ein Mönch stieg einst mit einer Fackel hinab; aber er ist nie wiedergekehrt. Niemand weiß, wer jene Männer sind; doch will man vermuthen, daß es die alten Besitzer der Burg seien.

37.

Horleschgraben.

Mündlich.

Am sogenannten Freithum bei Reps ist eine Oeffnung in der Erde, wovon erzählt wird, daß sie der Anfang eines

langen Ganges sei, an dessen Ende eine eiserne Thüre den Zutritt zu einem Gewölbe verschließe, in welchem große Schätze verborgen lägen. Der Ort heißt Horleschgraben (sächs. hôrleschgrôwen).

38.

Fraholtegraben.

Mündlich.

Ein Graben bei dem sächsischen Dorf Nadesch, drei Stunden von Schäßburg im frühern Kokelburger Komitat, heißt sächsisch fraholtegrôwen. Vor Jahren soll eine Frau die Quelle, welche dort fließt, eingefaßt und mit einer Rinne versehen haben. Eine Gegend in der Nähe wird vom Volk „zem wenigen Nadesch" genannt.

39.

Weiße Frauen.

Mündlich.

Auf dem Pfarrhof in Meschen geht eine weiße Frau um. Wenn sie erscheint, bringt sie Unglück. Auch in Agnethlen erzählt man von einer solchen, und in Hermannstadt wollen Einige sie im Straußenburgischen Haus hinter dem Leichgarten gesehen haben.

40.

Die Waldfrau.

Mündlich.

In alten Zeiten begab es sich, daß einmal ein Bauer aus Nieder-Eidisch um Holz in den Wald ging. Daselbst angelangt zog er sein Pfeifchen aus der Tasche und schmauchte frisch drauf los. Aber es sollte ihm nicht lange schmecken; denn es erschien ihm eine weißgekleidete Frau, sah ihn mit

zornigen Blicken an, stampfte mit dem Fuß und rief: „Wer gibt dir die Erlaubniß, in meinem Walde zu rauchen. Geschieht dies noch einmal, so ergeht es dir übel.“ Damit nahm sie dem Bauer die Pfeife und warf sie zur Erde. Dann ging sie langsam von hinnen. Der Bauer erholte sich vom Schreck, hob seine treue Pfeife vom Boden auf und ging nach seinem Hause, das in der Nähe des Waldes stand. Als es Abend wurde, vergaß er den Befehl der Waldfrau und zündete die Pfeife von neuem an. Aber, o Graus, die Waldfrau stand augenblicklich vor ihm, ergriff die Pfeife, schleuderte sie durchs Fenster hinaus, bedrohte ihn zum zweitenmal und verschwand. Der Bauer wollte sie zum drittenmale nicht wieder versuchen und hat sein Leben lang keine Pfeife mehr geraucht.

41.

Brunnenfrau.

Mündlich in Schäßburg.

Es ist gefährlich, in einen Brunnen starr hinunter zu blicken: die Brunnenfrau, die da unten wohnt, nimmt's übel. Aber die Kinder sind oft neugierig und möchten um ihr Leben gerne sehen, wie's dort drunten beschaffen sei, biegen sich keck über den Rand der Einfassung und necken die Brunnenfrau, indem sie ihr zurufen: „Brunnenfrau, Brunnenfrau! zieh mich in den Brunnen!“ (sächs. brânnefrâ, brânnefrâ! zâp mich ân de brânnen!“) Dann ziehen sie indeß rasch die Hälschen zurück; denn sie fürchten, es könne ihr Wunsch in Erfüllung gehen.

42.

Wasserrecht.

Mündlich.

Das Wasser der Kokel hat bei Schäßburg einen sehr betrüglichen Lauf. Im Grund des Flußes sind oft, wo man es

am wenigsten vermuthet, Gruben; das Wasser bildet Strudel und Wirbel und zieht den unerfahrenen in seine Tiefe. Es ist ein allgemeiner Glaube, daß sie jedes Jahr einen Menschen haben müsse, und vergeht auch selten eines, daß nicht Jemand ertrinke. In Mühlbach gilt dasselbe von der Bachfrau.

43.
Ritter Tod.

Mündlich aus Mühlbach.

Vielfach erscheint der Tod, namentlich Sterbenden, oft aber auch Gesunden, die er zu fangen sucht. Eine Frau, deren Mann nicht zu Hause war, hörte in der Nacht Pferdegetrapp draußen und glaubte anfangs, es sei ihr Mann, der heimkehre. Doch war sie eine kluge Frau und traute nicht sogleich. Vor dem Hause hielt es still und es schien der Frau, man steige ab und binde das Pferd an das Geländer des Hauses. Darauf hörte sie am Thor klopfen und ihren Namen rufen, antwortete aber, wie unwillig, nur „na, na" („nun, nun.") Und das war ihr Glück; hätte sie gefragt „wat wält te?" („was willst du?") so wäre die Antwort gewesen „dĕch" („dich") und sie war dem Tod verfallen. Dieses hat sich in Mühlbach zugetragen.

44.
Der Tod als Mohr.

Math. Miles, sieb. Würgengel.

Das schreckliche Verderben des Fürsten Andreas Bathori haben vielfältige Vorboten angekündigt: unter andern Zeichen, wie er im Herausmarschiren sein Lager bei Reußmarkt zu übernachten aufgeschlagen, ist ihm bei hellem Tag unter anderem Volk ein langer schwarzer Mohr, eine große Sense auf seiner Achsel tragend, vorbeigehend erschienen, und wie er die um ihn

stehenden Herren fragte, wem der abscheuliche Mäder angehöre, hat ihn Niemand berichten können, denn derselbe war von Niemanden mehr gesehen worden, und auch Andreas selbst konnte ihn nicht mehr zeigen. Das hat den Andreas sogleich erschreckt als ein unglückseliges Todtengespenst.

45.

Die Pestjungfrau.

Mündlich.

Die große Pest brach in Schäßburg im Jahre 1709 im heutigen Kraftischen Haus auf der untern Marktseite aus. Drei Häuser der Beiergasse zu starben fast ganz aus; dann übersprang die Seuche das Schobeli'sche (heute Orendi'sche) und brach im nächsten, damals Teutsch Welten'schen (heute Girscht'schen) Hause wieder aus. Als sich, noch ehe sie angefangen, Alles fürchtete vor ihrer Ankunft, hieß es, sie breche erst aus „won de nåcktig mêd kit“ („wenn die nackte Jungfrau kommt.“) Und als das Unglück nun einbrach, wollte man sie auch wirklich gesehen haben.

46.

Das Pesthemd.

Mündlich

Im Jahre 1849, nachdem der Aufstand der Ungarn zuerst das Land mit Krieg und Feuer heimgesucht hatte — viele Leichen lagen noch unbeerdigt auf den Feldern und wurden von Vögeln und Hunden zerrissen — da begann zu allen Uebeln noch die Pest (Cholera) im Lande zu wüthen. Auch in Georgsdorf, in der Nähe von Mühlbach, waren bereits mehrere Menschen von ihr hinweggerafft worden, als einige Bauern eines Morgens, indem sie ihren Geschäften nachgingen, vor dem Dorfe ein Hemde fanden. Eingedenk alter Kunde und Sitte, gruben

sie sogleich ein Loch in die Erde und verscharrten es in demselben. Von Stund an hörte die Seuche in dieser Gegend auf.

47.

Abwehr der Seuche.

Mündlich.

Als die Seuche (Cholera) im Jahr 1848 auch in Galt wüthete, hingen die Bewohner des Ortes ein Hemd an einen Zaun, und die Seuche wich von demselben, als das Hemd verschwunden war: die Cholera hatte es in Empfang genommen. Im Großschenker Kreise behauptet man, ein solches Hemd müsse in einer Nacht gesponnen, gewebt, genäht und gewaschen worden sein.

48.

Geisterspuck.

Mündlich.

In Bodendorf erzählt man: Ein Bursch war in einer Winternacht bei dem Hattertstein auf dem Feld, so gegen 11 oder 12 Uhr. Da möchte er gerne Feuer haben und sieht plötzlich zwei Menschen mit dicken Kohlen auf der Pfeife. Wie er diese um Feuer angeht, so sind sie verschwunden, und ein schwarzer Hund winselt statt ihrer da herum. Der Hund aber läuft in den Bach und wird eine Kuh; die Kuh läuft über den Bach und wird ein Mensch und der Mensch endlich ein Rauchfang. Der das erlebt war ein alter Mann, welcher sich gern fürchtet, und war ganz erstarrt als er heimkehrte. Als ein anderer einmal vom Hattertstein nach Hause kam, fuhr er von der entgegengesetzten Seite ins Dorf hinein. Wie ist das zugegangen?

49.

Der Ritt um die Kirche.

Mündlich aus Sächsisch-Reen.

Wer Nachts um zwöf Uhr an dem Kirchhof vorbeigeht mag, wenn er Muth hat, zu einer Thorritze hinein sehn. Ein Pfarrer auf weißem Roß, die Bibel in der Hand, reitet dreimal um die Kirche. Dann krachts nur einmal, und die Erscheinung ist verschwunden. Man glaubt, er predige den Todten, die ringsumher begraben liegen, und wenn er zu Ende gepredigt, so lege er sich wieder in seine Gruft in der Kirche und das Roß verschwinde.

50.

Vom Alp.

Mündlich.

Vielfach plagt der Alp (sächs. älf) die Menschen, indem er sie bald im Schlafe drückt, bald in allerlei Weise neckt, bald ihnen ihre schönen Kinder verstielt und seine häßlichen Bälge an deren Stelle legt. Einer Frau in Mühlbach hatte eben ein solcher Alp das Kind mit einem solchen Wechselbalg vertauscht, während sie schlief, und untröstlich war deshalb die arme Mutter. Da gab ihr eine weise Frau den Rath, sie müsse dem Wechselbalg aus einem kleinen Geschirr mit einem großen Löffel zu essen geben, wenn sie je wieder zu ihrem Kinde gelangen wolle. Die Kindbetterin befolgte den Rath, und da der große Löffel weder in das kleine Geschirr, noch in den Mund des Wechselbalges hineingehen wollte, weinte und heulte der letzte beständig. Dies währte solange, bis der Alp in einer Nacht heimlich kam, das gestohlene Kind zurückbrachte und das seinige mitnahm.

51.

Das unheimliche Haus.

Mündlich.

Man hört oft von verwünschten Schlössern, in denen Geister hausen und spucken. Viele freilich schütteln ungläubig den Kopf und glauben nicht daran und halten derartiges Gerede für leeres Geschwätz. Was würden diese aber sagen, wenn man sie nun wirklich zu überweisen im Stande wäre. Unterhalb der steinernen Brücke in Sächsisch-Reen, auf der rechten Seite steht ein Haus, das lange Zeit nicht bewohnt werden konnte, weil es darin nicht geheuer war. Man untersuchte dasselbe, fand aber nichts Verdächtiges, außer jeden Morgen einen Haufen mächtiger Steine unter dem Rauchfang. Man hörte sie auch hineinfallen, aber sehen konnte man nichts. Da ließ der Eigenthümer des Hauses, ein Walache, durch einen Popen, der dafür verstand, den Geist oder die Geister — denn man weiß bis heute nicht gewiß, ob es Einer oder Mehrere thaten — bannen. Sieben Freitage hindurch fastete dieser und betete auf Kreuzwegen, und nach dieser Zeit fiel kein Stein mehr herunter, und das Haus kann jetzt wieder bewohnt werden.

52.

Vom Umgehen.

Mündlich.

In einem Hause in Mühlbach ging es beständig um. Der Besitzer desselben vermuthete, daß dies von Schätzen herrühre, die sich darin irgendwo verborgen befänden. Es wurde nach einem zauberkundigen Manne geschickt. Dieser kam auch mit seiner Wünschelruthe und als sich dieselbe an einer Stelle im Hofe niederbeugte, grub man hier die Erde auf. Nach kurzer Arbeit kam man auf einen Ofen und fand in demselben

eine schwarze Henne, dem Anscheine nach todt, auf Eiern sitzen. Aergerlich warf der Hausherr, der sich in seiner Hoffnung auf einen Schatz getäuscht glaubte, Ofen und Henne und Eier hinaus auf die Straße, und auf der Stelle waren Ofen und Henne und Eier und Alles verschwunden. Der Mann hatte sein Glück verscherzt; die Eier waren der Schatz und hätten sich später in Gold verwandelt.

53.

Die verzauberte Burg bei Ida.

Mündlich.

In alten Zeiten stand in der Nähe des Dorfes Ida eine Burg, deren Mauern gar weithin sichtbar waren. Diese Burg aber stand unter dem Zauber eines bösen Geistes, der daselbst unter vielen Gestalten seinen Spuck trieb, so daß noch Keiner, der hineingegangen, wieder herausgekommen war. Da traf es sich einmal, daß ein Regiment Husaren auf dem Marsche in Ida einquartirt wurde. Der Obrist war ein Hasenfuß, dem schon bei dem Gedanken an Geister die Haare zu Berge standen, aber sein Bruder, der ihm als Adjutant diente, war desto tapferer. Da dieser Abends am Fenster des Pfarrhofes stand, gewahrte er ein Licht auf einem Berge und da er bald merkte, daß dasselbe kein Hirtenfeuer sei, befragte er den Pfarrer darüber. Dieser erwiderte, was er dort sehe sei ein verhextes Schloß, welches noch kein Sterblicher lebendig verlassen habe. Das reizte den Adjutanten und war ihm gerade lieb. Sogleich suchte er seinen Bruder, den Obersten, auf und forderte ihn auf, mit der ganzen Mannschaft auf den Berg zu marschiren. Der entschuldigte sich vergebens mit Unwohlsein und schwachen Augen; sein Bruder schalt ihn feige, und so ließ er denn die Mannschaft zusammentrompeten. An ihrer Spitze zog der Adjutant — denn der Obrist hatte jetzt wirklich das Fieber

und kam nur hinten nach in die Burg ein; nur einer blieb zurück aus Angst und übernachtete außerhalb des Thores. Die Uebrigen fanden ein zweistöckiges Gebäude von großem Umfange. In den obern Stock wurden die beiden Brüder, Oberst und Adjutant, sammt ihrem Koch, in den ersten sämmtliche Offiziere und Wachtmeister, die Korporale und Gemeinen aber unten einquartiert. Im obern Stock fand der Oberst eine Lampe, ein Buch und eine Lichtscheere. Doch kaum fing er zu lesen an, so schüttelte ihn das Fieber wieder und die Zähne klapperten ihm, daß sein Bruder hell auf lachte über seine Angst.

Da es endlich eilf schlug, entstand plötzlich ein Sausen in der Luft, die Fenster klirrten und ein ungeheurer Frosch wurde daran sichtbar. Der Adjutant stach auch sogleich nach ihm, traf ihn jedoch nicht, und er verschwand. Der Oberst war halb tod. Die zwölfte Stunde kam, die Fensterflügel sprangen auf, und eine Schlange von ungeheurer Größe streckte zischend dem Adjutanten drei Zungen entgegen und verschwand. Es war tiefe Stille, nur das Stöhnen des Obersten ließ sich hören; der Adjutant stand den Säbel in der Hand, als die Glocke ein Uhr verkündete. Zugleich trat ein Mädchen ein, zur einen Seite des Leibes frisch und schön zur andern welk und verdorrt und winkte den beiden Brüdern. Der Oberst hatte die schöne Hälfte des Mädchens gesehen und so ging er ebenfalls mit. Sie gingen durch sieben Zimmer; überall öffneten und schlossen sich die Thüren von selbst; im siebenten drehte sich das Mädchen um, der Fußboden öffnete sich, und Oberst und Adjutant sanken, doch ohne sich zu beschädigen, in einen ungeheuern Abgrund. Noch hielten sie Pistolen und Säbel in der Hand und ein Säckchen mit Pulver, woraus der Adjutant den Herweg bestreut hatte

Als der Tag anbrach erwachte der Mann, welcher außerhalb der Burg übernachtet hatte. Die tiefe Stille im Schloß

wunderte ihn; er sattelte sein Pferd und ritt hinein. Hier erblickte er zuerst sämmtliche Pferde des Regiments mit den Schweifen hoch zusammengebunden und regungslos. Da er aber dem einen den Schweif durchhieb, erholte es sich, und so brachte er sie bald alle zum Leben. Darauf ging er in den untersten Stock und fand die sämmtliche Mannschaft steif und an den Zöpfen aufgehängt. Er befreite auch diese, und sie gingen nun zusammen in den mittlern Stock, wo sämmtliche Offiziere zerkratzt und mit zerrissenen Kleidern wie Holzklötze über einander lagen. Durch vieles Schütteln und Rütteln kamen endlich auch diese zum Bewußtsein und jetzt gings gemeinschaftlich in den obern Stock. Sie fanden ihn leer; endlich erblickte einer den Koch im Rauchfang aufgeknüpft. Man schnitt ihn herab und fragte als er erwachte nach dem Obersten und dessen Bruder und wie er in den Rauchfang gekommen, worauf er erzählte: „Ich war mit dem Nachtmahl beschäftigt und hörte den Herrn Obersten seufzen, als ein Mädchen hereintrat und mich bat, ihm einen Schinken aus dem Rauch zu holen. Das that ich, blieb aber selber hängen. Weiter weiß ich nichts." Nun gings an ein Erbrechen der Thüren, man bemerkte das gestreute Pulver, ging ihm nach und kam so in das siebente Zimmer. Hier hörte man tief unten Schüsse fallen, erbrach den Boden, ließ einige von der Mannschaft an Stricken hinunter und fand so die Vermißten. Der Adjutant aber wollte nicht hinaufkommen, ehe er das Gewölbe untersucht hätte. Er ließ daher Fackeln bringen und fand bald in einer mächtigen Bütte den großen Frosch und in einem zweiten Gewölbe in einer gewaltigen Mulde die Schlange und durchspießte sie beide. In einem dritten abgesonderten Gewölbe trafen sie endlich auch das Mädchen in einem Sarge liegend. Die ließ der Adjutant sammt Frosch und Schlange hinaufziehen und verbrennen. Bei fortgesetztem Suchen fanden sie zuletzt noch ein Loch, worein aber außer dem Adjutanten

keiner zu kriechen wagte. Der fand dort unten versteinert ein ganzes Reiterregiment, den Obersten an der Spitze mit blanken Säbel. Zugleich erscholl eine Stimme: „Wollt ihr noch eine Nacht in dieser Burg schlafen?“ Der Adjutant rief trotz der Bitten seines Bruders: „ja!“ und alles war wieder still. Die Mannschaft kehrte zurück an das Tageslicht und that sich den ganzen Tag an den Weinen der Burg gütlich.

Abends ließ der Adjutant dreißig wohlgerüstete Männer in seinem Zimmer Schildwache stehen. Schlag eilf Uhr flogen die Thüren auf, und ein Todtenkopf voll Blut mit Borstenhaaren, einer langen Zunge, großen Augen und weitem Munde voll starker Zähne sah sie so furchtbar an, daß sie kaum Kraft behielten ihre Pistolen abzudrücken. In demselben Augenblick waren sie alle dreißig verschwunden. Der Adjutant beorderte jetzt sechszig Mann; aber um zwölf Uhr kam die nämliche Erscheinung und es ging ihnen ebenso, bis der Adjutant sich erinnerte, daß Geister nur mit der linken Hand überwunden werden könnten. So that er: als der Todtenkopf um ein Uhr wieder kam, stach er mit der linken Hand nach ihm, worauf derselbe unter großen Heulen und Jammern verschwand. Die Burg aber war von da an von allem Zauber erlöst.

54.

Der redende Säugling.

Mündlich aus Mühlbach.

Vor nicht langer Zeit soll in Broos ein Kind zur Welt gekommen sein, welches sogleich redete und Brot verlangte. Die erschrockenen Eltern waren klug genug, alsobald nach dem Pfarrer zu schicken und ihn um die Bedeutung dieses Wunders und um einen guten Rath zu befragen. Der Pfarrer gebot dem Kinde nur ja kein Brot zu geben, sondern eine Hand voll frischgefallenen Schnee's auf die Zunge zu legen. Kaum war dieses geschehen, als das Kind abermals redete und sprach:

„Euer tausendstes Glück, daß ihr mir kein Brot gegeben, sonst wäre sieben Jahre lang Hungersnoth im Lande geworden.“ Darauf ward das Kind wie andere Kinder und redete nicht mehr.

55.

Der vergrabene Kurutze.

Mündlich.

In eines Mannes Hof in Mühlbach war oft ein Gepolter, das sich Niemand erklären konnte. Manchmal wurden am hellen Tage die schweren Ochsenwägen von unsichtbaren Kräften im Hof herumgefahren, leere Weinfässer, welche im Hofe standen, rollten, wie von selbst hin und her. Einst versank ein Ochs an einer Stelle des Hofes mit einem Bein und brach sich dasselbe. Da ließ der Hausherr dort nachgraben und kam bald auf ein riesiges Menschengebein. In einer kleinen Hauschronik fand sich auch verzeichnet, daß sein Großvater einst einen Kurutzen heimlich erschlagen und an dieser Stelle eilig verscharrt habe. Die Gebeine wurden auf dem Friedhof begraben, und seit dieser Zeit ging es nicht mehr um in dem Hofe.

56.

Von einem Geist.

Mündlich.

In alten Zeiten begrub man die Leute in die Kirche. So starb nun einmal in Bulkesch ein böser alter Mann, den man in der Gemeinde allgemein für einen Trudengeiger hielt. Kaum war er ins Grab gelegt, als die Leute im Dorf schrecklich zu sterben anfingen; denn er stand Nachts von 11—12 Uhr aus dem Grabe auf, ging ins Dorf und brachte die Leute um. Es war ein großes Elend. Endlich entschließt sich der Organist, eine Nacht in der Kirche zu wachen. Mit dem Schlag 11 springt ein Sargdeckel, eine weiße Gestalt kommt heraus

und tritt an die verschlossene Kirchenthür. Diese springt auf, und die Gestalt schreitet hinaus. Der Organist sah von der Orgel dies alles mit an. Als die Gestalt hinaus war, kam er in den Chor herunter, fand die Gruft und den Sarg offen, verschloß beide und schnitt von dem Leinlaken einen Zipfel ab. Darauf ging er wieder auf die Orgel, betete, steckte zwei Lichter an und stellte sie neben sich. Kurz vor 12 Uhr kommt der Geist zurück. Wie er die Lichter sieht, ruft er dem Organisten zu, er solle sie auslöschen, er wolle sich schlafen legen. Der betet weiter. Der Geist schreit zum zweitenmal, er solle sie auslöschen, sonst werde er hinaufkommen und dann drei Lichter auslöschen statt zwei. Der Organist betet weiter. Jetzt kommt der Geist näher, jeder Fußtritt hallt schauerlich wieder; schon ist er an der Treppe. Da schlägt der Organist die Orgel an und spielt einen Choral. Immer näher kommt der Geist. Es schlägt zwölf, er hört es nicht. Mit dem letzten Schlag ist er oben und blickt dem Organisten grade ins Gesicht. Die Orgel verstummt und man hört den verklingenden Stundenschlag. Da sinkt der Geist zusammen und wird ein Aschenhaufen. Von der Zeit an hatten die Leute Frieden im Dorfe; aber es hätte es nicht jeder vollbracht.

57.

Der Todtengräber im Himmel.

Mündlich aus Reen.

Ein junger Todtengräber hatte gut gegessen und getrunken und grub nun weiter an einem angefangenen Grab, als er auf einen Schädel traf. Guten Muthes wie er war, nahm er denselben, trieb damit allerlei frevelhaften Muthwillen und schleuderte ihn endlich mit den Worten bei Seite: „Komm heute um 8 Uhr zu mir zum Abendessen!" „Ich werde erscheinen" antwortete in dumpfen Ton eine Stimme. Dem Todtengräber entfiel vor Schrecken das Grabscheit; er erblaßte und

hatte keine ruhige Stunde mehr. Nach vollendetem Tagwerk eilt er zum Pfarrer und erzählt demselben was er gethan und was ihm widerfahren. Der Pfarrer tröstete ihn, soviel er vermochte, bereitete ihn zum Tode vor und heißt ihn das Abendessen bereit halten.

Gegen 8 Uhr wurde der Tisch gedeckt und voll banger Erwartung stand der bleiche Todtengräber hinter demselben. Da schlug die Uhr; die Thüre ging auf und herein trat ein schöner Jüngling mit goldgelockten Haaren. Er grüßte freundlich, und nachdem der Wirth einige Bewillkommnungsworte gesprochen, setzte man sich. Es wurde Wildpret und Fisch aufgetragen, und der Gast lies es sich wohlschmecken und trank auch von dem vorgesetzten Wein. Seine Mienen waren so heiter, seine Worte so einschmeichelnd, daß der Todtengräber in Kurzem alle Angst verlor und es sehr ungern sah, als der Fremde endlich aufbrach. Allein sein Schrecken wurde wieder erneuert, als der Gast, nachdem er für die gute Bewirthung gedankt, beim Weggehen sprach: „Morgen Abends sei du nun mein Gast; erscheine da, wo du mich einludest!“ Jetzt, dachte der Todtengräber, sei er doch verloren. Kaum graute der Morgen, so begab er sich zum Pfarrer und erzählte ihm Alles. Dieser tröstete ihn abermals und segnete ihn. Der Tag verstrich rasch; und als die achte Stunde herannahte, ging unser Todtengräber unter heftigem Herzklopfen, langsamen Schrittes auf die Begräbnißstätte. Noch war der achte Schlag der Thurmuhr nicht verhallt, als sich ein Geräusch vernehmen ließ wie Schlüsselgeklirr. Da that sich eine Thüre auf, und der Jüngling vom vorigen Abend stand da und winkte ihm zu folgen. Lange gingen sie durch einen dunkeln Gang fort; endlich schien ein Licht aus der Ferne, und als sie näher kamen, sah man, daß es der Eingang zum Paradies war, aus welchem die goldenen Lichtstrahlen in den dunkeln Erdengang einfielen. Sie traten ein. Staunen und Bewunderung faßte den Todten-

gräber, seine Angst schwand bei dem Anschauen der Herrlichkeiten. Er glaubte sich auf der Erde zu befinden, denn er sah Länder, Städte und Bäume und eine Sonne am Himmel wie auf der Erde, aber alles viel schöner, größer und herrlicher. Sie kamen auch an den Himmelspalast; der Jüngling führte ihn ein und zeigte ihm die Sitze und Wohnungen der Seligen. Als er alles gesehen, hieß ihn derselbe zum Fenster hinausschauen, bis er die Mahlzeit anrichten lasse. Da trat der Todtengräber ans Fenster und sah vor sich einen Garten mit einem große Baume, weiter hin eine Landstraße und im Hintergrund einen Bergabhang. Es dauerte nur kurze Zeit, da erhob sich ein Staub auf der Landstraße; er hörte fluchen und toben und sah endlich zwei Weiber mit aufgelösten Haaren herbeikommen, die ein Sieb gefaßt hielten und sich darum zankten. Da fiel ganz langsam von dem Baum ein großes schönes Blatt. Die Weiber entschwanden bald seinen Augen. Es währte nicht lange, als zwei Hunde auf derselben Landstraße daherkamen, die einander beinahe zerfleischten. Kaum waren sie vorüber, so fiel ein zweites Blatt. Endlich erblickte der Todtengräber an dem Bergabhang einen alten Mann, der schweißtriefend in einem Schubkarren unablässig Erde führte. Da fiel das dritte Blatt.

Darauf erschien der Jüngling und fragte den Todtengräber, ob ihn nicht hungere; worauf dieser verneinte und versicherte, er fühle sich im Gegentheil ganz gesättigt. Er erzählte dem Jüngling auch was er gesehen, worauf dieser ihm Alles erklärte bis auf das Fallen der Blätter; davon sagte er ihm nichts. Die zwei Weiber haben in ihrem Leben um eines Siebes willen sich tödtlich gehaßt und verfolgt; nun müssen sie ihren Haß und Streit auch in dieser Welt fortsetzen. Die zwei Hunde sind zwei böse Nachbarn, die ebenfalls auf Erden fort und fort mit einander gehadert; nun müssen sie das schreckliche Geschäft auch hier ewig forttreiben. Der greise, schwer-

arbeitende Mann an jenem Bergabhang hat auf Erden seinem Grenznachbar in jedem Jahr ein Stück Land abgepflügt; nun muß er hier die gestohlene Erde mühsam zurückführen.

Der Todtengräber dankte für die Deutung, und da er nun alles gesehen, bat er den schönen Jüngling, ihn wieder heimzuführen. Dieser erklärte sich bereit, gab aber seinem Gast zuvor eines der gefallenen Blätter als ein Zeichen und Andenken mit. Bald gelangten sie wieder an die Paradiesespforte und durch den dunkeln Gang zur Erde. Als sie dessen Ende erreicht, öffnete der Jüngling die Thüre. Kaum war der Todtengräber hinausgetreten, als sie wieder zusprang. Ihm war als erwache er aus einem süßen Traum. Er sah sich wieder auf dem Friedhof, wohin er, wie er glaubte, am Abend gekommen war; kaum schien ihm eine Stunde seit des verschwunden. Man sah schon Frühlicht; die Hähne krähten laut ihren Morgenruf und der Hirte blies sein Horn. Der Todtengräber eilte nach Hause zu kommen. Als er aber die Stadt betrat, kam ihm diese ganz sonderbar verändert vor. Die Straßen waren viel breiter, die Häuser viel höher, aber alt und schwarzgrau, fremde Gesichter auf der Straße. Ungeduldig ging er seinem Hause zu: wie staunte er, als er an dessen Stelle einen alten verfallenen Pallast fand, der nur in seinem untern Stock noch bewohnt schien. Er ging hinein, wünschte guten Morgen und dachte sein Weib und seine Kinder zu begrüßen; allein die Leute sahen ihn fremd an, und als er gar erzählte, daß er am vorigen Abend aus diesem seinem Hause ausgegangen sei, hielten sie ihn für einen Narren und wiesen ihn mit Spott und Hohn zur Thüre hinaus; denn der jetzige Eigenthümer des Hauses wußte doch, daß sein Ururgroßvater das Haus gebaut, und er war auch bereits alt geworden darin.

Tief gekränkt und in seinem Innern empört ging der Todtengräber nun zum Pfarrer; er dachte bei sich: das ist doch ein kluger und ehrlicher Mann, der deine Geschichte genau

weiß und dir zu deinem Rechte verhelfen wird. Aber wie erstaunte er, als er auch diesen in Gesicht und Kleidung ganz verändert fand. Anfangs wußte er nicht, ob er reden oder schweigen solle; denn er fürchtete, wieder verhöhnt zu werden; allein da ihm der Gottesmann ein so freundliches Gesicht zeigte, faßte er ein Herz und erzählte seine ganze Geschichte und zeigte das große Blatt. Der Pfarrer, ein gelebter Mann, hatte eben vor kurzem in einem Protokoll gelesen, daß unter seinem zwanzigsten Vorfahr ein Todtengräber so und so gefrevelt habe und dann von einem Geist fortgeführt worden sei. Er schlug wieder nach und fand Alles genau so aufgezeichnet, wie ihm der Todtengräber die Sache erzählt hatte. Wie staunte nun dieser, als der gelehrte Pfarrer weiter sprach: „Du Glücklicher, du bist im Paradiese gewesen, und das Blatt ist vom Baume des Lebens. Dreihundert Jahre gerade bist du ausgewesen, und die drei fallenden Blätter zeigten eben an, daß immer hundert Jahre vorüberseien.“ Da verklärte sich das Gesicht des Todtengräbers; zugleich aber durchriselte ihn eine Eiseskälte; er ergraute und ergreiste vor den Augen des betenden Pfarrers, und der Tod, der sein Recht auf ihn fast schon aufgegeben, kam frohlockend über ihn; und kaum hatte der Pfarrer seinen Segen zu Ende gesprochen, so sank der Todtengräber entseelt zu Boden.

Das Wunder aber wurde bekannt im ganzen Lande und wird seitdem forterzählt all überall von Geschlecht zu Geschlecht.

58.

Das gespenstische Füllen.

Mündlich.

Auf dem Johannisberg (gehonnesbierg) im Bäokfeld bei Schweischer gehen zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht Geister spazieren. Wenn Reisende dorthin kommen und die Nacht

über dableiben, um etwa ihre Pferde zu füttern, läuft ein schwarzes Füllen vor oder hinter ihnen, und ob sie es auch fortjagen, so ist es immer gleich weit von ihnen. Fangen läßt es sich nicht, auch nicht schlagen und werfen; denn sobald man das thun will, ist es nicht mehr da, sondern vor oder hinter einem. Beim Wegfahren läuft es vor oder hinter dem Wagen und verschwindet, man weiß nicht wann und wohin, wenn der Tag anbricht oder der Mond heraufsteigt. Dies Alles ist nur Bewohnern von Schweischer begegnet, doch ist unter diesen die Erzählung sehr verbreitet.

59.

Von einem Gespenst.

Mündlich aus Mühlbach.

Einem Tischler ging es gar schlimm mit seinen Gesellen, nicht leicht hielt einer lange bei ihm aus. Sie mußten nämlich in der Werkstätte schlafen, und Einer hatte jederzeit seine Bettstelle in einer Ecke des Zimmers, der Thüre gegenüber. Jeder Geselle, der in diesem Bett schlief, sah nach kurzer Zeit bleich und abgezehrt aus; er klagte dem Meister, daß ihm jede Nacht die Decke genommen werde, die er dann am Morgen hinter der Thüre liegend finde. Die Sache schien nicht mit rechten Dingen zuzugehen, und, wie gesagt, Keiner hielt es lange aus. Endlich nahm sich ein tüchtiger Bursch vor, der Sache auf den Grund zu kommen; denn, da ihn am Morgen seine Nebengesellen immer auslachten, kam er auf die Vermutung, sie seien es, die sich diesen Spaß mit ihm machten. Er legte sich in dieser Absicht zu Bette und stellte sich, als ob er schlafe, in der That aber erhielt er sich wach. Es war noch nicht Mitternacht, als ein alter Mann mit langem grauen Bart hinter der Thüre auftauchte, auf das Bett zuschritt und ohne weiters die Decke erfaßte. Der Geselle wollte sie nicht

fahren lassen und hielt seinerseits auch fest daran. Aber mit einem unwilligen Blick zerrte sie der Greis weg, hüllte sich darein und ging wieder bis zur Ecke hinter der Thüre. Hier schien er zu versinken und die Decke blieb am Boden liegen. Der Bursch stand auf, holte sich dieselbe und schlief trotz der ausgestandenen Angst bald ein. Aber am Morgen fand er seine Decke wieder hinter der Thüre. Alle Versuche die Ursache dieser Erscheinung auszumitteln blieben erfolglos, und der Tischler konnte seinen Gesellen nicht mehr in der Werkstätte schlafen lassen.

60.
Krimtuch.

Mündlich.

Wenn man das neugeborne Kind zum erstenmal in die Wiege legt, muß man drei Knoblauchzwiebel, drei Pfefferkörner und drei Theilchen Weihrauch, in ein Tüchlein geknüpft, unter dasselbe thun. Manche geben auch das Gesangbuch oder ein Messer hinzu und legen den Bratspieß in den Ofen und den Besen auf die Wiege, Alles, damit die Bösen nicht ankommen können. Auch die Wöchnerin selbst muß Knoblauch, Pfeffer und Weihrauch unter dem Kopf oder in das Kopftuch eingebunden haben. In alten Zeiten hat man sogenannte Krimtücher um das ganze Bett gehängt, daß der böse Geist der Wöchnerin nichts anhaben könne. Auch erzählt man als wahr eine Geschichte, die sich im Schäßburger Stuhlsort Neithausen soll zugetragen haben. Da lag eine Wöchnerin einmal allein im Hause, denn ihr Mann war ausgegangen, und Niemand konnte ihr ein Essen anrichten, wie sie es gewünscht hätte, also daß sie weinte vor Hunger. Das Krimtuch hing vor ihrem Bett. Da trat Jemand in die Stube und fragte sie: „Warum weinest du?" Und sie antwortete: „Ich weine vor Hunger, denn mein Mann ist nicht zu Hause, daß er mir Etwas zu essen

mache." Da sagte der Fremde, den sie aber nicht sehen konnte wegen des Kriumtuches, „Weine nicht! Ich will dir ein Essen bereiten. Wo hast Du das Fett?" Da wollte die Frau ihm den Ort zeigen, wo sie es hatte, und hob das Tuch auf. Wie sie aber den Fremden nun sah, so war er gekleidet fast wie ein Schulmeister; aber er hatte nur einen guten Fuß, der andre war ein Gänsefuß. Zum Tod erschreckt faltete sie die Hände sogleich und betete um Hülfe zu Gott. Kaum bemerkte der Fremde dies, als er den Dreifuß mit dem Fett nahm und ihn wüthend wider das Tuch warf mit den Worten: „Dein Glück, daß du mich gesehen hast; sonst wäre dir wehe gewesen!" Und damit verschwand er.

61.

Heckepfennig.

Mündlich in Schäßburg.

Einem noch lebenden Manne ist das folgende merkwürdige Begegniß zugestoßen. Wie er einmal um Mitternacht von seinem außerhalb der Stadt wohnenden Schwiegersohn heimkehrt, sieht er in der Nähe des auch wegen der Judengräber übelberüchtigten „hintersten Thörlein" einen rabenschwarzen Pudel längere Zeit vor sich herlaufen. Die Sache macht ihm Gedanken. Da gewahrt er einen blinkenden Gegenstand im Wege, bückt sich und wie er ihn anfaßt, ist es ein blanker Silberzwanziger. Der Mann ist nicht reich und darum freute ihn der Fund. Zu Hause angelangt legte er das Geldstück zu mehreren Kupfermünzen. Am folgenden Tage schickt er sein Mädchen mit dem Zwanziger zum Kaufmann, um irgend Etwas zu holen oder eine kleine Schuld zu berichtigen. Das Kind bringt kleine Münze zurück; doch wie erstaunt es, da es unter derselben auch den Zwanziger wieder erblickt. Der Zwanziger wandert später an mehrere Andere Orte, auch ins Wirths-

haus; immer aber kehrt er in den Kasten seines ersten Herren wieder. So ging es einige Tage, so lange, bis der schwatzhafte Mann die Sache seiner noch schwatzhaftern Frau und diese sie Andern, Fremden, mittheilte. Von dem Augenblick an kam das glückhafte Geldstück nicht mehr zurück.

62.

Der Wetterführer auf dem Keliman.

Mündlich in Sächsisch-Reen.

Es wollen zwar Einige behaupten, es habe im Sommer 1851 auf den Gebirgen deshalb soviel geregnet, weil im vergangenen Winter kein Schnee darauf gefallen sei und der Sommer nach einer allgemeinen Erfahrung jenen Mangel nun durch den Regen ausgleichen mußte; allein das hat einen ganz andern Grund. Man hat nämlich an manchen Orten gar gut gesehen, wie der Wetterführer alle Wolken und Gewitter hinaufgeführt hat und zwar zu wiederholten malen. Nun ist bei dem Bergsturz am Keliman am 2. August, wie glaubwürdige Leute, die das verstehen, versichern, der Wetterführer verschüttet worden. Darum muß es jetzt da oben so lange und so heftig regnen, bis das Wasser ihn herauswäscht. Man könnte dem vielen Regnen wohl Einhalt thun, wenn die Leute von den um das Gebirge liegenden Ortschaften alle hineilten und eifrig schaufelten und ihn so herausbrächten. Aber wer könnte die Leute jetzt dazu bewegen! Man sagt, daß bei dem anhaltenden heftigen Regen am 31. August und am 1. und 2. September der Wetterführer sei herausgewaschen worden. Die Wahrheit muß sich bald herausstellen, dadurch daß der Regen auf den Gebirgen aufhört; denn ist der Wetterführer frei, so wird er sich in der nächsten Zeit hüten, sich mit den Gewittern an einem für ihn so gefährlichen Ort niederzulassen.

63.

Der Mann mit dem Winde.

Mündlich.

In Kaisd, erzählt man, haderte ein Mann mit Gott wegen des Wetters, weil es einmal zu trocken und einmal zu naß sei, und rühmte sich, es besser machen zu können. Da gab ihm Gott die Kraft das Wetter zu machen. Nun that der Mann Alles, wodurch das Korn schön wird, und machte Regen und Sonnenschein zur Zeit und in Fülle. Auch stand die Frucht wunderhoch und kräftig und der Mann meinte ein gutes Probestück geliefert zu haben; da man sie aber geschnitten und in die Scheuer gesammelt, bot sie nur kärgliche Ausgabe, denn — der vermessene Wettermacher hatte den Wind vergessen. Da sahen die Leute an ihm, daß man es denn doch nicht besser machen könne als der Allmächtige.

64.

Die weinende Mutter.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Frau hatte ihr erstes und einziges Kind durch den Tod verloren und war darüber untröstlich. Sie ging jeden Tag auf den Friedhof, setzte sich auf den Grabhügel ihres Kindes und weinte bitterlich. Als sie einst wieder auf diese Weise ihrem Schmerze sich hingab, überwältigte sie der Kummer so sehr, daß sie ohnmächtig hinsank. Sie verfiel in einen tiefen Schlummer; darin träumte ihr, es komme ihr Kindlein zu ihr in nassem Hemdlein, gebückt unter der Last zweier großer irdener Krüge, deren es in jeder Hand einen trug. „Ach," rief es, als es ihr näherkam, „Mutter weine nicht mehr; ich kann deine vielen Thränen so nicht mehr tragen!" Als die Frau erwachte, sann sie nach über ihren Traum und weinte von dieser Zeit nicht mehr am Grabe ihres Erstgebornen.

65.
Barrecht.
Mündlich.

Vor nicht langer Zeit hat sich in Bulkesch folgendes zugetragen. Ein Mann hatte sein Frau erstochen und sich dann auf's Feld begeben. Als er heimkehrte und an die Todte hinantrat, die von zahlreichen Leidtragenden umgeben war, fing die Wunde zu bluten an; wie er hinaus ging, stockte das Blut und floß wieder wenn er eintrat. Als die Frau schon begraben worden und das merkwürdige Ereigniß allenthalben im Dorfe erzählt wurde, ließ der Richter den Mann gefangen nehmen und verhören. Gegen das starke Blutzeugniß wagte derselbe nicht zu läugnen; allein ehe noch der Spruch gefällt war, erhing er sich im Gefängniß.

66.
Der Mörder blutet an der Leiche des Gemordeten.
Schäßburger Herenprozeß vom Jahre 1670 im Schäßburger Archiv, Nr. 901.

Als des Schäßburger Bürgers, Georgius Beschendorfer's Kind über Erden lag, kam die Sophia Kutteschin, welche im Verdacht stand, das Kind auf zauberische Art getödtet zu haben, zu zweimalen in die Leichenstube, und allemal, wenn sie sich über das todte Kind hinbeugte, fing sie so stark zu bluten an, daß sie sich entfernen mußte. Und dieses gab der Anklage auf Zauberei, die bald darauf gegen sie erhoben wurde, keinen geringen Schein.

67.
Blutschwitzen.
Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, ed. Trausch I., 275.

Als der Tyrann Gabriel Bathori gestorben war, ward seine Leiche von seinen Zwillingsbruder Andreas in die Burg Etsed

geführt. Hier wurden die Eingeweide herausgenommen und der Leichnam in einen zinnernen Sarg gelegt. Da soll er an mehreren Tagen geschwitzt und sogar einige Wochen später Blut getröpfelt haben. Das sah man, weil es wider die Natur ging, als Vorzeichen blutiger Bewegungen an, die da kommen sollten.

68.

Schatzweiher.

Mündlich.

Bei Agnetheln, in der Richtung nach Birthelm zu, liegt an einer düstern Stelle tief im Wald ein Weiher, Schatzweiher genannt, ein unglückseliger Ort und verrufen bei denen, die ihn kennen. Dort hat ein Ehemann seine Frau ermordet; dort ist vor nicht langer Zeit eine arme Frau erfroren. „Ich kann nicht anders; sie rufen mich; ich muß gehen" hatte sie denen zugerufen, die sie abhalten wollten in winterlicher Kälte an den Weiher zu gehen.

In demselben lebt eine verzauberte Prinzessin und all ihre Schätze sind darin begraben. Und solange wird er unheilbringend sein, bis die Prinzessin erlöst und der Schatz gehoben ist.

69.

Heilige Nächte.

Mündlich.

In Mühlbach und an andern Orten des Sachsenlandes gehen in der „Jahresnacht" (Sylvester) die heirathsfähigen Mädchen schweigend zum Holzlager und faßt jedes, ohne zu zählen, einen Arm voll Scheiter. Wer sie gepaart bekommen hat, heirathet in dem nächsten Jahr. Eben dort gehen andere an demselben Abend lautlos, eines hinter dem andern, jedes mit einem Glase zum Brunnen und schöpfen sich Wasser daraus in ihre Gefäße. Wenn sie wieder im Hause angelangt

sind, ist die Rede frei. Dann schlägt jedes das Weiß eines Eies in sein Glas und stellt dieses bis zum folgenden Morgen auf's Fenster. Daraus wird dann von Kundigen geweissagt.

An andern Orten wieder legen die neugierigen Leute, wenn man am letzten Tag des Jahres zu Mittag läutet, ein Immergrünblatt in einen wassergefüllten Teller. Wird es in der folgenden Nacht schwarz, so bedeutet das Tod, wird es gefleckt, Krankheit, bleibt es grün, Gesundheit im nächsten Jahr.

70.

Freitag.

G. Krauß, Tract. rer. Trans. 1599—1606 in den deutschen Fundgruben v. J. Kemeny I., 217.

Zu verwundern ist es, daß Stefan Bocskai an einem Freitag zu Klausenburg geboren worden, an einem Freitag aus seinem Schloß hat fliehen müssen. An einem Freitag hat sich ihm Kaschau, an einem Freitag Sathmar, an einem Freitag Tokai, ergeben. Alle herrlichen Siege hat er an einem Freitag erlangt, alle herrlichen Thaten, so er begangen, sind an einem Freitag geschehen. An einem Freitag ist er zum Fürsten in Ungarn und Siebenbürgen ausgerufen, an einem Freitag ist ihm Schäßburg übergeben worden. An einem Freitag hat er sein Leben geendet; daher es nicht zu sagen ist, ob der Freitag ihm glückseliger oder unglückseliger gewesen.

71.

Kunde der Zukunft.

Bonfin. Rer. n. Dec. II, l. 1, p. 209. (ed. Basil. 1568).

König Stefan der Heilige sah zuweilen zukünftige Dinge vorher. So konnte er in einer Nacht nicht schlafen, sondern erwachte fort und fort. Plötzlich sprang er auf, ließ einen gewissen Verebarius, einen Obristen, schnell vor sich kommen und befahl ihm, nach Siebenbürgen zu eilen und Alle, die daselbst

in offenen Orten wohnten, aufzufordern, ihre Habe in die Städte und in befestigte Plätze zu schaffen und einen Einfall der heidnischen Petschenegen zu gewärtigen. Diese wohnten damals an den Ufern der Donau und waren die ärgsten Feinde der Ungarn. Kaum hatte Veredarius seinen Auftrag ausgerichtet, kaum hatten Jene ihre Habseligkeiten in Sicherheit gebracht, als auch schon die furchtbaren Feinde da waren, die Gegenden weit und breit durchstreiften, Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten und wo sie Jemanden fanden, ohne Ansehen des Alters und des Geschlechtes mordeten. Hätte damals der König den Einfall nicht vorausgesehen, so wäre es um ganz Siebenbürgen geschehen gewesen.

72.
Vorzeichen der Pest.

Mathias Miles, Siebenb. Würg-Engel. 53. 138.

Die große Pestilenz vom Jahr 1554 haben zuvor auch erschrecklich viel Zeichen angedeutet, unter welchen als die vornehmsten zu merken, daß erstlich große Erdbeben gewesen, welche große Berge zerschüttert und hohe Thürme heruntergeworfen haben an unterschiedlichen Oertern. Oft hat sich die helle Sonne mit dicker Finsterniß umhüllet, gleichsam als graute ihr vor dem künftigen Verderben der Menschen. Dicke stinkende Nebel haben sich erhoben, auch viele phantastische Gespenste sich sehen lassen auf den Begräbnissen und Kirchhöfen; ungewöhnliches Hundebellen und der Nachteulen ängstliches Geschrei wurde gehört. Zuerst im Frühling hat sich das Sterben am Vieh, bevoraus an den Schweinen, erhoben, die Bäume haben zum andernmal geblühet und auch unzeitige Frucht getragen. Im vergangenen Oktober hat man rothe Erdbeeren im Felde genug gefunden; Schlangen, Nattern und Erdkröten haben wider ihre Natur sich solange draußen gehalten, bis sie hernach ganz erfroren und letztlich verdorben, welches dann einen

üblen Gestank und böse Luft im Frühling verursachet hat: daher denn das erbärmliche Sterben entstanden.

Auch im Jahr 1572, als die Pest in Kronstadt so heftig war, sah man am 23. Sept., da der Mond ganz voll war, ein viereckig Kreuz ganz klar darinnen: die Ecken am Kreuz waren ganz roth, das übrige war bleich anzuschauen.

73.

Erforschung der Zukunft.

Miles Siebenb. Würgengel. 258.

Weil der Woiwod der Walachei Michael im Jahr 1599 gar so arg wüthete in Siebenbürgen, widersetzten sich ihm die Edelleute, und soweit es ihnen thunlich war, auch die Sachsen in den Städten. Daher versprach der Woiwod den Seklern, seinen besten Freunden, goldene Berge wenn sie zu ihm hielten, „worauff sie auch heraußzogen ihrer Brüder Blut auff zu fressen." Doch war Michael besorgt um die Zukunft und wollte den Ausgang dieses Krieges durch die Wahrsagekunst erfahren, die er von seiner Mutter erlernet hatte. Derowegen erforschet er in Wachs die Beschaffenheit seines Regiments, und erfuhr im gegossenen Wachs, daß er dies Jahr in Siebenbürgen nicht erfüllen würde. Da wollte er auch vom bevorstehenden Krieg den Ausgang wissen, ließ derwegen 14 ungarische Knaben gleichen Alters vor sich bringen und gleicher Stärke und theilte dieselbigen: sieben sollten auf seiner Seite und sieben auf der „Edler Leute" Seite streiten. Wie diese vor dem Woiwoden zusammengelassen wurden, stritten sie erstlich mit Fäusten gleich, daß kein Theil dem Andern wich. Letztlich aber wurden die Knaben, welche des Walachen sollten sein, also von der Edelleute Knaben getrieben, daß Etliche auf dem Platz auf den Tod niedergeschlagen wurden, die Uebrigen entliefen. Das deutete er selbst bös aus.

74.

Vorzeichen.

G. Krauß Tractat. rer. Trans. 1599—1606, in den deutschen Fundgruben von J. Kemeny. I, 170.

Als der Fürst Sigmund und der kaiserliche General Georg Basta im Jahre 1601 mit ihren Heerhaufen nicht weit von einander sich gegenüber lagen, ließen sich in dem siebenbürgischen Lager viele Hasen *) sehen, eine Anzeigung der Siebenbürger Furchtsamkeit und folgenden Flucht. Man sagt auch, daß etliche Reitspieß auf den Spitzen gebrannt hätten. Und auch das ist wunderbar und der Natur zuwider, daß eine Katze und eine Maus in einer Grube bei einander gewesen, mit einander gekämpft und die Katze die Maus also gebissen, daß sie für Schmerzen laut geschrien. Die Siebenbürger deuteten all diese Zeichen gut für sich, da sie ihnen doch das Verderben und den großen Untergang verkündeten.

75.

Himmelszeichen.

Nach der Kraussischen Chronik in A. Kurz Magazin. II., 226.

Als der Fürst Gabriel Bathori Hermannstadt durch Verrath in seine Hand bekommen hatte, ließ er sich von der Den-

*) Als Bethlen Gabor am 28. Oktober 1613 nach Thorenburg kam, bewillkommente ihn die dort liegende türkische Besatzung. Am folgenden Tage, bei Gelegenheit eines ihm zu Ehren veranstalteten Maneuvers, lief ein Hase vor einem anstürmenden Haufen von 10000 Türken den Berg hinan, grade auf Bethlen los. Ein großer Türke auf weißem Roß jagt ihm nach, erreicht ihn, nimmt ihn in vollem Lauf mit der Hand von der Erde und legt ihn lebendig auf des Fürsten Sattelbaum. „Als solches die alten Türken sahen, nahmen sie ihre Bücher heraus und fingen an zu weissagen, was der Hase bedeuten würde, nämlich: daß Bethlen Gabor ein großmächtiger Fürst und Herr sein würde, der alle seine Feinde würde überwinden, es seyen heimliche oder öffentliche." Deutsche Fundgr. 1, 268.

5*

gelegin, einer adligen Frau und seiner Geliebten, bewegen zu befehlen, daß an einem bestimmten Tage jeder fürstliche Soldat oder Anhänger seinen sächsischen Wirthen ermorden solle. Dieser Befehl wurde an einen Hauptmann des Fußvolkes Balthasar Ördögh ertheilt. Als dieser aber am Abend etwas angetrunken nach Hause kam und um Mitternacht sich ins Fenster, welches auf das Feld hinaus ging, legte, sah er plötzlich ein erschreckliches Himmelszeichen nach Sonnenuntergang zu, als ob zwei brennende Heere zusammenstießen und stritten und ein anderes Zeichen gegen Mittag in Gestalt eines feurigen Drachen mit offenem Rachen, worüber er so erschrack, daß er noch in derselbigen Mitternacht zu Bathori lief, ihn an die geschehenen Zeichen und daran erinnerte, daß ein gerechter Gott sei, und ihn bat, sein böses Vornehmen fahren zu lassen und seine Hände nicht in unschuldig Blut zu tauchen. Bathori stand auch wirklich ab von seinem bösen Vornehmen, und am andern Morgen noch vor Tagesanbruch ließ Balthasar unter Trommelschlag und Trompeten Jedermann Ruhe und Frieden gebieten.

76.
Vorbedeutende Zeichen.

Mündlich. Siebenb. Provinzialblätter. II., 289. Kraussische Chronik.

Es geschehen Zeichen und Wunder; daran mögen Weise die Zukunft, besonders zukünftiges Unheil, vorher erkennen. Als am 10. Okt. 1612 der Stadtrichter Michael Weiß vor der Schlacht von Marienburg die Reihen seiner Krieger vor dem Kronstädter Klosterthor aufstellte und musterte, kam plötzlich ein weißer Sperling — Andere sagen eine Schwalbe — geflogen und setzte sich auf seines Helmes Spitze. Die Krieger sahen dies für ein schlechtes Vorzeichen an, jagten dem seltenen Vogel nach, fingen ihn leicht, da er vom Herbstfrost gelähmt war, und tödteten denselben. Die Schlacht endigte durch

die Treulosigkeit der walachischen Mietstruppen wirklich unglücklich und Weiß fiel auf der Flucht, die er solange als möglich zu verhindern gesucht hatte. Der Balg des seltenen Vogels findet sich noch in der Kronstädter Gymnasialbibliothek, wohin er am Anfang dieses Jahrhunderts von Nachkommen des berühmten Stadtrichters, die ihn bis dahin in der Familie aufbewahrt hatten, geschenkt worden ist.

Nach einer andern Erzählung flog die weiße Schwalbe am Tage der Schlacht zum Stadtrichter von Kronstadt durchs Fenster hinein.

77.

Böse Vorbedeutungen.

Aus der Kraussischen Chronik.

Anno 1646 im Juni hat es zu Schäßburg Blut und Schwefel geregnet; war eine große Anzeigung der künftigen Pest. Es war aber den ganzen Sommer über kein einziges „geschwindes Gewitter", davon die Luft wäre können gereiniget werden; woraus zu schließen war, daß die Luft ganz vergiftet gewesen.

1647 am 27. September gegen Sonnenuntergang hörte man starkes Schießen in der Luft, welches, wie man nachher ausgekundschaftet, gleichsam durch die ganze Welt gehöret worden und eine Unglücksverkündigung war.

1651 am 3. Mai hat es in Schäßburg Blut geregnet; — Kirschen und Erdbeeren reiften erst im August und die Rosen blühten im September.

1654 am 17. Dezember ist ein Regenbogen bemerkt worden; zu solcher Zeit ein böses Anzeichen.

78.

Zeichen und Wunder.

Miles Siebenb. Würgengel. 164. 167. 168. 254.

1593 im angehenden Jahr den 12. Januar wurde um „3 Uhr für Mittag" ein erschreckliches „Himmel-Brennen" ge-

sehen, auch Kriegsknechte, wie sie sich mit Spießen und Schwertern in die Luft schlugen; auch zerrissen und entwichen viel hohe Berge, daß an etlichen Orten große Kirchen und stattliche Gebäude unter sich sanken: verkündigten sämmtlich den erbärmlichen Zustand, so Siebenbürgen nahte. Den 28. Nov. wurden abermals in der Luft feurige Spieße, so gegen einander stritten in dickster Zahl gesehen; auch den 30. Tag viel schrecklicher als zuvor.

1594 im Juni fiel eine solche Mißgeburt von einer Kuh in Medwisch, daß der vorderste Theil ein Ochs war und der hinterste ein Mannsmensch. Das Ochsengesicht hat beide Walacheien angedeutet, die dieses zum Zeichen führen, auch ziemlich viehisch leben und bald darauf Siebenbürgen überfallen haben.

Wie der Fürst Andreas Bathori 1599 von Weißenburg auszog gegen Michael, den Woiwoden der Walachei, war eine schreckliche Menge großer Vögel da, die dem Lager mit einem großen Trauergeschrei allenthalben nachfolgten bis auf die Wahlstadt von Schellenberg unter Hermannstadt.

79.

Himmelszeichen als Vorboten.

Mündlich.

Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Pest in Siebenbürgen ausbrach, hatte man längere Zeit am Himmel ein Zeichen, gleich einer schwarzen Bohne, auch einen Besen und einen Rechen gesehen, und die Seuche hörte nicht eher auf, als bis diese Zeichen verschwunden waren. Aehnliche Zeichen sollen auch früher vor dem Hereinbrechen großer Landesplagen beobachtet worden sein. Während der vielen blutigen Türkenkriege sah man öfters zwei gekreuzte Schwerter am Himmel und vor dem Ausbruch der Kurutzenunruhen wurde in Mühlbach um die helle Mittagsstunde über dem jetzigen

Meister'schen Hause eine große Flamme gesehen, aus welcher eine Menge Funken, gleich Sternen, hervorsprühten.

80.

Wunderbare Erscheinung bei der Geburt Sigismund Bathori's.

Simigianus in den Script. Rerum Transilvanicarum. Tom II., vol. 2, 114. Satellit 1840. 53.

Alle Wärterinnen und die bei der Geburt dieses Fürsten Hülfe geleistet erzählen, Sigismund Bathori sei geboren im Jahr 1572, an einem Dinstag im April, da der Mond fast voll war, und wie er den Leib seiner Mutter, einer Dame aus dem edeln magyarischen Hause Bocskai, verlassen, sind seine beiden Hände fest in einander geschlungen und voll Blut gewesen. Da man ihn später, wie man zu thun pflegt, in lauwarm Wasser legte, um ihn zu reinigen, soll er die Gestalt eines Fisches angenommen, mit seinem Hintertheile im Wasser hin und her geplätschert und erst nach einer halben Stunde wieder menschliche Gestalt bekommen haben. Natürlich waren alle Anwesenden über dieses Ereigniß sehr bestürzt und fragten nach seiner etwaigen Bedeutung. Indessen verbot man Jedem bei seinem Kopf, Etwas davon weiter zu erzählen. Verständige Leute, denen die Sache später zu Ohren kam, meinten aber, daß die blutigen Hände auf ein blutiges Leben und die Fischgestalt auf Unersättlichkeit und unstäten Sinn deuteten. Und als das Kind herangewachsen, erkannten viele aus seinen Gesichtszügen, daß er unter dem dritten Planeten Mars geboren sei, der die unter seinem Einfluß Stehenden in Betreff ihres Aeußern kleinäugig, gebückt und etwas beleibt, in Betreff ihrer Sinnesart kriegerisch, unbeständig, schamlos, heftig, verrätherisch und Zank und Krieg ausstreuend macht, was sich aus hier später in Wahrheit also erwies; denn ganz, wie eben gesagt worden, war Sigismund an Seele und Leib.

81.

Baumwuchs als Kriegsverkündigung.

Mündlich.

Als vor längerer Zeit eine Frau in der Nähe der Burgmauer von Reps Bäume pflanzte, that sie den Ausspruch, daß in welchem Jahr diese über die Mauer hinauswüchsen, in demselben ein schwerer Krieg das Vaterland heimsuchen werde. Im Jahr 1848 sind sie über die Mauer gewachsen. Auch als die bekannte Frau den Boden, worauf jetzt die Spitalskirche in Schäßburg steht, zu diesem heiligen Zwecke schenkte, da prophezeite sie zugleich, daß wenn der vertrocknete Hollunderstrauch, der an der Kirche steht, zum drittenmal ausschlage ein großer Krieg entstehen und bei Schäßburg eine Schlacht sein werde, worin die Menschen im Blute waten würden. Manche wollen behaupten, daß dieses 1849 in Erfüllung gegangen sei, als am 31. Juli die Ungarn bei Schäßburg die große Schlacht verloren, in welcher an die zweitausend Menschen erschlagen wurden.

82.

Die Schaaser Kirche.

Mündlich.

An dem Bau der alten, jetzt durch eine neue ersetzten, Schaaser Kirche sollen die Bewohner des ganzen Stuhls geholfen haben. Ringsherum an den Ringmauern waren Zellen für die Mönche angebracht. Die Sage geht ferner, daß die Schaaser diese alte Kirche auf den Gipfel des dahinter liegenden gegenwärtig mit Weingärten bedeckten Berges hätten bauen wollen; allein das bei Tage gelegte Mauerwerk sei Nachts fortwärend zusammengestürzt und endlich einmal sogar an der jetzigen Kirchenstätte ein schneeartiger, die Gestalt einer Kirche zeigender Ring zum Vorschein gekommen, wodurch letztlich die

Bewohner bewogen worden, das Gebäude an diesem Platz zu errichten. Auch soll diese alte Kirche Wallfahrtsort für die umliegenden Dörfer gewesen sein.

83.

Stolzenburg.

Mündlich.

Wenn man diese Burg jetzt ansieht, so bietet sie ein trauriges Bild des Verfalles: die Zinnen sind gebrochen, die Mauern hier hoch dort niedrig, die Thürme geborsten. Früher war das anders. Damals verdienten Burg und Ort ihren Namen. Letzterer war Hauptort des Kreises. Sechshundert Pflüge mit lauter Vollbluthengsten bespannt zogen damals aus, ohne die mit anderm geringerm Zugvieh. Die Burg stand in der Mitte des Dorfes, und noch jetzt findet man Trümmer und Gemäuer, wo schon lange kein Haus mehr gestanden. Als man sie bauen wollte, hatte man einen andern Platz dazu ausersehen; aber allnächtlich rollten die Steine von selbst an den Ort, wo sie jetzt steht. In dem tiefen Brunnen daselbst, erzählt man, habe einer einmal einen Stein gesehn mit einer goldenen Schrift.

84.

Der Kirchenbau zu Georgsdorf.

Mündlich.

In Georgsdorf (Görgesdorf — Gergelyfája) bei Mühlbach wollten die Einwohner eine Kirche bauen und suchten sich dazu, wie dies im Sachsenland gebräuchlich, einen Hügel außerhalb des Dorfes aus. Der Platz wurde geebnet und die Bausteine, zum Theil aus dem Bach, der unter dem Hügel vorüberfloß, waren bereits an Ort und Stelle gebracht. Plötzlich in einer Nacht rollten all diese Steine den Hügel hinab, sprangen über den Bach und blieben erst auf einem freien

Platz mitten im Dorfe stehen. Als das die Bauern am Morgen sahen, erkannten sie darin einen Wink des Himmels und sagten: „Hier müssen wir unsere Kirche bauen.“ So ist es geschehen, daß die Georgsdorfer Kirche nicht, wie andere im Sachsenland, auf einer Höhe, sondern im Dorfe auf ebenem Platze steht.

85.

Friedreis.

Aus einem Herenprozeß von 1673 in Schäßb. Archiv Nr. 945.

Sophia, die Ehefrau des Johann Steiner, 36 Jahre alt, bekennt vor dem Gerichte Folgendes. Zur Zeit als der Barcsai einmal Landtag hielt, ging ich mit dieser Angeklagten, Anna Galtherin, in die Wench (eine Feldmark nordwestlich von Schäßburg), und wie wir jenseits der Wenchbrücke auf die andere Seite kamen, da kamen drei Soldaten uns heftig nachgerennt. Da sagt ich zu ihr: „O weh, da kommen drei Soldaten; sie werden uns wahrlich angreifen.“ Sie sprach: „Fürchtet euch nicht; ich kann ein Gebetchen; wofern ich nur das ausbeten kann, so werden sie uns nichts thun.“ Und sie fing an und betete hübsche Worte; da blieben die Soldaten stock still im Weg halten, daß sie uns nicht fürder nachkamen. Das Gebet lautete: „Des Morgens wenn ich aufstehe, drei Schlößer um mich gehen: das eine ist Gott der Vater, das andere ist Gott der Sohn, das dritte ist Gott der heilige Geist. Der gesegnet mir mein Blut und Fleisch, daß mich kein Wasser schwellt, noch kein Baum fällt, sondern dieß „gescheidt“ ist worden durch Christi unseres Herrn seine heiligen fünf Wunden. Ich ging durch einen dunkeln Wald, da begegnet mir ein alter Mann; die Augen waren ihm gebrochen, die Hände waren ihm versprochen, daß er mir nicht schaden konnte durch Christi des Herrn seine heiligen fünf Wunden, und breche mir ein Friedreis in meine Hand.“

Zu einem andermal, als die Tatern im Land waren und einmal an das Schaasgässer Thor gekommen waren, befanden wir uns wieder mit einander in der Wench. Da kam Hannes Ayleſcher zu uns und sagte: „Daß euch Gott schände; ihr seid hier und in der Stadt sind die Tatern bis ans Schaasgässer Thor gekommen.“ Da sah ich, daß sie ein Kraut hinter den Gürtel steckte und sprach: „Es wird mich nun Niemand sehen.“ Und gingen hiemit über Sandesfeld, und auf dem „jähen Steig“ gab sie mir auch ein Blatt von demselbigen Kraut; aber ich warf es von mir und weiß nicht, was es für ein Kraut war.

86.

Unterirdisches Geläute.

Mündlich.

Die Hirten von Schweischer trieben das Gestütt einmal sehr schnell über den Koileberg; hie und da haben Einige von ihnen, die zurückgeblieben waren, das Geläute zweier oder mehrerer Glocken in der Erde vernommen. Später ist dieses bestätigt worden. Bei Gelegenheit eines schweren Wetters das von Sturm und Donnerschlägen begleitet wurde, hörte man ununterbrochenes Glockengeläute, worauf dann die es hörten dem Schall nachgingen und wirklich auf den Koileberg kamen. Hier bemerkten sie den dumpfen Schall grade unter ihren Füßen. — Auch hier haben die thörichten Menschen Schätzen nachgegraben; noch sieht man deutlich die Stellen, wo dies geschehen ist, aber gefunden hat man nichts.

87.

Die versunkene Glocke.

Mündlich

Bei Leschkirch ist ein Dorf Angderden durch Kriegsunruhen vor langer Zeit zu Grunde gegangen, so daß weder von einem

Hause, noch von der Kirche und dem Thurm eine Spur mehr zu sehen ist. Aber die Stelle, wo das Dorf stand, kennt man noch, und die Bewohner des benachbarten Ortes Alzen hörten vor Jahren öfters, wenn sie im Felde arbeiteten, ein dumpfes Läuten aus jener Gegend herüberschallen.*) Es hieß dann „die Angderder Glocken läuten zur Vesper.“ Einst aber hatte der Alzener Schweinhirt seine Heerde auf den Platz des untergegangenen Dorfes getrieben, da führte eine Sau zur Entdeckung der lange versunkenen Glocke von Angderden. Indem nämlich das Thier die Erde aufwühlte, um sich ein Lager zu bereiten, deckte sie die verschüttete Glocke auf; der Hirt fand die Sau mit ihren Jungen darin. Die Glocke wurde nach Alzen gebracht und ruft jetzt diese Gemeinde zum Gottesdienst.

88.

Was die Glocke klingt.

Mündlich.

Da wo das Roder Thal in das Kokelthal mündet liegt eine schöne fruchtbare Fläche. Hier soll einst ein stattliches sächsisches Dorf gestanden haben. Durch die Pest, erzählt man, sei es entvölkert und durch einen furchtbaren Brand endlich gänzlich zerstört worden. Auf dem Platz, wo früher dieses Dorf gestanden, habe man später die (jetzt umgegossene) Roder mittlere Glocke aus der Erde hervorgezogen, und da selbige durch eine Sau ausgewühlt worden, habe sie in der ersten Zeit fortwährend folgenden Spruch geklungen:

---

*) Aehnliches berichtet W. Kästner in den Blätter f. G. G. u. V. 185¹/₂ 154. 157. von der 200 Centner schweren Glocke des Kerzer Abtei, die, als sie vom Thurme fiel, drei Gewölbe durchschlug, ohne beschädigt zu werden, und darauf im nahen Klosterweiher versenkt wurde. Sonntagskinder hören ihren Schall am Ostermorgen: wenn sie die Auferstehung des Herrn mit verkündigt.

Sau fand mich,
Mann nannt' mich.

Auf ganz ähnliche Weise sollen auch die Glocken von Kleinschelk (im bösen Graben) und Kreisch gefunden sein.

89.

Glockenklang und fernes Rufen.

Mündlich.

Bei Kleinschenk findet man auf einem Berge, der bei den großen Gewässern im September 1851 theilweise in die Kokel gerutscht ist, altes Mauerwerk, von mehrfachen Schanzen und Wällen umgeben. Die Bewohner dieser Gegend behaupten, daß von dort her alljährlich weithin Glockenklang sich hören lasse.

In Radeln soll eine Burg gestanden haben. Alle Jahr am Christtag, wenn man um 11—12 Uhr Nachts ausgeläutet hat, ruft es daselbst aus der Erde: zu Hilfe, zu Hilfe! Man denkt es könne ein Geist sein.

90.

Weites Klingen.

Mündlich.

Die größte Glocke in Buzd ist so alt, daß sie hat gewendet werden müssen. Sie soll früher so hellen Klang gehabt haben, daß man sie in Hermanstadt gehört, und daß die Hermannstädter sie hätten haben wollen. Darum hat man sie gewendet. In ihrem Klöpfel ist noch die Spur von dem Biß eines Hünen merklich. Vielleicht war es jener, der auf dem nahen hönykipchen wohnte.

91.

Der Schatz kündigt sich an.

Mündlich in Mühlbach.

Ein Mann hörte in der Wand, woran sein Bett stand, oft ein Picken und Pochen und konnte nicht errathen, woher

das rühren möchte. Neugierig brach er endlich an der Stelle, wo das Pochen hörbar wurde, die Mauer auf und diesmal wurde die Neugierde angenehm befriedigt. Er fand einen eingemauerten Topf voll alter Silbermünzen.

92.

Die Schätze des Darius.

Mündlich.

Bei Hamlesch im Unterwalde liegen die Schätze, welche der Perserkönig Darius auf seinem Scythenzuge vergraben hat. Ein reisender Handwerksbursch, der an der Stelle geschlafen, sah einst den unermeßlichen Reichthum und weil er Schick und Brauch in solchen Fällen kannte, legte er etwas auf denselben zum Zeichen seiner Besitznahme und merkte sich den Ort. Darauf zog er nach Deutschland, um seine Freundschaft herbeizuholen, daß sie ihm den Schatz heben helfe. Aber angelangt in der Heimat, wurde er krank und immer kranker und starb endlich. Kurz vor seinem Tode entdeckte er zwar seinen Verwandten den Ort, wo die Schätze lagen, nach all seinen Merkmalen und so genau er es nur konnte. Allein als diese ihn nun aufzusuchen kamen, fanden sie ihn nicht und waren die Schätze verschwunden.

Nach Andern liegen diese Schätze in der Burg von Sascsor, wo auch vor geraumer Zeit Abentheurer und Walachen darnach gegraben haben.

93.

Die Schätze des Darius auf der Sascsorer Burg.

Mündlich. Kövari I., a. a. O. 180.

Als König Darius Siebenbürgen verlassen mußte, verbarg er seine ungeheuern Schätze in der Burg von Sascsor. Niemand wußte um diese Schätze als sechs Hermannstädter Bürger, die sich jährlich auf Wägen Gold und Silber von hier

holten. Die Mitwisser hatten sich eidlich verbunden, das Geheimniß zu bewahren, und erst als der sechste und letzte von ihnen gestorben war, soll es durch dessen Testament ruchbar geworden sein. Hierin fanden sich nun folgende Angaben: Gegen Abend befindet sich eine starke eiserne Thüre, welche nach außen geöffnet werden muß. Wenn ein Unkundiger die Schwelle überschreitet, fällt er durch eine Fallthür sogleich in unermeßliche Tiefe und wird durch tausend Schwerter — das heimliche Gericht — zerschnitten. Es ist daher nothwendig einige Bretter über die Fallthür zu legen, um sich den Uebergang möglich zu machen. Hierauf gelangt man zu einer zweiten eisernen Thüre, vor welcher zwei silberne Löwen in Lebensgröße liegen. Diese Thüre führt in einen großen Saal. Hier sitzt der König Darius zu oberst an einem langen Tisch, neben ihm zu beiden Seiten zwölf überwundene Könige, jederhand sechs, der König aus gediegenem Golde, die andern alle aus purem Silber. Neben diesem Saal befindet sich ein anderer, worin die Königin mit ihren zwölf Hofdamen, ebenfalls aus gutem echtem Silber sich befindet, alles in Lebensgröße. Endlich gelangt man noch in einen Keller, worin zwei Reihen Fässer liegen, jederseits zwölf Stück, gebunden mit goldenen Reifen und angefüllt mit silbernen und goldenen Münzen.

Noch im vorigen Jahrhundert soll ein walachischer Eremit in der Burg gewohnt haben, bei welchem sehr oft goldene Münzen von König Darius gesehen wurden, obwohl er keiner Mutterseele je sagte, wie er dazu gekommen.

Endlich erzählt man, daß vor nicht gar langer Zeit drei Schweizer in die Burg gekommen seien, welche nach Anweisung einer alten Schrift daselbst nach Schätzen gegraben hätten, aber ohne etwas zu finden.

94.

Sau als Schatzwächter.

Mündlich aus Schäßburg.

Vor der „steinernen Brücke“ an der Mündung des Schleifengrabens läßt sich Nachts eine Sau mit 12 Ferkeln sehen. Sie bewacht einen dort liegenden Schatz. Wagen werden oft angehalten auf der Brücke, man weiß nicht von wem; die Ochsen können nicht aus der Stelle; den Leuten werden Mantel oder Kotzen vom Rücken gerissen. Wer in der Gegend ein Grundstück verkauft, behält sich das Recht auf etwa darin aufgefundene Schätze vor.

95.

Schlange als Schatzwächter.

Miles sieb. Würgengel 45.

Der gelehrte Rathsherr Mathias Miles erzählt in seiner Chronik zum Jahr 1551 Folgendes. Als Castaldus, der Führer war Kaiser Ferdinand's in Siebenbürgen, sein Heer nach Hause ließ zu wintern, kam ihm unterwegs die erfreuliche Post zu: Nahe bei Dewa, da vormals die römische Stadt Ulpia Trajana gestanden, an dem Fluß Strigh (Strell) haben die Bauern unter einem alten Baum, dessen Wurzeln das Wasser ganz unterwaschen, etwas Gleißendes gesehen, wie sie zu Mittag ihr Vieh tränken wollen. Darum begeben sie sich in den Fluß und graben fleißiger nach, bis sie einen über alle Maßen reichen Schatz überkommen. Oben war eine güldene Schlange, gleichsam wie ein Hüter darauf gesetzt, welche nach des Cardinals Georgius Martinusius Tode an Ferdinand gekommen ist. Sonst goldener Münzen waren unzählig viel, auf einer Seite hatten sie Lysimachi, auf der andern der Göttin Victorie Bildniß gepräget und machten im Gewicht unserer

guten Dukaten drei. Was übrig geblieben und die Bauern nicht vertuscht hatten wurde auf 20,000 Dukaten geschätzt.

96.

Schatzwächter.

Mündlich.

In Sächsisch-Reen, erzählte eine Großmutter, sah man bei dem katholischen Bräuhaus die Frau mit der weißen Schopphaube *), an dem „Burieg" den schwarzen Peter und in der Lehmkaule Kinder tanzen. Alle wachen bei großen Schätzen.

97.

Truthühner als Schatzwächter.

Mündlich.

Bei der großen Eiche am Eingang des Wolkendorfer Grundes bei Schäßburg liegt ein Schatz, von Truthühnern bewacht. Man hat daselbst so oft gegraben, daß Weg und Eiche bereits den Einsturz drohen.

98.

Stein als Schatzwächter.

Mündlich.

In einer Höhle in der Nähe von Karlsburg sollen sich unermeßliche Schätze befinden; doch wer mag sie holen? Zwar die Höhle ist immer offen, geht aber in unendliche dunkle Tiefe hinunter und hat außerdem einen Stein als Wächter an ihrem Eingang. Dieser Stein steht so, daß er die Pforte zu dem lockenden Glück nicht zu versperren scheint; aber wehe dem, der dieser Täuschung glaubt und sich zum verderblichen Wagestück verführen läßt! Ein Schornsteinfeger, seiner Fertigkeit in engen

*) Weit in den Nacken hinabreichend, mit hängenden Bändern.

Räumen zu klettern vertrauend, hat den Versuch hier mit einmal reich zu werden schwer gebüßt. Kaum war er in die Nähe des Steines gekommen, als dieser aus der Felswand hervortrat und ihn zwischen sich und der gegenüberstehenden Wand einzwängte, daß er ein jämmerliches Ende nahm. Noch sollen die Gebeine des Unglücklichen schwebend in der Höhle gesehen werden.

99.

Schätzeheben.

Mündlich.

Schätze, die am Tage blühen, lassen sich ohne Gefahr heben die in der Nacht blühen sind gefährlicher und werden oft vom Teufel wiedergeholt, dem sie bei der Vergrabung verflucht sind. Was aber über der Erde liegt, darüber hat dieser keine Macht. Noch lebt in . . . ein alter Mann, der einst nächtlicher Weile einen Schatz hob. Der Teufel verfolgte ihn in Gestalt eines schwarzen Büffels und brachte ihn zum Wahnsinn.

100.

Wie einer seinen Schatz sichern wollte.

Mündlich.

Ein Mühlbächer vergrub einen Schatz in seinen Weingarten. Als er fertig war mit dem Geschäft, setzte er sich mit bloßem H... auf die Stelle und sprach einen Zauber aus, daß der Schatz nur solle können gehoben werden, wenn derselbe H... wieder dort gesessen. Bald hierauf starb er, ohne zu irgend Jemanden aus seiner Verwandtschaft von der Sache gesprochen zu haben. Allein der getreue Nachbar hatte alles mit angesehen und angehört und kam zu den Erben und zeigte ihnen an was er wußte Die aber luden, weil in Folge des

Zaubers die Besitznahme des Schatzes auf andere Weise nicht möglich war, den Todten auf einen Wagen, führten ihn in den Weingarten, setzten ihn mit bloßem H... auf den bezeichneten Platz und hoben darauf wirklich mit leichter Mühe das verborgene Gut.

101.

Verwünschte Schätze.

Müntlich.

Auf dem Bulkescher Hattert hat man Scherben und Bodenstücke von alten irdenen Gefäßen mit Asche gefunden; das Volk meint, das seien vergrabene Schätze, die der Teufel in Asche verwandelt habe.

102.

Verwünschte Schätze sind gefährlich zu heben.

Mündlich.

In jenen unfriedlichen Zeiten, wo man so oft von Feinden überfallen in Wälder und Felder flüchten mußte, verbargen viele Leute ihr Geld, wie sie eben konnten: Einige in die Mauer, Andere in den Keller, Andere in den Brunnen, auf das Feld, in Weingarten und Wald unter Steine und Bäume und legten dann einen schweren Fluch darauf, wenn nicht sie oder ihre Bluterben sie heben würden. Viele Schätze blieben nun lange verborgen, viele sind es auch heute noch, und man hört zuweilen, daß dieser oder jener einen gefunden. Es gibt gewisse Tage im Jahre, wo die unterirdischen Schätze blühen und sich zeigen. Das Blühen aber besteht in einer bläulichen Flamme, ähnlich der des angezündeten Branntweins. Besonders gern geschieht dies am Thomastage, und wer ein Sonntagskind ist kann an diesem Tage leicht reich werden. Bei Reen gibt es auch gewisse Orte, wo viel unterirdische Schätze liegen, als z. B. die „Hanf.heilen" und der „Binkert",

wo die alte Stadt gestanden haben soll, dann die „Rond“, an die „Nächsthelt“, beim katholischen Bierbräuhaus und auf dem „Steinreeg“. Aber auch in vielen Häusern und Höfen gibt es noch verborgene Schätze. Wer jedoch einen solchen Schatz findet und nicht Kindeskind ist von denen, die ihn verborgen haben, den trifft der Fluch, und sein Geschlecht muß oft in Kurzem aussterben. So ist es auch ergangen dem Hause Michael Gottsmeisters. Beim Neubau seines Hauses hatte Gottsmeister eine große Truhe mit Kupfergeld gefunden. Weil nun das Geld verwünscht und er nicht ein Nachkomme war, starben in Kurzem seine Kinder, dann seine Frau und Mutter, und zuletzt folgte er selbst. Es gibt noch viele Andere, die verwünschtes Geld gefunden und dann blind oder taub oder Krüppel geworden sind, jenachdem der Fluch gewesen. — Sehr Wenige sind glücklich geworden durch gefundenes Geld. Aber all dieses ist nicht mit solchen Schätzen der Fall, die nicht vergraben worden sind, sondern sich von selbst in der Erde befinden und von Geistern bewacht werden. Diese muß man nur ohne Furcht und ohne Neid, Habsucht und böse Begierde heben können, so wird man glücklich durch sie, sonst freilich sehr unglücklich, wie man das an Simon Hill und Martin Roſmann gesehen.

103.

Ein Schatz kündigt sich an, wird aber nicht gehoben.

Mündlich aus Mühlbach.

Ein Schlosser saß in der Abenddämmerung im Hofe vor der Thüre und rastete von des Tages Last, als er plötzlich in seinem Keller ein starkes Pochen und Klopfen vernahm. Da er sich die Ursache nicht erklären konnte, nahm er eine brennende Kerze in die Hand und ging in den Keller, um der

Sache auf den Grund zu kommen. Mehremals wurde ihm an der Thüre die Kerze ausgelöscht; endlich gelang es ihm aber doch in den Keller zu gelangen. Als er in die Mitte desselben gekommen war, hörte er plötzlich ein Geräusch hinter sich, als ob eine große Masse von Schmiedekohlen übereinander geschüttet würde. Er wandte sich um, sah aber nichts. Da wurde ihm unheimlich zu Muthe, und er ging eilig hinaus. Kaum war er in seinem Zimmer angelangt, da stürzte der Geselle, der in der Werkstatt geschlafen, in bleicher Angst herein und erzählte, wie ein bärtiger alter Mann ihn geweckt und ihm gewinkt habe. Er habe aber nicht den Muth gehabt der Erscheinung zu folgen, sondern sei aufgesprungen und heraufgestürzt. Aehnliches trug sich noch öfter in diesem Hause zu und der Besitzer desselben — denn der Schlosser wohnte blos zur Miete darin — ließ endlich auch einen Zauberkundigen herbeiholen. Als dieser in die Mitte des Kellers kam und seine Wünschelruthe sich hier zur Erde neigte, sagte er: „Ich sehe in der Tiefe des Bodens eine schwarze Henne auf vielen Eiern brüten; glücklich wem es bestimmt ist, dies Räthsel zu lösen.“ Der Hausherr gab sich Anfangs viel Mühe, in den Besitz des Schatzes zu gelangen; als man ihm aber später sagte, daß derjenige, der einen Schatz hebe, in kurzer Zeit sterben müße, wurde er ängstlich und ließ ab von seinem Bestreben.

104.

Ungehobene Schätze.

Mündlich.

Auf dem Schîdrêg zwischen Nadesch und Marienburg hat eine Hünenburg gestanden, und die Riesen haben dorthin große Schätze vergraben. Viele haben darnach gesucht, aber keiner noch ist glücklich gewesen. Einer sah sie und wollte eben seine Hand darnach ausstrecken, da ergriff es ihn wie von unsichtbarer Hand und schleuderte ihn weithin bis auf Buner

flattert. Ein anderer hatte eine Goldstange wirklich gehoben und nach Hause getragen; aber er fand keine Ruhe bis er sie wieder zurückgetragen. Nur Sonntagskinder können diese Schätze heben, und auch diese dürfen nicht einheimische sein.

105.

Der Schatz in der Spitzburg.

Mündlich.

Die Spitzburg ist eine Bergkuppe bei Reen, auf deren höchster Fläche noch eine Umwallung bemerkbar ist und Spuren eines Thurmes stehen. In der Spitzburg liegt ein Schatz. Zuweilen öffnet sich der Berg, und der Reichthum glänzt den Glücklichen an. Ein Hirt von Eidisch, welcher seine Heerde einmal dort weidete, wurde an einer Stelle, wo er desgleichen früher nie gesehen, eine Oeffnung im Berge gewahr. Er ging hinein in dieselbe und trat in das Innere der Erde, wo unbeschreibliche Schätze ihm entgegenblitzten. Wie er aber wieder herausging, um sich einen Wagen zur Fortschaffung derselben zu holen, fuhr die Oeffnung oder die Thüre krachend hinter ihm zu und schlug ihm noch einen Theil der Ferse weg. Hätte er einen Augenblick länger verweilt, so wäre er in die Höhle eingeschlossen worden; denn mit der zwölften Stunde muß sich der Eingang schließen, und eben war diese vorüber. Der Hirt hat später alles selbst erzählt und zum Beweise die beschädigte Ferse vorgewiesen.

106.

Der Schatz in der Kond.

Mündlich.

Kond heißt eine düstere baumreiche Helt bei Reen. Dort ist es nicht geheuer: kohlschwarze gespenstige Büffel gehen, besonders zur Zeit Thomä und Georgi, da um. Reiche Schätze liegen an dem Orte vergraben. Ein Reener sah sie einst blühen,

bezeichnete sich die Stelle und beschloß in der nächstfolgenden Nacht die Hebung zu versuchen. Weil er indessen seiner eignen Kraft und Unerschrockenheit nicht sehr traute, entdeckte er sein Vorhaben dem Nachbar und bat ihn, um die nächste Mitternacht mit ihm hinauszugehen. Der Nachbar aber war einer von den ungetreuen, gegen die man im Katechismus betet und wollte schlechten Betrug üben. Bereits um 10 Uhr Abends ging er mit einem andern Freund zur bezeichneten Stelle, grub und fand nach kurzer Frist — einen Pferdekopf mit widerlichen Fröschen gefüllt. Voll Aergers nahm er den Fund mit und warf alles, Pferdekopf und Frösche, zum offenen Fenster hinein in das Zimmer des ruhig schlafenden Nachbars. Als dieser, in der Nacht nicht ermuntert durch den verabredeten Weckruf, am andern Morgen erwachte, blendete ihn ein eigenthümlicher Glanz. Sein ganzes Zimmer war mit Dukaten besäet und der Pferdekopf lag als Kessel mitten darunter. Also gibt es Gott den Seinen im Schlaf. Voll Freude und Bestürzung eilt der Glückliche, Simon Hill nennt ihn die Sage, zum Andern, der Martin Roßmann soll geheißen haben, und erzählt ihm die sonderbare Begebenheit. Kaum hat er geendet, als der Treulose vom Schlage gerührt todt zu Boden sinkt. Von dem mitbetheiligten Freund erfuhr Jener später den Hergang der Sache. Aber er schenkte von dem leicht erworbenen Gut reichlich an die Kapelle und erzog noch überdies die hinterbliebenen Kinder des unglücklichen Nachbars.

107.

Goldstaub.

Mündlich.

Der alte Kirchenvater in Nadesch erzählt, daß ihm in seiner Jugend einmal Etwas begegnet sei, wodurch er leicht hätte ein steinreicher Mann werden können Wie er nämlich in einen Wald, den die Nadescher Bun zu besitzen, geht, sieht er in dem

abschüssigen Bachufer den Henkel irgend eines Gefäßes aus der Erde vorstehen. Er versucht, sich in den Besitz desselben zu setzen und klimmt den steilen Ort hinan. Eben hat er den Henkel gefaßt, da verliert er den Boden unter den Füßen und rutscht sammt dem Gefäß, daß ihm in den Händen bleibt, hinunter. In demselben findet er aber Nichts als einen gelblichen Staub und wirft es deshalb als unwerth bei Seite. Hätte er es behalten! denn nachher erfuhr er von den Leuten, daß der gelbe Staub sicherlich Goldstaub gewesen sei.

108.

Kaufladen im Berge.

Mündlich.

In der Kuppe, einem Berge bei Schweischer (sächs. kôp, griss kôp, ria kôp) sieht man zu Zeiten einen Kaufladen; aber näher als auf 60 oder 100 Schritte ist Niemand daran gewesen. Es öffnet sich dann der Berg auf der Südseite, und man sieht in der Oeffnung den erwähnten Laden. In seiner Thüre steht ein noch starker, grauhaariger, weißgekleideter Mann mit langem schneeweißem Bart. In dem Laden selbst sieht es ganz dunkel aus. Nach wenigen Minuten schon schließt sich die Oeffnung und man weiß nicht mehr, wo sie gewesen, und zeigt nur ungefähr noch den Ort.

109.

Der Kirchenschatz.

Mündlich.

Der unterste Stein an der Wendeltreppe in der Reener evangelischen Kirche hat die Gestalt eines Weinstockes. Der Tischlermeister ... erzählt und will zehn Gulden darauf geben, daß er die Wahrheit sage, es habe ihm bei einer Wallfahrt nach Deménháza ein Mikházer Pater Franziskaner mitgetheilt, daß sie in ihrem Kloster eine alte Schrift hätten, worin geschrieben stehe, daß unter jenem Weinstock ein Schatz verborgen

sei. Ein König oder Fürst habe ihn beim Bau der Kirche hingelegt, damit man dieselbe einmal, wenn sie für die Bedürfnisse des Ortes zu klein geworden, größer bauen könne.

110.

Von einem andern Schatz.

Mündlich.

In einem Hause in der Kirchgasse zu Schäßburg hat einst ein türkischer Pascha gewohnt und darin einen großen Schatz verborgen. Ein noch lebender Bürger, der dort längere Zeit gewohnt und plötzlich wohlhabend geworden, soll ihn gefunden haben. — Einen andern, der in einem Büffelfell in der Erde sich befand, deckte man bei dem Neubau eines Hauses in der Beiergasse, wie erzählt wird, auf.

111.

Apafis goldener Pflug.

Mündlich.

Bei Neudorf, 4 Stunden von Schäßburg ist Kopisch zu ein Grund, låpesch genannt, der früher den Kopischern gehörte, deren Hattert bis an den Bach ging, an welchem Neudorf liegt. In diesem Grund pflügte einmal der Fürst Apafi und zwar mit goldenem Pfluge. Da kamen die Kurutzen und zwangen ihn, die Arbeit aufzulassen und auf seine Flucht bedacht zu sein. Zuvor aber vergrub er den goldenen Pflug, und die Neudorfer wissen auch recht gut, wo. Aber wenn man nachgegraben hat, wie schon öfter geschehen, da traf der Eine statt des goldenen Pfluges eine goldene Henne mit goldenen Hühnern, der Andere gar auf ein schwarzes Ungethüm.

112.

Schatzfindendes Schwein.

Mündlich.

Auf einem in die Kirche von Dirrbach eingemauerten Stein ist ein Schwein ausgehauen zu sehen. Man erzählt davon, dasselbe habe an der Stelle, wo jetzt die Kirche steht, einen Kessel mit einem Schatz ausgewühlt und mit dem letzten sei die Kirche gebaut worden.

113.

Glockenfindende Sau.

Mündlich.

Ein Berg in der Nähe des eine Stunde von Schäßburg entfernten Dorfes Schaas heißt riestigberg und er ist grade so gelegen, daß man Schaas und Schäßburg sehen kann von demselben. In alten Zeiten soll dort eine Kapelle gestanden und auf den nahen Höhen des Mönch- und Nonnenberges sollen geistliche Leute gewohnt haben. Auf dem riestigberg ist die älteste Glocke von Schaas gefunden worden und zwar durch eine Sau, die sich ihr Nest dort in den Boden wühlte.*)

114.

Der verwünschte Schatz.

Mündlich aus Mühlbach.

Da wo die große Brücke über den Alt führt wohnte vor langen Zeiten in einem kleinen Häuschen am Ufer des Flußes ein alter Mann. Er hatte unermeßliche Reichthümer erwer-

*) Von den Glocken anderer Dörfer z. B. der berühmten Kloßdorfer, mit „tetra grammaton" bezeichneten, wird Aehnliches erzählt, von der eines Dorfes im Bogeschdorfer Kapitel (welches?) heißt es, sie klinge „et hôt mich en sea ausgegriwelt" (es hat eine Sau mich ausgewühlt).

ben, die er aber mit großem Geiz bewachte. Da kam ein großer Krieg über das Land. Dem Manne ward bange, seine Schätze könnten in solchen Zeitläuften Andern in die Hände fallen. So grub er eine Höhle vom Ufer des Altes unter das Bett des Flußes und brachte seine Schätze dahin und seinen Hund dazu und verwünschte sie beide, daß Niemand die Schätze nehmen könne und der Hund dabei wachen müsse bis an der Welt Ende. Was aus dem Manne geworden weiß man nicht; aber noch ist der Eingang zu jener Höhle am Ufer des Altes sichtbar; drinnen steht ein silberner Ochse, trägt auf seinem Rücken eine silberne Lade, die den verwünschten Schatz enthält. Oben auf der Lade liegt ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, und Niemand kann ihm nahe kommen, denn der Böse ist in ihm.

115.

Kesselfund.

Mündlich von einem Kronstädter.

Die Zeidner erzählen, vor uralten Zeiten habe man hinter dem Zeidner Berg einen großen Kessel ausgegraben, aus dessen Metall man die vorige große Glocke gegossen. Das Loch, worin der Kessel gewesen, sei solange offen gestanden, bis im vorigen Jahrhundert der berühmte Kronstädter Stadtrichter Samuel Herbert gestorben sei. Diesen habe der Teufel aus seiner Gruft herausgeholt, durch die Luft hinter den Zeidner Berg geführt und in jenes Loch gestürzt, wo er jetzt bisweilen bei stürmischer Witterung ein entsetzliches Getöse verursache.

116.

Der Teufel als Schatzwächter.

Mündlich.

In dem Ziperin, einer Gegend bei Schweischer, ist eine Truhe voll Gold begraben. Ein alter Zigeuner grub einmal

darnach, fand auch glücklich die Truhe und sah das Geld; aber ein kleiner schwarzer Pudel hinderte ihn, dasselbe herauszunehmen. Und wie er dennoch nicht abstehen wollte, verlor sich der Pudel, und es erschien ein Büffelochse, der dem Spaß ein Ende machte. Diese Gestalten erklären die Leute für den Teufel selbst.

117.
Vertrag mit dem Bösen.
Mündlich.

In einen Weingarten an der hintersten Nächsthelt saß einmal ein Reener von der Arbeit ermüdet neben einem jungen zweijährigen Nußbäumchen und dachte gar traurig darüber nach, wie sehr er sich stets plagen müsse und wie selten er den Lohn für seine Arbeit finde, indem fast immer Mißwachs oder Hagelschlag seine Hoffnung vernichte. Da erschien ihm plötzlich der Teufel, aber nicht leibhaftig, sondern in Gestalt des Piter Hanes eines alten bekannten Winzers und Wetterführers, fragte ihn, warum er so niedergeschlagen sei, und tröstete ihn dann, indem er sagte: „Ich will dir stets helfen bei der Arbeit, daß du keine Anstrengung weiter haben sollst, und will sorgen dafür, daß deinen Weingarten kein Mißwachs und Hagelschlag noch Mehlthau treffen soll, wenn du mir versprichst, an dieses Bäumchen — und dabei wies er an das Nußbäumchen —, wenn es dazu groß und stark genug sein wird, an einem von mir bestimmten Tage dich aufzuhängen. Der Mann bedachte sich zwar einige Zeit und es war ihm ganz nicht recht; allein da ihm der Vortheil so glänzend erschien und da er glaubte, dann längst lebenssatt und betagt zu sein, wenn das kleine Bäumchen so groß gewachsen, daß es ihn tragen könne,so willigte er endlich ein, ja er ritzte sich sogar, da der Teufel es also verlangte, einen Finger und schrieb auf ein hingehaltenes Weinblatt mit Blut den Anfangsbuchstaben

seines Namens. Der Teufel half ihm hierauf die Arbeit beendigen, half ihm auch dem Vertrage gemäß die folgenden Jahre, und der Mann hatte zum Erstaunen seiner Nachbarn immer, auch wenn sonst nirgends Etwas gerieth, eine ausgezeichnet reiche Weinlese, so daß zuletzt Alle merkten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Indessen war der Mann bei seinem Glück sehr ehrbar und frohgestimmt, so daß ihn Alle gerne leiden mochten. Aber mit den Jahren, als das Nußbäumchen schon eine bedeutende Stärke und Höhe erreicht hatte, fing seine gute Laune immer mehr abzunehmen an, und er konnte sich eines immer steigenden Grauens und Zitterns nicht erwehren. Die Leute erbarmten ihn und hätten ihm gerne geholfen, aber Niemand getraute sich, ihn um seinen Umstand zu fragen. Da war einmal ein weißbärtiger walachischer Pope bei dem armen unglücklichen Manne, der immer Wein schenkte, und trank ein Seitel Wein. Von diesem wußte man allgemein, daß er auch gegen den Teufel und die Hexen Etwas könne und für die Kühe und gegen Verwünschung es verstehe. Zu diesem faßte der Unglückliche ein Zutrauen und sagte ihm Alles und bat ihn, ihm wenn möglich zu helfen. Der Pope schüttelte als er von dem beschriebenen Blatt hörte, den Kopf und meinte, es sei schwer, allein er wolle mit Gottes Hilfe versuchen; er solle nur, wenn der Teufel ihm den Tag bestimmt habe, ihm — dem Popen — es sagen, daß er zur rechten Stunde auch hinaus kommen könne. Dann solle er es sich vom Teufel erbitten, weil er ihm vor dem Aufhängen ein Gebet durchaus nicht erlauben werde, daß er — der Teufel — sich während des Aufhängens wenigstens abseits und zwar nach Sonnenuntergang wende; das Uebrige wolle dann er — der Pope — schon besorgen. Als der Tag nun wirklich bestimmt wurde, ging der Mann, nachdem er den Popen benachrichtigt, mit einem Strick hinaus zum Baum und fand den Teufel schon da in seiner grausenerregenden leibhaftigen Gestalt. Das

Gebet schlug er ihm natürlich ab, das Verlangen aber, daß er sich nach der entgegengesetzten Seite nach Sonnenuntergang kehren möge, schien ihm unbedeutend und er gewährte es ihm unbedenklich. Unterdessen war aber der Pope unter dem Zaun herangeschlichen, ohne daß ihn der Teufel bemerkt hatte. Als nun der Mann sich den Strick um den Hals gelegt und sich eben von dem Ast herunterstürzen sollte, trat der Pope mit dem Kreuz in den Händen hervor und sprach laut ein Gebet. Da gab es einen furchtbaren Knall, der Teufel fuhr durch die Lüfte und ließ einen erschrecklichen Gestank zurück. Der Mann stieg nun vom Baume und ging mit dem Popen nach Hause; allein er starb bald darauf und wie man erzählt unter großen Qualen, die ihm wohl der Böse aus Rache angethan. —

Der Baum aber steht noch und ist jetzt ein großer und mächtiger Nußbaum geworden, der weithin Schatten wirft und ringsum keine Weinstöcke aufkommen läßt.

118.

Der Teufel holt die Seinen.

Mündlich.

Der Hügel in Birk, auf dem die Zigeuner wohnen, heißt scherzerrêg von einem Mann aus dem Dorf, der vor langen Jahren mit dem Teufel dort Umgang gehabt. Man erzählt, jener Scherzer habe sich zu zweimalen aus dem Berge sehr viel Geld geholt, allein wie er zum drittenmal hingegangen, habe ihn der Teufel im Berg zurückgehalten und kein Mensch ihn mehr gesehen.

119.

Der Teufel auf dem siebenbürgischen Landtag.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 240.

Der Fürst von Siebenbürgen Johann Kemeny, der im Jahr 1662 gegen die Türken Schlacht und Leben verlor, er-

zählt in seiner Selbstbiographie folgenden Fall. Zu Ratka in Ungarn hielt sich durch einige Jahre eine Teufel auf. Zwar wurde derselbe nicht gesehen, aber man hörte doch seine Stimme, und er trieb mehrfachen sichtlichen Muthwillen. Als derselbe nun einige Jahre lang nicht bemerkt worden war, nachmals aber seine Gegenwart wieder auf gewohnte Weise kund gab, fragte man ihn, wo er mittlerweile gewesen. „Ich war," sagte er, „auch einmal auf dem siebenbürgischen Landtag, habe mich aber nur kurze Zeit da aufgehalten, weil ich es doch nicht bewirken konnte, daß sie sich einander abschlachteten." Dieses soll sich auf den im Jahr 1629 nach dem Tode des Fürsten Gabriel Bethlen in Mediasch abgehaltenen Landtag beziehen.

120.

Teufelsgräber.

Mündlich.

Die spitzen Bühel im Wolkendorfer Grund bei Schäßburg sind Teufelsgräber; unter jedem liegt einer begraben; der ärgste unter dem höchsten Bühl. Noch jetzt gräbt Niemand an dieser Stelle; man fürchtet, man werde den Teufeln Luft machen und ihnen heraushelfen.

121.

Zalmoxis.

Herodot IV, 94. Benigni Unterhaltungen aus der Geschichte Sieb's. 1, 3. (nach Herodot und Strabo). Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 100. Neugebaur Dacien. 256. Jak. Grimm Geschichte der deutschen Sprache. I, 187.

Die Geten oder Daken wollen unsterblich sein, erzählen alte Schriftsteller, in der Weise, daß ihr Glaube ist, sie stürben nicht, sondern der Hingeschiedene gehe zum Geist. Zalmoxis, welcher, wie Einige unter ihnen meinen, auch Gebeleizis ist. Wie Herodot, ein griechischer Geschichtschreiber, von den

am nördlichsten wohnenden Griechen vernahm, wäre dieser Zalmoxis als ein Mensch Sklave gewesen in Samos (einer Insel an der West-Küste Kleinasiens), und zwar Sklave von Pythagoras, der nicht der kleinste Weisheitslehrer war unter den Hellenen; und dort habe er, nachdem er frei geworden, sich ein bedeutendes Vermögen erworben, mit welchem er in seine Heimath gekehrt sei. Und nun in Betracht der schlechten Lebensart und noch halben Wildheit der Geten, wogegen Zalmoxis bekannt war mit griechischer Lebensweise und mit feinern Sitten, habe er sich einen Saal ausgebaut, worin er die Ersten der Bürger bewirthete und bei Gastmälern lehrte, daß er und seine Gäste nicht sterben sondern an einen solchen Ort kommen würden, wo sie sich für immer aufhalten und alles Gute haben würden. Während er aber das Besagte that und immer solches sagte, machte er sich ein unterirdisches Wohngemach im Berge Kageon, welcher einer andern Sage nach bei dem Dorf Gogány 3 Stunden von Elisabethstadt zu suchen wäre; und wie sein Gemach im Stande war, verschwand er. Er stieg nämlich in das unterirdische Gemach hinab und lebte da drei Jahre lang. Die Geten aber vermißten ihn mit Leid und betrauerten ihn für todt: doch im vierten Jahr zeigte er sich wieder, und so glaubten seine Landsleute das, was Zalmoxis früher gesagt hatte. Und dahin wußte er es zu bringen, daß der König der Geten ihn Theil nehmen ließ an der Regierung und ihn zum Oberpriester ernannte. Nachher genoß Zalmoxis oder Gebeleizis göttliche Ehre bei den Geten, und Sterbende ließ man zu Zalmoxis gehen. Und je im fünften Jahre erlasen sie aus ihrer Mitte einen Boten, den sie an Zalmoxis absandten und mit ihren jedesmaligen Anliegen beauftragten. Diese Sendung stellten sie so an. Einige von ihnen waren aufgestellt mit drei Wurfspießen in der Hand, Andere packten den für Zalmoxis bestimmten Gesandten an Händen und Füßen, schwenkten ihn und schleuderten ihn hinauf,

daß er in die Speerspitzen fiel. Wenn er nun starb an den Stichen, glaubten sie, der Gott sei ihnen gnädig; starb er aber nicht, so gaben sie die Schuld dem Boten, nämlich er sei ein schlechter Mensch. Und sandten darnach einen Andern ab; den Auftrag aber gaben sie ihm noch bei seinem Leben. Auf solche Weise verehren sie Zalmoris.

122.

Klingsor.

Jakob Grimm deutsche Sagen II., 34'. Seiwerth Nachrichten von einigen sieb Gelehrten 227. Vgl. Transsilvania Beiblatt zum sieb. Boten 1844. 169. Blätter f. G. G. u. V. 1838. 67.

Auf der Wartburg bei Eisenach kamen im Jahr 1206 sechs tugendhafte und vernünftige Männer mit Gesang zusammen und dichteten die Lieder, welche man hernach nannte: den Krieg zu der Wartburg. Die Namen der Meister waren: Heinrich Schreiber, Walter von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Osterdingen. Sie sangen aber und stritten von der Sonne und dem Tag, und die meisten verglichen Herrmann, Landgrafen zu Thüringen und Hessen, mit dem Tag und setzten ihn über alle Fürsten Nur der einzige Osterdingen pries Leopolden, Herzog von Oesterreich, noch höher und stellte ihn der Sonne gleich. Die Meister hatten aber unter einander bedungen, wer im Streit des Singens unterliege, der solle des Haupts verfallen; und Stempfel der Hänker mußte mit dem Strick daneben stehen, daß er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Osterdingen sang nun klug und geschickt, allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen, und fingen ihn mit listigen Worten, weil sie ihn aus Neid gern von dem thüringer Hof weggebracht hätten. Da klagte er, daß man ihm falsche Würfel vorgelegt, womit er habe verspielen müssen. Die fünf Andern riefen Stempfel, der sollte Heinrich an einen Baum hängen; Hein-

rich aber floh zur Landgräfin Sophia und barg sich unter ihrem Mantel; da mußten sie ihn in Ruhe lassen, und er dingte mit ihnen, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben: so wolle er sich aufmachen nach Ungarn und Siebenbürgen und Meister Clingsor holen; was der urtheile über ihren Streit, das solle gelten. Dieser Clingsor galt damals für den berühmtesten deutschen Meistersänger; und weil die Landgräfin dem Heinrich ihren Schutz bewilligt hatte, so ließen sie sich Alle die Sache gefallen

Heinrich von Ofterdingen wanderte fort, kam erst zum Herzoge von Oesterreich und mit dessen Briefen nach Siebenbürgen zu dem Meister, dem er die Ursache seiner Fahrt erzähl e und seine Lieder vorsang.

Clingsor lobte diese sehr und versprach ihm mit nach Thüringen zu ziehen und den Streit der Sänger zu schlichten. Unterdessen verbrachten sie die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und die Frist, die man Heinrich bewilligt hatte, nahte sich ihrem Ende. Weil aber Clingsor noch immer keine Anstalt zur Reise machte, so wurde Heinrich bang und sprach: Meister, ich fürchte, ihr lasset mich im Stich und ich muß allein und traurig meine Straße ziehn; dann bin ich ehrenlos und darf Zeitlebens nimmermehr nach Thüringen. Da antwortete Clingsor: sei unbesorgt! wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen, wollen den Weg kürzlich gefahren haben!

Heinrich konnte vor Unruhe nicht schlafen; da gab ihm der Meister Abends einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer sank. Darauf legte er ihn in eine lederne Decke und sich dazu und befahl seinen Geistern: daß sie ihn schnell nach Eisenach in Thüringerland schaffen sollten, auch in das beste Wirthshaus niedersetzen. Das geschah und sie brachten ihn in Helgrevenhof, eh der Tag erschien. Im Morgenschlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten; er sprach: mir ist, als ob ich das mehr gehört hätte und deucht, daß ich zu Eisenach wäre.

Dir träumt wohl — sprach der Meister. Heinrich aber stand auf und sah sich um; da merkte er schon, daß er wirklich in Thüringen wäre. „Gott sei Lob, daß wir hier sind, das ist Hilgrevenhaus und hier sehe ich St. Georgen Thor und die Leute, die davor stehen und über Feld gehen wollen.“

Bald wurde nun die Ankunft der beiden Gäste auf der Wartburg bekannt, der Landgraf befahl den fremden Meister ehrlich zu empfangen und ihm Geschenke zu tragen. Als man den Osterdingen fragte „wie es ihm ergangen und wo er gewesen,“ antwortete er: gestern ging ich zu Siebenbürgen schlafen, und zur Metten war ich heute hier; wie das zuging, habe ich nicht erfahren. So vergingen einige Tage, eh daß die Meister singen und Clingsor richten sollten; eines Abends saß er in seines Wirthes Garten und schaute unverwandt die Gestirne an. Die Herren fragten: was er am Himmel sähe? Clingsor sagte: wisset, daß in dieser Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren werden soll; die wird schön, tugendreich und heilig und des Landgrafen Sohne zur Ehe vermählt werden.

Als diese Botschaft Landgraf Herrmann hinterbracht worden war, freute er sich und entbot Clingsor zu sich auf die Wartburg, erwies ihm große Ehre und zog ihn zum fürstlichen Tische. Nach dem Essen ging er auf's Richterhaus (Ritterhaus,) wo die Sänger saßen und wollte Heinrich von Osterdingen ledig machen. Da sangen Clingsor und Wolfram mit Liedern gegen einander, aber Wolfram that so viel Sinn und Behendigkeit kund, daß ihn der Meister nicht überwinden mochte. Clingsor rief einen seiner Geiste, der kam in eines Jünglings Gestalt: ich bin müde worden vom Reden — sprach Clingsor — da bringe ich dir meinen Knecht, der mag eine Weile mit dir streiten, Wolfram. Da hub der Geist zu singen an, von dem Anbeginne der Welt bis auf die Zeit der Gnaden; aber Wolfram wandte sich zu der göttlichen Geburt des ewigen

Wortes; und wie er kam von der heiligen Wandlung des Brotes und Weines zu reden, mußte der Teufel schweigen und von dannen weichen. Clingsor hatte das Alles mit angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimniß besungen hatte und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter sein möge. Hierauf gingen sie aus einander. Wolfram hatte seine Herberg in Titzel Gottschalks Hause, dem Brotmarkt gegenüber mitten in der Stadt. Nachts, wie er schlief, sandte ihm Clingsor von neuem seinen Teufel, daß er ihn prüfen solle, ob er ein Gelehrter oder ein Laie wäre; — Wolfram aber war blos gelehrt in Gottes Wort, einfältig und anderer Künste unerfahren. Da sang ihm der Teufel von den Sternen des Himmels und legte ihm Fragen vor, die der Meister nicht aufzulösen vermochte; und als er nun schwieg, lachte der Teufel laut und schrieb mit seinem Finger in die steinerne Wand, als ob sie ein weicher Teig gewesen wäre: „Wolfram, du bist ein Laie Schnipfenschnapf!“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb in der Wand stehen. Weil jedoch viele Leute kamen, die das Wunder sehen wollten, verdroß es den Hauswirth, ließ den Stein aus der Mauer brechen und in die Horsel werfen. Clingsor aber, nachdem er dieses ausgerichtet hatte, beurlaubte sich von dem Landgrafen und fuhr mit Geschenken und Gaben belohnt sammt seinen Knechten in der Decke wieder weg wie und woher er gekommen war. —

Später soll Clingsor im Gefolge der vierjährigen Prinzessin Elisabeth von Ungarn, welche, an Ludwig des Landgrafen Sohn verlobt, zur Erziehung an den Hof von Thüringen gebracht wurde, noch einmal nach Deutschland gekommen sein. Mit ihm kamen damals die deutschen Ordensritter, dann Graf Meinhard von Mohlburg oder Mühlburg, Walther von Vargel oder Vargula und Bertha von Wenduleben oder Vendeleben, diese als Gesellschafterin der Prinzessin und noch viele andere, und sie führten mit sich eine prachtvolle Ausstattung z. B. eine sil-

berne Badwanne im Werth von tausend Mark und viel kostbare seidene Kleider und seidene Bettpolster. Wo Clingsor der Sieger in zweiundfünfzig poetischen Wettkämpfen, der — wie er selbst sagt — am ungarischen Königshofe dreitausend Mark Silber jährlichen Gehalt bezog, gestorben sei und ob er gestorben sei wird nicht gemeldet, und man weiß davon ebensowenig als von seiner Geburt, obgleich ihn ein patriotischer Mediascher vor einiger Zeit das Licht der Welt in dieser Stadt hat erblicken lassen.

123.

Doctor Faust.

Mündlich aus Reen.

Eine sehr altgewordene Frau, welche vor etwa zehn Jahren in Reen gestorben ist, erzählte ihren Enkeln Folgendes: „Der berühmte Doktor Faust, von dem man überall Wunderdinge weiß, ist lange Zeit in Hermannstadt gewesen. Mein Großvater, der als Geselle dort in Arbeit gestanden, wußte viele Stückchen zu erzählen, die jener daselbst verübt hat. So hatte er einmal als Kavalier mit mächtigen steinernen Kugeln auf dem großen Ring Kegel gespielt, mit Kugeln, die sich während des Rollens in Menschenköpfe verwandelten und beim Stehenbleiben wieder Steine waren. Ein andermal war er in Gestalt des damaligen Stadtpfarrers spazieren gegangen und zwar auf dem Kirchendach und hatte sich endlich zum Schrecken der Leute, die ihm zusahen, auf dem Thurmknopf auf den Kopf gestellt. Als aber der rechte Pfarrer selbst hinaus kam, sprang Jener von der Thurmspitze herab unter die Menge, die mit Entsetzen auseinander stob; er kam aber auf die Erde als eine gräuliche schwarze Katze mit feurigen Augen, die sich alsbald verlor. — An einem Jahrmarkt, als eben der Viehmarkt am stärksten war, hörte man plötzlich trommeln und eine schöne Regimentsmusik, und statt der Schafe, Kälber, Ochsen

und Pferde marschirt ein Regiment Soldaten einher. Während Alles ob der Verwandlung stutzt und staunt und den eigenen Augen und Ohren nicht traut, gibt der Kapellmeister das Zeichen. Da hört man ein tausendstimmiges Mäh, Oah und Jihihi! und sieht wieder die Schafe, Kälber, Ochsen und Pferde vor und um sich.

Als Baumeister hat er sich oft den Hermannstädtern angetragen, aber diese merkten gleich mit wem sie es zu thun hatten und wollten keinen Kontrakt machen. Einmal wollte er sie überreden, die Kirche und den Thurm abzubrechen, er wolle ihnen in sieben Wochen eine weit größere und schönere bauen, wenn sie ihm den Platz auf dem großen Ring, wo jetzt die katholische Kirche steht, überließen, damit er sich ein Haus da baue. — Dann wollte er den Mieresch nach Hermannstadt leiten, wenn man ihm erlaube eine Mühle daran zu errichten u. s. w.

Zuletzt wurde Doctor Faust, wie allgemein bekannt ist, zur Hölle geführt. Unser Herr Christus wollte ihn gerne retten, da er doch ein gutes Herz gehabt und vielen Armen Gutes gethan hatte; aber er hatte sich dem Teufel so fest verschrieben und dieser bewachte ihn immerfort so aufmerksam, daß auch bei dem besten Willen ihn Niemand aus den Klauen desselben befreien konnte.

124.

Faust im Sturmwind.

Mündlich aus Bulkesch.

An die Sage von dem in zahlloser Teufelsbegleitung wie im Sturmwind dahinreisenden Faust erinnern sich die Leute nur dunkel. Vor und hinter ihm ist pechschwarze Nacht. Die Straße wird vor seinem Wagen her von den dienenden Teufeln gepflastert.

125.

Doktor Faust als Straßenbauer.

Sieb. Provinzialblätter II., 228. Marienb. kleine Geschichte des Großf. Sieb. 40.

Zahlreiche Ueberbleibsel römischer Straßen finden sich in Siebenbürgen, und ihr Pflaster ist so fest, daß die Leute wohl auf den Gedanken kommen, dasselbe sei nicht Menschenwerk, und erzählen, der berühmte Doktor Faust oder der Teufel selbst auf dessen Befehl habe jene Straßen gebaut.

126.

Der rothe Königsrichter.

Mündlich. Vergl. Marienburg Geogr. II., 293. Unterhaltungsblatt für G. G. u. V. 1837. 209.

Auf dem Basaltberg im Nordwesten von Reps liegen die Trümmer der mit dreifacher noch ziemlich erhaltener Mauer und vielen starken Thürmen umgebenen Burg. In einem Gemach derselben befanden sich noch im Jahr 1812 ein Paar schwere Fußeisen von türkischer Art, welche von dem seines rothen Mantels oder seiner rothen Haare wegen sogenannten rothen Königsrichter dahin in Verwahrung waren gegeben worden. In den ersten Jahren, als Siebenbürgen unter türkische Herrschaft kam, war der besagte rothe Königsrichter von Reps nicht im Stande, die dem Stuhl auferlegten Steuergelder zu zahlen, weil die Leute gar blutwenig aufzuweisen hatten. Auch war er bei dem türkischen Kaiser als Rebell angeschwärzt worden, weswegen ihn dieser nach Konstantinopel verlangte. Er konnte nicht anders als gehorchen und zog mit gar schwerem und beklommenem Herzen wohin man ihn gefordert. Mit ihm zog nur sein Trabant Menenges. Dieser jedoch stand weit und breit im Ruf, der größte Zauberer und Hexenmeister seiner Zeit zu sein. Kaum langten sie in Konstantinopel an, als

sie in einen Kerker geworfen wurden, der von zahlreichen Wachen besetzt war. Nach dreitägiger Gefangenschaft befahl man dem armen Königsrichter, ein ordentliches Mahl zu bereiten, ohne ihm Holz zum Feuer zu erlauben. Da half ihm aber Menenges, indem er ein Fuder Wälschnüsse nahm und mit diesen feuerte. Es half aber alles Nichts, der Königsrichter wurde zum Tode verurtheilt und sollte am achten Tage sterben. Traurig kam er in der Nacht vor seinem letzten Tag in das Nebenzimmer, in welchem sein Trabant schlief, weckte diesen und bat ihn flehend, nun, wenn er Etwas könne, seine Kunst zu beweisen. Menenges bestellte ihn auf die Zeit zwischen elf und zwölf Uhr wieder, breitete, als er gekommen, seinen Mantel auf die Erde aus und befahl dem Königsrichter, sich darauf zu setzen, festzuhalten und kein Wort zu reden. Darauf setzte sich Menenges zu ihm, und sie flogen plötzlich durch das Schlüsselloch, das zu einem weiten Thore ward, aus dem Gefängniß und durch die Luft von dannen, so rasch, daß sie um vier Uhr Morgens bereits auf der Steiner Höhe (ein Berg, der Repser Burg gegenüber) sich niederließen. Sie wären nach Reps hineingeflogen, hätte der rothe Königsrichter, als er seinen Hut verlor, dem Menenges nicht anzuhalten zugerufen, worauf dieser zwar antwortete: „Ja Herr, der ist bereits weit hinter uns,“ aber nun ihr Fahrzeug mußte hinabsinken lassen. Auf der Steiner Höhe fanden sie indeß von einem Mädchen geweidet zwei Pferde, bestiegen dieselben und ritten so in den Ort ein. Wie erstaunte aber der Königsrichter, als er in seinem Hofe absteigend in den beiden edeln Pferden seine und seines Nachbars Katze erkannte. Als Belohnung erhielt Menenges einen goldenen Becher. Mit demselben erschien Menenges in einer Nacht bei einem Gastmal der Truden an dem Platz, an dem früher das Mädchen die Pferde geweidet hatte. Ein Bauer, welcher sein Mehl aus der Mühle nach Hause fuhr, verfehlte des Weges und gerieth in die Ge-

sellschaft. Menenges nöthigte ihn aus dem Becher zu trinken; der Bauer machte aber so lange Glückwünsche, bis die Uhr schlug, worauf Alle davonfliegen und ihm den Becher in der Hand lassen mußten.

Die Fußeisen, welche der rothe Königsrichter in der Gefangenschaft getragen, wurden ihm in Reps mit vieler Mühe abgenommen und von ihm auf die Burg zum ewigen Gedächtniß niedergelegt. Vor den Leuten aber sagte er, er sei durch mitleidige Kaufleute, welche das Lösegeld für ihn bezahlt hätten, befreit worden.

127.

Theophrastus.

Mündlich aus Reen.

Theophrastus der große Wunderdoktor, welcher in der ganzen Welt herumreiste, hatte einen Teufel in einem Glase, mit dessen Hülfe er die größten Thaten verrichtete. Der Teufel hatte ihn alle Kräuter und Blumen kennen gelehrt, woraus man Arznei bereitet. Nun machte Theophrastus, wie der Herr Christus im Evangelium, Blinde sehend, Taube hörend, Lahme gehend, Aussätzige rein u. s. w. — aber nur durch die schwarze Kunst. So sehr ihn auch die Kranken suchten, um geheilt zu werden, so fürchteten sie sich doch auch vor ihm, weil er es mit den Höllengeistern hielt. Bei Kaisern und Königen aber stand er in großer Gunst, weil er sie nicht nur gesund machte, sondern ihnen auch ihr Reich stützen und schirmen half; denn er brauchte nur das Glas ein wenig zu öffnen, so sagte ihm der Teufel immer was zu thun sei.

Zuletzt aber ist es ihm schlecht ergangen. Als er schon alt war und sich vor dem Tod fürchtete, gab ihm sein Teufel den Rath: er solle sich in kleine Stücke zerhauen, in Roßmist begraben und auf Jahr und Tag gewinnen lassen; dann werde er wieder ein Jüngling sein. So ließ er sich denn durch sei-

nen treuen Diener zerhauen und begraben. Dieser aber konnte die Zeit vor Ungeduld nicht abwarten; den vorletzten Tag öffnete er vorwitzig die Grube; und es lag Theophrastus da lebendig, ein schöner Jüngling; nur der Kopfdeckel war noch nicht ganz zugewachsen. Nun aber kam ihm die Luft ins Gehirn und er mußte sterben. Sonst hätte er wieder alt und mit Hülfe des Teufels und eines treuen und nicht vorwitzigen Dieners immer und immer wieder jung werden können.

128.

Der nikromantische Professor.

Seiwerth, Nachrichten von sieb. Gelehrten. 34.

Den Professor Johann Heinrich Bisterfeld aus Nassau, welchen der Fürst Gabriel Bethlen 1629 als Lehrer der Theologie und Philosophie an die von ihm gegründete höhere Lehranstalt in Weißenburg berief, nannte man wegen seiner Kenntniß der Mathematik und natürlichen Magie allgemein den nikromantischen Professor und hielt ihn für einen Zauberer. Und von seinem Tode erzählen viele, daß ihn die Teufel lebendig zerrissen hätten.

129.

Die Kinder zu Hameln.

Jakob Grimm, deutsche Sagen. I, 330. Mündlich allgemein.
Ungr. Magazin II., 202.

Im Jahr 1284 ließ sich zu Hameln (in Westphalen) ein wunderlicher Mann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem buntem Tuch an, weshalb er Bunting soll geheißen haben und gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, gegen ein gewisses Geld die Stadt von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Der Rattenfänger zog demnach ein Pfeifchen heraus und pfiff, da kamen al-

sobald die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Als er nun meinte, es wäre keine zurück, ging er hinaus und der ganze Haufe folgte ihm und so führt er sie an die Weser. Dort schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Thiere folgten und hineinstürzend ertranken. Nachdem die Bürger aber von ihrer Plage befreit waren, reute sie der versprochene Lohn und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging. Am 26. Juni auf Johannis und Pauli Tag, Morgens früh sieben Uhr, nach Andern zu Mittag, erschien er wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers erschrecklichen Angesichts, mit einem rothen wunderlichen Hut und ließ seine Pfeife in den Gassen hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an, in großer Anzahl gelaufen, worunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters war. Der ganze Schwarm folgte ihm nach und er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hätte ein Kindermädchen gesehen, welches mit einem Kind auf dem Arm nachgezogen war, darnach umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweis vor alle Thore und suchten mit betrübtem Herzen ihre Kinder; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und Land an alle Orte herumgeschickt, zu erkundigen, ob man die Kinder, oder auch nur etliche gesehen, aber alles vergeblich. Es waren im Ganzen hundert und dreißig verloren. Zwei sollen, wie einige sagen, sich verspätet und zurückgekommen sein, wovon aber das eine blind, das andere stumm gewesen, also daß das blinde den Ort nicht hat zeigen können, aber wohl erzählen, wie sie dem Spielmann gefolgt wären, das stumme aber den Ort gewiesen, ob es gleich nichts gehört. Ein Knäblein war im Hemd mitgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es

dem Unglück entgangen; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, wodurch die Kinder zum Thor hinaus gegangen, hieß noch in der Mitte des 18. Jahrhunder's (wohl noch heute) die Bungelose (trommel-tonlose, stille), weil kein Tanz darin geschehen, noch Saitenspiel durfte gerührt werden. Ja wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht ward, mußten die Spielleute über die Gasse hin stillschweigen. Der Berg bei Hameln, wo die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg, wo links und rechts zwei Steine in Kreuzform sind aufgerichtet worden. Einige sagen die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgeführt worden.

Die Bürger von Hameln haben die Begebenheit in ihr Stadtbuch einzeichnen lassen und pflegten in ihren Ausschreiben nach dem Verlust ihrer Kinder Jahr und Tag zu zählen. Nach Seyfried (medulla etc. p. 476) ist der 22. statt des 26. im Stadtbuch angegeben. An dem Rathhaus standen folgende Zeilen:

> Im Jahr 1284 na Christi gebort
> tho Hamel worden uthgevort
> hundert und dreißig Kinder dasülvest geborn
> dorch einen Piper under den Köppen verlorn.

Im Jahr 1572 ließ der Bürgermeister die Geschichte in die Kirchenfenster abbilden mit der nöthigen Ueberschrift, welche größtentheils unleserlich geworden. Auch ist eine Münze darauf geprägt.

In Siebenbürgen bezeichnet man die Almescher Höhle als den Ort, wo der Rattenfänger mit den 130 Kindern aus der Erde gekommen, und die Sachsen als solche, welche von den Kindern von Hameln abstammten.

130.

Verzauberte Pferde.

Müntlich.

Ein Schäßburger Bürger war einmal auf der Reise und mußte auf freiem Feld übernachten. Weil er aber Diebe fürchtete, wollte er die Pferde nicht ausspannen. Da trat sein Knecht zu ihm und sprach: „Herr Vater, spannen sie nur aus; man stiehlt ihnen gewiß kein Pferd." „„Man wird den Teufel nicht"" brummte der Bürger, ließ sich aber doch überreden und seine 4 Pferde frei grasen. Als er am Morgen erwachte und nach den Pferden sah, waren sie nirgends zu finden. Jetzt gings wild über den Knecht her. Der aber nahm ganz ruhig die Hafersäcke und schüttelte sie. Und nach kurzer Zeit kamen alle vier Pferde, aber wohl fingersdick mit Schweiß bedeckt, herbei gerannt, also daß man deutlich sehen konnte, was für einen weiten und schnellen Lauf sie gemacht. Der Knecht stand schon damals in übelm Ruf, und Viele haben bis an sein vor kurzer Zeit erfolgtes Ende steif und fest geglaubt, daß er ein Zauberer sei.

131.

Liebeszauber.

Joseph Marlin im sieb. Volkskalender 1849. 26.

Im Dorfe Pian unweit Mühlbach lebte vor längerer Zeit eine Witwe, welche ein hübsches Haus sammt Aeckern und auch einige Schönheit besaß. Diese Frau, welche Thya hieß, war fleißig, reich, angesehen, pflegte aber die jungen Leute mit so sonderbaren Augen anzublicken, daß diese vor ihr erschracken. Doch pflegte es zu geschehen, daß sich mancher derselben in die junge Wittwe verliebte, ohne es eigentlich gewollt zu haben. In solchem Liebesrausche beging er dann tausend Tollheiten und konnte des bösen Geistes nicht los werden, bis er nicht

einmal just zwischen zwölf und ein Uhr in den Armen der Witwe geruht.

Das Wahre an der Sache ist, daß die Witwe Liebestränklein und andere dergleichen zauberhafte Dinge zu brauen verstand, daher sie bei männiglich in den Ruf einer schönen aber grausamen Hexe kam. Nun geschah es einst, daß die Witwe an dem Pianer Bach weiße Wäsche ausrang. Da kamen des Weges viele Bauern aus dem Dorfe, welche ihre Ochsen sammt den beladenen Wagen dem Dorfe zutrieben. Hinter allen kam ein frischer wildfremder Bursche gefahren; der stand aufrecht in einem leeren schönen Wagen und trieb vier glänzende weiße wohlgenährte Ochsen mit manchem Hi und Ho und kräftigem Peitschenschall an. Niemand im Dorfe erinnerte sich den Burschen je gesehen zu haben. Wie nun die Witwe den schönen Fuhrmann sah, bückte sie sich alsbald, zog mit dem Wäschschlegel einen Kreis und murmelte einige geheimnißvolle Worte. Dann hob sie sich empor und richtete ihre Augen starr auf den Jüngling. Der aber hatte kaum einen Augenblick in die Augen der Witwe geschaut, als er vom Wagen sprang, die Peitsche hineinwarf und seine Ochsen mit einem letzten He zum eiligen Laufe antrieb. Wagen und Ochsen verschwanden alsbald hinter dem Gebüsch, und kein sterbliches Auge hat das Fuhrwerk weiter gesehen. Der Fuhrmann kam unterdessen zur schönen Witwe, begann mit ihr zu sprechen und in wenigen Minuten war das Paar einig. Die Witwe lud die Wäsche auf und ging sammt dem neuen Liebhaber in das Dorf zurück.

Es dauerte nicht lange, so gab es eine Heirat in Pian, und die Witwe sowie der junge Fuhrman ließen sich durch den Popa nach christlicher Weise einsegnen. Zwar gab es im Dorf allerlei Gerede über die rasch geschlossene Heirat, soviel aber muß gesagt werden, daß das neue Paar eine der glücklichsten Ehen durchlebte, die je in Pian geschlossen wurden.

Es vergingen einige Jahre, da wurde die Witwe schwer krank und lag in kurzem auf dem Sterbebette. Bevor sie jedoch aus der Welt schied, rief sie ihren Gatten zu sich, um ihm ihren letzten Willen kund zu thun. Sie gebot ihm nämlich, einen kleinen Topf hervorzusuchen, welcher unter der Asche des Herdes verborgen sei, sich aber ja zu hüten, das geschlossene Gefäß zu öffnen; hierauf habe er dasselbe zu ihrem Grabe zu tragen und in die Erde zu begraben. Es drohe ihm aber schwere Gefahr, im Fall er während des Hingehens strauchle und den Topf zerbreche. Hierauf schied die Witwe im Frieden und ward christlich begraben.

Ihr Gatte vergaß des erhaltenen Auftrags nicht, hob den Topf vorsichtig aus der Asche und machte sich damit auf den Weg nach dem Friedhof. Aber unglücklicherweise strauchelte er über ein umgestürztes steinernes Kreuz, warf dabei den Topf hin, welcher zerbrach und sich seines geheimnißvollen Inhaltes unter Dampf und Rauch entleerte. Er fuhr mit der Hand nach der Stirne und blickte mit erstaunten Augen um sich. Dann, als die Erinnerung des Geschehenen allmählich wieder in ihm klar wurde, meinte er aus einem Traum zu erwachen. Er ging wie ein Fremder nach dem Dorfe zurück, wurde aber in kurzer Zeit wahnsinnig. In diesem Zustand entlief er seinen Wächtern, machte sich in die Gebirge, und wie von seinem Gespann so auch von ihm erblickte kein sterbliches Auge mehr eine Spur. Aber die Geschichte dieses Zaubers erzählen die Weiber noch immer in den Rockenstuben und die jungen Burschen bekreuzen sich jedesmal, da ihnen bange wird vor ähnlichem Schicksal.

132.
Weinbrunnen.

Mündlich.

Auf einem Hatterthaufen zwischen Neudorf und Rothberg entspringt eine Quelle, die sich gleich bei ihrem Ursprung der-

art in zwei Arme theilt, daß der eine Neudorf der andere Rothberg zu fließt. Einst strömte klarer Wein daraus. In jenen Zeiten aber, wo die Bewohner dieser Dörfer zur protestantischen Kirche übertraten, wollten ihre katholischen Geistlichen diesen Schritt nicht mit ihnen thun und ihren Kirchenkindern auch den Wein im Abendmal nicht erlauben. Da gingen diese — die ganze Gemeinde — zu jener Quelle und genossen mit ihrem Wein das h. Abendmal. Wie aber nun die beiden Dörfer so um den Brunnen standen erhob sich ein Zank zwischen ihnen und sie entweihten die heilige Handlung durch Hader und Streit. Zur Strafe dafür verwandelte sich der Wein in Wasser. Doch ist dieses bis auf den heutigen Tag so vertrefflich, daß man es ihm recht ankennt, wie es einst mehr als Wasser gewesen.

133.
Frintschenloch.

Siebenbürgische Quartalschrift. III. 104. Mündlich.

Im Süden von Kronstadt, an die Zinne sich anschließend erhebt sich ungleich großartiger das Schulergebirge, also genannt, weil der Ertrag desselben früher zu den Einkünften des Kronstädter evangelischen Gymnasiums gehörte. Es schließt einen großen Reichthum der schönsten Wiesen und Viehtriften in sich, und seine Abhänge sind von herrlichen Nadel- und Laubwaldungen bedeckt. Nach Westen dacht es sich gegen Neustadt und Rosenau ab. Hier, unweit des letztgenannten Ortes, befindet sich eine Höhle, die weit hinein in das Gebirge sich erstreckt und von tiefen Klüften und Schluchten durchschnitten ist. Man nennt die Höhle das Frintschenloch, (auch Fintschen, oder Fielschenloch), und walachische Hirten erzählen, daß ein wildes Thier darin wohne und den Eintritt unmöglich mache. Ein Hahn wurde einst hineingejagt und kam weit vom Eingang durch eine Felsspalte wieder zum Vorschein. Unzählige

Tropfsteine haben sich im Innern gebildet, welche, zu Pulver gestoßen und eingenommen bei Vieh und Menschen die Milch vermehren sollen.

134.

Die Schlange im Nonnenloch.

Mündlich. Unterhaltungsblatt f. G. G. u. V. 1837. 77.

Einer der schönsten Punkte in ganz Siebenbürgen ist unstreitig die Zinne oder der Kapellenberg bei Kronstadt. So finsterdrohend jäh steigen die Seiten desselben unmittelbar von der Stadtmauer aus an, so überhängend scheint der Gipfel, daß den Hinaufblickenden oft unwillkürlich der Gedanke eines furchtbaren Unglücks durch den möglichen Absturz des mächtigen Felsens durchzittert. Aber die Aussicht, welche sich dem entzückten Auge von der fast 1300′ über der Stadt liegenden Spitze darbietet, wetteifert mit den gepriesensten des Erdtheils. Diese seltene Mischung von Berg und Ebene, von Hügellandschaft und vollendeter Gebirgsbildung, von kahlen wilden Felsgipfeln und weithin lachenden Fruchtfeldern, von unentweihter Natur und menschenadelnder Kunst findet sich nirgends im Vaterland in solchem Ebenmaaß, in so übersichtlicher Nähe. Einige Klaftern unter dem höchsten Punkt der Zinne liegt das sogenannte Nonnenloch, eine ziemlich unbedeutende Höhle, mit engen unzugänglichen Nebengängen. Ein Einsiedler soll lange in derselben gewohnt haben. Berühmter ist sie als Aufenthaltsort einer Schlange, die von dort aus auf die unten wandelnden Menschen herunterstürzte und sie als Beute davontrug. Einmal überfiel sie einen an der Stadtmauer lesenden Studenten und verschlang denselben, wurde aber darauf so durstig, daß sie in Folge des übermäßig gesoffenen Wassers barst. Zu ihrem Gedächtniß ist die große Schlange an die Stadtmauer in der Nähe der Kaserne gemalt worden.

135.

Der Schlange Tod.

Mündlich aus dem Großschenker Stuhl.

Bei Zeiden hauste eine Schlange zum großen Schaden der ganzen Gegend. Lange dachte man hin und her, wie man sich des gefährlichen Nachbars entledigen könne. Und wie nun so die Klugen oft zusammen redeten und riethen, fiel einem Folgendes ein. Man nahm ein frisch abgezogenes Kalbfell, füllte dasselbe mit ungelöschtem Kalk und stellte das Ganze an einen Ort, wohin die Schlange oft zu kommen pflegte. Wirklich erschien das Ungethüm auch bald, stürzte sich auf die Lockspeise und verschlang Alles mit Haut und Haaren. Aber schnell stellte sich der fürchterlichste Durst ein; sie trank und zerplatzte, und die Umgegend ward ihres Schreckens ledig.

136.

Sturm- und Hagelmachen.

Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, ed. Trausch I., 279.

Um das Jahr 1615 sind in Ungarn viele Zauberer und Hexen verbrannt worden, weil sie durch ihre Sprüche und Reden über ganz Ungarn und Siebenbürgen Hagelwetter hatten ziehen wollen zum Verderben der Früchte und Weingärten. Diese verruchte Absicht kam auf wunderbare Weise ans Licht. Ein Vater ging mit seiner zehn- oder zwölfjährigen Tochter in den Weingarten und klagte über die anhaltende Dürre. „Vater", sprach die Tochter „wenn du willst, kann ich leicht Regen, ja auch Hagel erzeugen." Und als der Vater sie fragte, von wem sie solches gelernt habe antwortete sie: „Von der Mutter." Darob entsetzte sich der Vater und sprach: „Wenn du denn Etwas vermagst, so mache einmal Hagel, doch so, daß nur unser Weinberg getroffen wird, die andern aber unberührt bleiben." Da erregte sie ein Ungewiter und einen Hagelfall, wodurch der väterliche Weingarten gänzlich zerschlagen wurde.

Dieser Mann nun zeigte die Sache dem Gericht an; Mutter und Tochter wurden eingezogen und durch sie viele Personen beiderlei Geschlechtes und in Folge dessen nach Recht und Gerechtigkeit mit dem Tode bestraft. Die Hexen selbst versicherten, daß die Sache, wäre sie nicht entdeckt worden, sehr gefährlich hätte werden können und daß in Kurzem von den Reben und Früchten Ungarns und Siebenbürgens nichts mehr übrig gewesen sein würde. Denn wenn es auch gewiß ist, daß die Zauberer, ja der Teufel sebst an sich keine Macht haben, Menschen oder Saaten und Früchte zu schädigen, so können sie doch viel Uebels anrichten, wenn Gott es ihnen zuläßt oder ihnen Gewalt verleiht um der sündigen Menschen willen, wie auch an der Pharaonischen Geschichte zu ersehen ist.

137.

Hexendienerschaft.

Mündlich.

Wer hexen kann, hat gewöhnlich Kröten oder Ameisen in seinen Diensten, die ihm der Nachbarn Gut und Habe ins Haus tragen. Auch können Truden sich in Kröten verwandeln. Ein Bauer in Großschenk merkte, daß ihm sein Korn aus dem wohlverwahrten Kasten auf außergewöhnliche Art gestohlen wurde. Wie er einmal nach Hause kommt und nachsieht findet er richtig eine Kröte im Kornkasten. Gleich nimmt er seine Art und will sie umbringen; weil er sie aber in der rechten Hand hält, ist er's nicht im Stande, und wie er sie in die Linke genommen, ist die Kröte verschwunden.

138.

Hexen segnen den Mehlsack.

Mündlich.

Ein Zendrescher kam einmal aus der Mühle gefahren und sah auf einer Wiese unzählige Hexen tanzen. Da fragte ihn

sein Sohn, den er bei sich hatte: „Vater, soll ich die Axt zwischen sie werfen?“ „„Untersteh dich““, antwortete der Vater und zog mit den höflichen Worten „Gott segne auch euern Reihen“ an den tanzenden Gestalten vorbei. „Gott segne euch euern Sack“ rief es zurück, und seit dem konnte des Bauern Mehlsack nicht mehr geleert werden, bis er in einer unüberlegten Stunde diese Begebenheit weiter erzählte.

139.

Von Hexen.

Mündlich.

Gerne verwandeln Hexen sich in schwarze Hühner; schädigt man diese an Etwas, so empfindet die Hexe den Schmerz. Ein alter Mann in Großschenk hieb einer solchen verdächtigen Henne einst eine Zehe ab und zeigte dieses sogleich dem Gericht an und drang auf Haussuchung, damit man der Trude ihr Recht könne widerfahren lassen. Die Haussuchung wurde zwar vorgenommen; allein man schlug die ganze Sache nieder. Aber wem seit der Zeit ein Finger fehlte, das war die N. N. Die Enkelin desselben Mannes ging in einer Nacht barfuß über die Hausflur. Da fuhr es ihr plötzlich in die Füße; man hat seitdem Viel versucht mit ihr, um ihr die Gesundheit wieder zu geben; aber es wird schwer helfen, denn sie hat in eine Trudentrappe getreten.

140.

Der Soldat im Quartier einer Trude.

Mündlich aus Sächsisch-Reen.

Ein Soldat war bei einer alten Frau im Quartier, die in ihrer ärmlichen Wohnung einen Webstuhl hatte; denn sie erhielt sich durch grobe Leinwand, welche sie verfertigte, ihr Leben. Der Soldat hatte es bei der Alten doch gut, indem sie zuvorkommend seine allerdings mäßigen Bedürfnisse befrie-

digte. Eins aber fiel ihm auf von der Alten und machte sie ihm verdächtig: jeden Abend, wenn er zu Bett gegangen, setzte sie sich auf den Herd, hielt die Füße zum Feuer und schürte in der glühenden Asche und sah inzwischen oft nach seinem Bett. Nie erinnerte er sich, sie gesehen zu haben, wie sie sich schlafen gelegt; aber früh Morgens konnte sie sich sehr schwer vom Bett trennen und dann geschah es immer mit Keuchen und Husten und einer Schwerfälligkeit, wie nach harter Anstrengung. „Ha, hah," sagte er eines Abends bei sich selbst, als er sich niederlegte, „ich wette, hier bin ich im Nest einer alten Hexe. Doch warte; ich will ihr schon auf die Finger sehn. Die Alte wartet gewiß, bis ich eingeschlafen bin und macht dann ihre Hexenkünste. Diesmal will ich sie aber doch dran kriegen." Er zog sich nun die Bettdecke ganz über den Kopf, hielt sie aber straff angezogen, so daß er durch das lockere Gewebe durchsehen konnte. Nach einer Weile fing er zu schnarchen an, aber es war lauter Verstellung. Die Alte saß wieder auf dem Herd und sah um sich und traute nicht recht; nach einiger Zeit endlich langte sie aus dem Kachelofen ein Näpfchen mit Salbe hervor, bestrich sich daraus unter beiden Achseln und husch, war sie zum Ofenloch und Schornstein hinaus. Der Soldat sprang sogleich aus dem Bett zum Herd und besah die Salbe. „Du mußt doch versuchen, ob sie bei dir auch solche Wirkung macht". Um aber nicht zum Schornstein hinaus fliegen zu müssen, band er sich zuerst an den Webstuhl fest. Kaum aber hatte er sich bestrichen, da flog er sammt dem Webstuhl zum Schornstein hinaus und der Ofen donnerte hinter ihm zusammen. Sausend flog er durch die Luft; in einem Augenblick befand er sich in einem hell erleuchteten Saal, wo an einer langen Tafel junge Herren und ältere Damen saßen, aßen und tranken. Er fand gleich einen Platz und mußte mitessen und trinken. Anfangs war er voll Furcht und beklommen; indeß kam ihm sein Soldatenmuth bald wieder und

er fühlte sich in Kurzem wie unter seines Gleichen. Staunend sah er unter Männern und Frauen viel bekannte Gesichter, Niedrige und Hochgestellte, die aber hier alle gleichberechtigt schienen. Auch seine Alte saß da und war guter Dinge. Manche weibliche Gestalten machten durch ihre Schönheit einen bedeutenden Eindruck auf ihn; allein die etwas spitze vorhängende Nase und die breite hängende Unterlippe bei Allen wollte ihm nicht zusagen. Bei den jungen Herrn konnte er, wie hoch sie auch ihre Haare gekämmt hatten und wie lang auch ihre Schwarzröcke nach hinten zu gingen, doch etwas wie von Schwanz und Hörnern bermerken. Er hatte in seiner Kindheit von seiner Großmutter oft gehört, daß die Gesellen des Teufels, die sogenannten Ludeerzen, die den Menschen als feurige Drachen, in Gesellschaft der Hexen aber als junge Herrn erscheinen, mit den Hexen auf Richtplätzen und Schindangern ihre nächliche Kurzweil hätten. Sogleich erkannte er nun auch in seinen jungen Nachbarn solche Gesellen des Teufels. Nur der Ort und die Pracht der Versammlung stimmte nicht mit den frühern Erzählungen. Denn er befand sich ja in einem glänzend erleuchteten Saal; man aß mit silbernem Eßzeug und trank aus goldenen Bechern, so daß ihn eine wahre Lust ankam, auch und für immer zu der geheimen Gesellschaft zu gehören. Nach dem Mahle wurde die Tafel in ein Nebenzimmer gerückt und es begann der Tanz. Er wurde mit in den Wirbel hineingezogen und bald tanzte Alles in wilder Lust, daß das Haus zitterte und Alles darin erbebte. Die Musik Anfangs wie ein leises Pfeiffen des Windes wurde allgemach schreiender und brausender wie das Heulen eines Sturmes. Dazwischen erscholl auch grauses Hundegebell und Katzengemiau. Der arme Soldat mußte im Strudel sammt dem Webstuhl sich daher drehn wie ein Kreisel. Seine Füße brannten vor Glut, seine Kräfte schwanden; schon glaubte er, es gehe nun gradezu in die Hölle. Da fiel ihm noch zu rechter Zeit

ein frommer Gedanke ein. Er empfahl Gott seine Seele. Im Nu war der Spuck verschwunden; eben graute der Tag, und wie er nach der heftigen Betäubung wieder zu sich kam und sich umsah, war er unter dem Galgen und rings um ihn lagen Knochen und Pferdeschädel und das zertretene Gras dampfte noch vom wilden Reigen. Indem kam auch seine Wirthin, die alte Hexe, band den Webstuhl von ihm los und bat ihn mit dem Versprechen einer prächtigen Bewirthung, sie und die Andern nicht zu verrathen. Sie trugen nun beide den Webstuhl nach Hause und am Morgen hieß es, der Blitz habe bei ihr eingeschlagen und den Rauchfang zertrümmert. Der Soldat hielt das gegebene Versprechen und hatte es sehr gut bei der Alten, ließ aber seinen Vorwitz fahren, sie auf ihren nächtlichen Gängen noch einmal zu begleiten. Als er später in eine andere, entfernte Stadt kam, hat er aber Alles erzählt.

141.

Luftfahrt.

Mündlich.

In Schäßburg lebte vor nicht gar langer Zeit ein Kammmacher, Schneider aus Reen, der hatte seine Wohnung in der Hintergasse. Einmal war er in der Mühle gewesen und wollte sein Mehl nach Hause tragen. Weil aber die Mühlgasse auch damals so kothig war, ging er den schmalen Fußweg unter dem Mönchhof. Plötzlich wird er, er weiß nicht wie und von was, gepackt, in der Luft bis ans Ende der obern Beiergasse geführt und dort niedergelassen. Es wird eben Morgen; die Bauern kommen aus ihren Häusern, um an ihre Feldarbeit zu gehen. Wie lachen sie, als sie auf die Frage, woher er komme mit dem Mehlsack auf dem Rücken, zur Antwort erhalten „aus der Stadtmühle.“ Und als er ihnen sein Abenteuer erzählt, glauben sie es ihm erst, da Leute aus der Mühle kommen und bestätigen, daß er vor kurzem wirkich dort gewesen sei.

142.

An der Achse melken.

Mündlich in Schäßburg.

Ein vornehmer Herr reiste einmal in großer Hitze. Da er sehr durstig war, bemerkte er eine Schafheerde bei der Stinne (Sennhütte) auf dem Felde und äußerte gegen seinen Kutscher den Wunsch nach einem Trunk Milch. „Wenn's nur das ist, dem läßt sich schnell abhelfen," erwiedert dieser, hält den Wagen an, steigt ab und fängt an der Achse zu melken an. Plötzlich wird die Heerde unruhig; der Hirte bemerkt es und sogleich auch die Ursache davon. Dann nimmt er seine Boboo (Mantel aus Schaafwolle), hängt sie an den Thürpfosten und schlägt mit einem tüchtigen Knüttel drauf los. Sogleich fängt der Kutscher erbärmlich zu heulen an und bittet ihn um Gotteswillen nicht länger zu schlagen, er wolle in seinem Leben nicht mehr melken u. dgl. Als der Hirte sich müde geschlagen, hörte er auf, und der Kutscher fuhr ganz zerbläut seines Weges.

143.

Hexe als Kröte.

Mündlich aus Rod.

Eine alte Hexe kam einst in Gestalt einer Kröte zu einem Landmann auf's Feld, welcher eben seinen warmen Hirsebrei zum Mittagsmahl verzehrte. Da sie ihm nun ganz nahe kam, träufelte er ihr zufällig einige Tropfen seiner heißen Suppe auf den Rücken. Sogleich entfernte sich die Kröte. Der Landmann verzehrte hierauf ruhig sein Mahl, ging wieder an seine Arbeit und kehrte am Abend, ohne weiter an die Kröte zu denken, nach Hause. Es verstrichen aber nur wenige Wochen, da stellte sich ihm ein altes Weib vor, welches ihn bat für seinen kleinen Sohn einen Gürtel als Geschenk anzunehmen. Dieses fiel dem

Bauer auf; doch nahm er das Geschenk an. Um aber sicher zu gehen — denn die Frau stand allgemein im Geschrei der Hexerei, — legte er den Gürtel vorher seinem kleinen Hund an. Alsobald fing dieser an zu wimmern und zu heulen, schwoll auf und barst. Der Bauer klagte darauf die Hexe vor Gericht an; sie wurde auch gefangen gesetzt und verurtheilt. Beim Verhör gestand sie, wie der Bauer sie damals beschädigt und sie jetzt ihre Rache an ihm habe ausüben wollen.

144.

Hexen unter der Brücke.

Mündlich aus Rod.

Eine Gesellschaft junger Burschen wollte einst über die „Aubrücke" gehen. Kaum waren sie aber in der Mitte der Brücke, als sie unter derselben ein furchtbares Miauen großer weißer und schwarzer Katzen vernahmen. Sie greifen sogleich nach Steinen um dieselben zu verscheuchen; nach dem ersten Wurf aber erhebt sich der Lärm noch viel tobender, tausende von Katzen stürzen hervor und verfolgen die Angreifer eine große Strecke des Weges entlang. Nur mit der größten Noth gelingt es ihnen, zu entfliehen. Jenes waren lauter Hexen, welche ihre Versammlung unter der Brücke gehalten.

145.

Hexenfreuden.

Mündlich aus Rod.

Es gab einst wieder allenthalben im Dorfe Hexen, und da diese ihre Lust an nichts anderem üben konnten, setzten sie von 11 bis 12 Uhr Nachts bei mehreren Dorfschmieden die Schleifsteine in so gewaltigen Umlauf, daß man das Surren derselben weit und breit hören konnte.

146.

Hexenbeschwörung.

Mündlich aus Seligstatt.

Wer eine Natter unter einem weißen Haselstrauch tödtet, in ihren Kopf eine Erbse steckt und diesen so in die Erde gräbt, daß die Erbse keimt und endlich ein Strauch mit Blüthen wird, und darauf die erste Blüthe davon sich auf den Hut steckt, kann alle Hexen in der Umgegend beschwören. Diese werden dadurch aber so erzürnt, daß sie ihrem Beschwörer, wenn er sich nicht in Acht nimmt, gewöhnlich ein Leids, oft sogar den Tod anthun. Ein Mann lebte einst, der die Kunst dieses Beschwörens verstand und auch ausübte. Um sich zu sichern, häufte er in seinem Hof eine große Menge Dornen auf und stellte sich mitten in den Haufen. Dort nun steckte er die Blüte an den Hut, und sogleich erschien eine zahllose Menge von Hexen und Hexenmeistern, die in wildem Getöse den Dornhaufen umgaben, rings herum rannten und als sie auf keine Weise zu ihrem Beschwörer gelangen konnten, mit schweren Steinen nach ihm warfen — und sich endlich entfernten. Der arme Beschwörer mußte sich tief in die Dornen ducken um nicht gefährlich verletzt zu werden. Die Hexen aber gaben ihren Racheplan nicht auf, und da er einmal ganz allein auf einem hochgeladenen Fuder Heu fuhr, fielen sie unsichtbar über ihn her und zwängten ihn so stark an die spitzen Wagenleitern, daß er die Narben der dadurch empfangenen Wunden noch heute vorzeigen kann.

147.

Hexenritt.

Mündlich

In dem Dorf Meierpot wurde zur Winterszeit eine Hochzeit gefeiert. Allerlei Speisen waren in Fülle da; aber natür-

lich fehlte es an frischem Obst. Da erboten sich zwei Weiber frisches Obst am Zweige mit noch grünen Blättern zu bringen. Ein junger Bursche, neugierig zu sehen, woher sie zu dieser Jahreszeit eine solche Gabe brächten, ging in den Hof hinaus und versteckte sich in einem dort liegenden leeren Fasse. Die beiden Weiber kamen alsbald heraus, bestiegen dasselbe Faß, worin der Bursch steckte, und augenblicklich fing es an zu rollen und rollte in ungeheurer Eile über Land und Meer, daß dem Burschen im Bauch des Fasses angst und bange wurde. Als das Faß endlich stille stand, befanden sie sich in einem herrlichen Garten voll des schönsten Obstes. Die beiden Hexen brachen einige Pflaumen- und Pfirsichzweige ab, und fort gings wieder wie früher zurück auf die Hochzeit, wo die Gäste sehr erstaunt wären über die Früchte von nie gesehener Schönheit.

148.

Die Trude und der Schmiedlehrjunge.

Mündlich von Reen.

Es ist allgemein bekannt, daß die Frau des Schmiedmeisters Foy Hannes eine Trude gewesen ist. Meine Großmutter hatte es noch selbst erlebt — sagte der Erzähler, — wie sie dem Sohn des Jookab Misch die Hand vertrocknen ließ, weil dessen Vater sie einst gescholten hatte, und die Leute erzählen noch, wie sie einmal ihre Nachbarin, die eben das Brot in den Ofen schieben wollte, blind machte, daß sie das Ofenloch nicht finden konnte, und dieses, weil sie ihr nicht gleich Petersilie hatte geben wollen Auf viel Bitten der Angehörigen heilte sie aber beide durch Bestreichen und Gemurmel wieder. Ihr Ehegatte, Foy Hannes, ein wackerer und geachteter Mann, hat sie auch immer nur blos die „verfluchte Wetterhexe“ geheißen. Diese stolze Hexe hat es unter ihrer Würde gehalten, wie die andern ehrlichen Hexen auf einem Besen zu den nächtlichen Versammlungen zu reiten; sondern sie hat immer Abends ihrem Gesel-

len den Zaum umgeworfen und ist dann auf diesem hingeritten. Der Geselle ist zwar am Morgen im Bett gelegen und hat nichts gewußt; allein seine Glieder sind ihm zerschlagen gewesen, als hätte man Stroh auf ihm gedroschen. Die stärksten und gesundesten Gesellen haben nach acht Tagen ausgesehen wie ein Schatten und als kämen sie aus der Erde. Am Ende hat keiner mehr bei dem Foy Hannes arbeiten mögen. In dieser Noth war der gute Meister gezwungen, sich einen wilden Buben als Lehrjungen ins Haus zu nehmen, den Sohn eines Roßkamms und Pferdebändigers, der selbst schon Meister war in der Kunst seines Vaters. An diesem nun hat die Hexe ihren Doktor gefunden. Die Gesellen hatten dem Buben gesagt, wie es im Hause stehe, und dieser hatte seinen Plan gemacht. Kaum hat er sich Abends zu Bett gelegt als er sich auch schlafend stellt. Wie alles nun schläft im Hause, erhebt sich die Hexe von der Seite ihres Mannes ganz heimlich, schleicht hinaus, holt den Zaum und kommt vor des Buben Bett. Wie sie dem nun den Zaum um den Kopf werfen will, faßt er ihn schnell mit den Händen, ehe derselbe noch seinen Kopf berührt, wirft ihn zurück um den Kopf der Meisterin, springt auf ihren Rücken und reitet nun auf der zur Stutte verwandelten Hexe stracks vor eine Schmiede, wo einer der Gesellen arbeitet, die ihm von der Hexe erzählt haben. „Wach' auf Freund und beschlage mir schnell dies Pferd und zwar mit glühenden Eisen, derweil ich auf ihm sitze!“ Jener merkt sich das Ding gleich, springt auf, bläst die Glut an und schmiedet die Eisen. Das Pferd aber sprang und stampfte und riß sich; aber der Reiter blieb fest wie angenagelt und hielt den Zaum straff, daß er ihm nur ja nicht aus der Hand komme, weil die Hexe dadurch frei geworden wäre. Die gequälten Gesellen wurden alle geweckt und alle halfen das Pferd bändigen und festhalten, bis ihm die vier glühenden Eisen aufgeschlagen worden. Das gab einen Rauch und Gestank von den Hufen! Dann nahm der

Bub ein spitziges Eisen statt der Reitgerte und jagte nun über Stock und Stein, durch Gräben und Pfützen im Sturmgalopp, und wenn das Pferd ein wenig nachließ, so stieß er es mit dem Eisen zu beiden Seiten, bis das Blut rann und es wieder fortsprengte. Als am Ende seine Kraft gänzlich dahin war, ritt der Junge langsam nach Hause, nahm den Zügel ab und suchte sein Bett. Wimmernd kam ihm bald darauf die Hexe nachgeschlichen und legte sich wieder zur Seite ihres Mannes. Kaum graute der Tag, so stand dieser auf und ging mit dem Lehrjungen in die Werkstatt und Beide schmiedeten und hämmerten, der Junge mit doppelter Lust und Kraft, wie nach einer guten That es zu geschehen pflegt. Er sang und pfiff sich ein Lied, indem er den Blasebalg trat und wenn er mit dem Pierl (schweren Hammer) den Zuschlag machte, spritzten die Funken weithin, daß die Schulkinder, die vor der Schmiede standen zuhörten und ins knisternde Feuer schauten, erschreckt auseinander liefen.

Es kam die Zeit des Frühstücks; man rief sie nicht hinein. Endlich dauert es dem Meister zu lange: wer so schwere Arbeit verrichtet, hat ein Recht auf ein gutes Frühstück; er geht hinein in die Stube. Da hört ers jammern und rufen „ach wie krank bin ich, wie krank." „Was fehlt Dir denn jetzt auf einmal; Du warst ja gestern Abend ganz gesund? Warte, ich will sogleich den Doktor rufen." „Nein, nein! Keinen Doktor, keinen Doktor!" „Sonderbar. Reich mir die Hand, daß ich Dir den Puls fühle." „Nein, fort mit Dir! Packe Dich!" „Du verfluchte Wetterhexe, willst Du todtkrank mir noch commandiren!" Da reißt er ihr das Betttuch vom Leibe und sieht — zu seinem Entsetzen — an ihren verbrannten Händen und Füßen festgenagelte Hufeisen und ihren Leib ganz zerritzt und zerstochen. Fluchend und verflucht fährt ihr Geist zur Hölle; ihr Leib aber wird verscharrt, das Gesicht nach unten gekehrt, die Eisen an Händen und Füßen, unten und

oben Kapendorn (Weißdorn oder wilde Rosen, Hundsrosen). So möge es allen stolzen Truden ergehen!

Der Bube wird Roßkamm; die Gesellen kehren wieder zum Meister zurück und werden gesund, und dieser ist und bleibt ein stattlicher Mann, und alle Schmiedmeister sprechen noch heute mit Achtung von ihm.

149.

Besuch bei den Hexen.

Mündlich aus Mühlbach.

Ein Weber hatte eine Frau, die war eine Hexe. Der Weber erfuhr dies durch seinen Nachbar, welcher ihm zugleich den Rath ertheilte, er möge sich zur eignen Ueberzeugung trunken stellen und tüchtig schnarchen, so werde er bald sehen, was das Weib beginne. Der Weber that wie ihm gerathen worden, taumelte eines Abends spät in seine Wohnung, legte sich auf die Truhe und schnarchte. Da trat das Weib ungefähr um die eilfte Stunde vor den Ofen, zog sich daselbst nackt aus und schmierte sich mit Salbe aus einem Töpfchen unter dem Arme, worauf sie wie der Wind durch den Rauchfang auf und davon flog. Der Weber nahm nun neugierig das Töpfchen, und nachdem er sich vorsichtig an einen gewaltigen Webestuhl angebunden hatte, schmierte er sich ebenfalls mit der Hexensalbe unter den Armen. Alsbald flog er sammt dem Webestuhl durch den Rauchfang und unverzüglich auf einen Berg, wo der Teufel sammt allen Hexen versammelt war und sich auch seine Frau befand. Aus Todtenschädeln und allerlei andern hohlen Knochen zechte hier das Hexenpack und jubilirte. Dem Weber ward ganz angst und bange. Der Hexenvater trat zu ihm und fragte ihn, was er hier suche und ob er auch in ihre Gesellschaft zu treten gesonnen sei? Zitternd bejahte der Weber, welcher zum bösen Spiel gute Miene machen mußte, da wurde ihm ein Schädel mit Wein gefüllt gereicht. Er trank

schaudernd. Hierauf erhielt er auch ein Buch, woraus er die Hexerei studiren solle. Seine Frau fragte ihn, warum er den Webestuhl mitgebracht habe. Er habe hier weben wollen, war seine Antwort. So entging er durch Klugheit der Gefahr und gelangte nach geendigtem Hexenschmause glücklich nach Hause. Am folgenden Morgen erschlug er seine Frau und begrub sie in den Mist. Allein von dieser Zeit an hatte er keine Ruhe. Allnächtlich sangen und tanzten und tobten die Hexen vor seiner Thür und jeden Morgen fand er die Ueberbleibsel ihres Gelages, einen Haufen Knochen, davor. Da riethen die Leute ihm, sein Weib auszugraben, sie auf den Bauch zu legen und ihr einen Pfahl durch den Rücken zu schlagen. Er that dies, und von Stund an hörte der Spuck auf.

150.

Die Herzsaugerin.

Mündlich.

Einem Manne in Mühlbach waren schon mehrere Kinder gestorben, ohne daß man eigentlich die Ursache und Natur ihrer Krankheit hätte ergründen können. Eben war auch das letzte Kind siech. In der Nähe wohnte aber eine alte Frau. Eines Tages rief das Kind plötzlich um Hilfe. „Seht, seht, da kommt jene Frau wieder, die mir immer am Herzen saugt.“ Die Eltern sahen sie wirklich mit einem Korbe am Fenster vorüber gehn. „Jetzt tritt sie zur Thüre herein!“ sagte das Kind; allein die Eltern sahen nichts. „Jetzt ist sie hinter dem Ofen.“ Die Eltern sahen nichts. „O weh, jetzt saugt sie mir am Herzen.“ Die Eltern sahen nichts, bis das Kind sagte: „Jetzt hat sie mich verlassen.“ Alsbald ging die Hexe wieder beim Fenster vorüber. Das Kind starb in wenig Tagen. Der Vater klagte die Hexe an; sie wurde geschwemmt, und obwohl es ihr gelang den Körper unter Wasser zu bringen, so mußte sie doch ein kleines Schwänzchen zeigen, das über

den Spiegel des Teiches hervorragte. Da war sie erkannt und wurde verbrannt.

151.

Eine Hexe will durch ein Wachslicht tödten.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Hexe liebte den Mann ihrer eigenen Tochter und suchte die letztere durch den Tod aus dem Weg zu schaffen. Sie fing dies so an: sie machte eine Wachskerze, die genau so lang war als ihre Tochter, und zündete dieselbe an. Glücklicherweise wurde die Sache entdeckt, ehe die Kerze völlig abgebrannt war, sonst wäre die Tochter gestorben. Auch so war sie schon todkrank geworden.

152.

Hexenbrunnen.

Mündlich. Vergl. Blätter f. G. G. u. V. 1838. 280.

Zwischen den zum Repser Bezirk gehörigen Dörfern Seiburg und Liewleng (gewöhnlich Leblang geschrieben) liegt der Hexen- oder Trudenbrunnen. In einer Mainacht tanzten die Hexen um denselben, als ein armer Bauer mit vollen Mehlsäcken aus der Mühle daher gefahren kam. Voll Bangigkeit wurde er das unheimliche Treiben am Brunnen gewahr und fürchtete Böses. In seines Herzens Angst wußte er nicht Besseres zu thun, als jede Hexe, wie er an ihr vorbeikam, recht höflich zu grüßen. Das bewog die Tanzenden, einem seiner vollen Mehlsäcke die Kraft zu verleihen, daß er nie leer wurde.

153.

Hexenrichtplatz.

Mündlich.

Im „neuen Grund“ bei Schweischer zeigt man noch einen Platz, wo eine Hexe soll verbrannt worden sein. Sächsisch heißt

der Ort „det rêg. din'm de riot Trêny. de trud, verbrant hôt" (der Berg, wo man die rothe Katherin, die Trude, verbrannt hat).

154.

Seele als Mücke.

Aus einem Mühlbacher Hexenproceß.

Eine Frau hatte zwei Arbeiter genommen und arbeitete mit denselben den ganzen Vormittag ununterbrochen in ihrem Weingarten. Nach dem Mittagsmahl legten sie sich, wie gewöhnlich ist, nieder um ein wenig auszuruhen. Um die zweite Stunde nach Mittag erhoben sich die Arbeiter und wollten auch die Frau wecken, welche auf dem Rücken unbeweglich und mit offenem Munde dalag. Sie rüttelten und schüttelten an ihr und schrieen ihr ins Ohr. Umsonst; sie lag wie tod und war nicht zu erwecken. Da ließen die Arbeiter sie liegen und gingen an ihr Geschäft. Um Feierabendzeit kamen sie wieder, um sich sammt der Frau auf den Weg zu machen. Sie fanden die Letztere noch immer in derselben Lage, wie sie dieselbe verlassen hatten, auf dem Rücken liegend, unbeweglich, mit offenem Munde, einem Todten ähnlich. Indem sie sie staunend betrachteten, kam eine große Mücke daher gesummt. Einer der Arbeiter hatte einen ledernen Beutel, fing sie und steckte sie in denselben. Darauf wurden verschiedene Versuche gemacht, an der Frau irgend ein Zeichen von Leben zu entdecken, jedoch immer umsonst. Nach ungefähr einer Stunde wurde die Mücke aus ihrer Haft entlassen und flog sogleich in den Mund der Frau, welche sofort aufwachte. Nun waren die beiden Arbeiter nicht länger im Zweifel, daß die Frau eine Hexe sei.



155.

Die Scheintodte.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Frau aß mit ihrem Manne Knödel; plötzlich blieb ihr einer im Halse stecken; der Athem blieb ihr aus und sie fiel für tod um. Der Mann, der sie sehr liebte, ließ ihr ein prachtvolles Leichenbegängniß halten und sie mit all ihrem Schmucke begraben, mit allen Ringen und Edelsteinen, die sie gehabt hatte. Davon hatten aber einige Räuber Wind bekommen, kamen in der Nacht auf den Friedhof, öffneten das Grab, um dem Leichnam den Schmuck abzunehmen. Indem sie aber an der armen Frau herumzerren, springt der Knödel ihr aus dem Halse und sie thut einen tiefen Athemzug. Die erschrockenen Räuber fliehen und lassen Alles im Stich. Die Frau, nachdem sie sich allmälig ganz erholt hatte, merkte, wo sie war, stand auf und machte sich auf den Weg nach Hause. Sie fand das Thor verschlossen, pochte und rief ihren Mann beim Namen. Auf dessen „wer da“ antwortet sie: „Ich bin es, deine Frau.“ „Meine Frau ist tod und liegt auf dem Friedhof“ rief wieder der Mann, der sich von einem bösen Geist heimgesucht wähnte. „Und doch bin ich deine Frau; ihr habt mich scheintod begraben.“ „So will ich eher glauben, daß mein Hengst die Treppe herauf in mein Zimmer komme, als daß meine begrabene Frau wiederkehre!“ Augenblicklich erscholl ein Getrappel die Stiege herauf, und der Hengst, der sich im Stall von seinen Stricken losgerissen hatte, wieherte in der Zimmerthür. Da sprang der Mann aus dem Bett und führte seine Frau hinein, lebte auch noch viele Jahre glücklich mit ihr.

156.

Bestrafter Hexenfrevel.

Mündlich.

Eine Frau in Bulkesch hatte nur eine einzige Kuh, molk aber von dieser erschrecklich viele Milch. Ihr Nachbar hatte auch eine Kuh; die wollte sich aber nicht mehr melken lassen, seit jene Kuh so reichliche Milch gab. Dadurch kam die Frau in den Verdacht; und eines Abends, als dieselbe wieder ganz gesund im Hofe saß und ohne Aufhören molk, band der Nachbar seine Kuh fest und schlug darauf fürchterlich auf sie los. Plötzlich fiel die Frau um und war ganz tod. Sie ist durch diese Schläge gestorben.

157.

Eine Hexe schadet noch nach ihrem Tode.

Mündlich aus Mühlbach.

Eine Hexe war begraben worden, erschien aber noch immer jede Nacht auf dem Kirchhof und breitete ein weißes Tuch vor die Kirchenthüre. Die Leute, welche am Morgen über den Fleck gingen, wo das Tuch gelegen hatte, starben in wenigen Tagen. Der Thürmer bemerkte einst das Tuch nahm es weg und eilte damit auf den Thurm. Als die Hexe kam, um ihr Tuch abzuholen und es nicht fand, blickte sie hinauf zum Thurmfenster und drohte dem Thürmer; da aber ihre Zeit um war, konnte sie diesmal ihre Rache nicht in Ausführung bringen. Am andern Morgen beeilte sich der Thürmer die Sache anzuzeigen; das Grab der Hexe ward geöffnet und der Leichnam auf dem Bauche liegend gefunden. Man schlug ihr einen Pfahl durch den Rücken und hatte von nun an Ruhe vor ihr.

158.

Eine Hexe im Grabe.

Mündlich aus Bulkesch.

In Magyar-Benye an der kleinen Kokel, gegenüber von Schönau, war eine Frau gestorben, welche allgemein für eine Hexe galt. Als bald darauf viele Leute in diesem Dorf starben, öffneten die Walachen, den Geistlichen an der Spitze, das Grab und fanden die Frau auch wirklich auf einer Seite roth auf der andere tod (gelb) und hinten an ihr ein Schwänzchen. Sogleich drehten sie dieselbe auf den Bauch und schlugen einen Pfahl durch sie. Da seufzte sie tief; aber das Dorf hatte Ruhe. Diese Begebenheit soll sich im Jahr 1833 oder 34 ereignet haben.

159.

Von einem Zimmermann, der vom Thurm stürzte.

Mündlich.

Als das Dach auf den Mühlbächer Thurm aufgesetzt wurde, geschah es, daß ein Zimmermannsgeselle einen Fehltritt that und herabstürzte. Niemand glaubte, er könne nach einem so ungeheuren Fall noch lebend davonkommen, und dennoch geschah es also. Ein Baum, der unten auf dem Kirchhof stand, hemmte mit seinen dichten belaubten Zweigen die Gewalt des Sturzes und der Bursch kam, einige unbedeutende Quetschungen abgerechnet, unversehrt davon. Abends, nachdem das Dach vollständig aufgerichtet und der grüne Ast daraufgesteckt worden war, belustigten sich alle Werkleute, die bei dem Bau thätig gewesen, wie dies nach vollbrachter Arbeit zu thun Sitte ist. Unter anderer Kurzweil, die sie dabei trieben, war auch diese, daß sie den vom Thurme gestürzten Burschen als einen Todten auf einer Bank herumtrugen, dazu sangen und predigten, wie bei einem rechten Todtenamt. Als es nun zur Grablegung

am, schlugen sie die Bank um, daß der Gesell auf den Boden fiel, und der bei dem ungeheuern Sturz vom Thurm unbeschädigt gebliebene brach sich bei diesem Scherz ein Bein und starb in Folge dessen am folgenden Tag.

160.

Schwester Agneta.

Mündlich

Won em det tërnchen âf der stilâ frôgt, „Säster Nit, wât hôt er gekôcht?“ se invert et ënem näst.*) Vorübergehende fragen auch wohl: „Kathrinchen, was hast du gekocht?“

161.

Traum.

Mündlich.

Einer armen Frau in Mühlbach träumte einst, ein alter Mann nehme sie bei der Hand und führe sie zu einem Thurme an der Stadtmauer. Hier gab er ihr ein Brecheisen in die Hand, zeigte auf eine Stelle an der Ecke des Thurmes und sprach: „Hier suche!“ Sie fing an zu brechen; allein es ging ihr sehr langsam von Statten. „Laß' das“ sprach der Führer „ich will dir auf eine andere Weise helfen; hier hast du fünf Nummern, die setze in die Lotterie und du wirst glücklich werden.“ Hiemit drückte er ihr ein Zettelchen in die Hand, worauf fünf Nummern roth geschrieben waren, und verschwand. Sobald die Frau erwachte, schrieb sie sich die fünf Nummern, welche sie noch im Sinne hatte, auf, um sie in die Lotterie zu

* Der Spruch wird in der Rede doppelsinnig: es antwortet: „Nichts!“ oder es antwortet Nichts.

setzen. Da sie es aber ihrem Manne, der nichts hielt auf Träume, sagte, verbot er ihr das theuere Geld so unnütz zu wagen, und das Setzen unterblieb. Die Ziehung kam und sämmtliche fünf Nummern der Frau hingen roth ausgesteckt an dem Hause des Lottoamtes. Da hätte nun freilich der Mann vor Aerger wahnsinnig werden mögen; allein die Reue kam zu spät. Jener Thurm der Stadtmauer wurde später verkauft und vom Käufer in ein Haus verwandelt. Er soll bei dem Bau einen nicht unbedeutenden Schatz in einer Ecke des Thurmes gefunden haben. Dennoch — erzählt man — hatte auch er kein Glück damit; denn er starb in Armuth.

162.

Der Brautkranz.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. P. 1837. 217.

Das ansehnliche sächsische Dorf Urbigen (gewöhnlich Urwegen oder Urbach geschrieben) bei Reußmarkt besitzt zwei evangelische Kirchen. Die ältere liegt auf einer ziemlichen Anhöhe außerhalb des Ortes und ist nach sächsischer Art mit festen Mauern umgeben, daß sie in Zeiten der Noth auch als Zufluchtsstätte und Burg benützt werden könne. Aber seit dem 17. Jahrhundert wird sie wenig benützt. Die Leute sind bequemer geworden und wollen auch zum Hause des Herrn einen weniger steilen Pfad wandeln. Daher haben sich auch die Urbiger ein neues kleines Gotteshaus ins Dorf gebaut und lassen das Alte am Berge oben verfallen. Heute sehen sie nur hinauf, wenn die Glocken herunterschallen, und gehen nur dorthin, wenn sie ihre Todten auf den alten Friedhof begraben.

Im Chor der alten Kirche ist an einer Säule, der Nebenthür gegenüber, das Bild eines Kranzes zu sehen, wie ihn noch jetzt die Bräute des Ortes an ihrem Ehrentage tragen.

Wie ist er dort hingekommen? Die Sage geht, daß einst eine Dorfmaid, die einzige Tochter reicher Eltern, wie denn das wohl also zu gehen pflegt, ihr Herz einem wackern, aber armen Burschen geschenkt habe. Die Eltern des Mädchens aber wollten nichts wissen von der Heirat und quälten die arme Tochter so lange, bis sie sich lossagte von dem Erkornen, dem sie das Wort gegeben, und dieser hinausging in die Welt. Ein reicher Freier stellte sich bald ein, und die Maid gab ihm, dem Befehl ihrer Eltern nachgebend, das Jawort. Als aber die Vermählung gefeiert werden sollte und das Brautpaar, die Braut mit dem Kranze geschmückt, geleitet von den zahlreich geladenen Freunden und Verwandten, den steilen Weg zur Kirche hinaufstieg, da wurde der armen Braut der Gang unbeschreiblich schwer. Und der Gedanke, das dem frühern Geliebten gegebene Wort der Treue zu brechen, die Sünde des Meineides auf sich zu laden, zerschnitt ihr das Herz, also daß sie, als sie an der großen Kirchenpforte Gott um Hilfe in ihrer Noth anrufend anlangte, todt zur Erde sank. Nun beweinten die Eltern ihre Hartherzigkeit am Grabe der Tochter und ließen zum ewigen Gedächtniß den zum Todtenkranz gewordenen Brautkranz an die Kirchensäulen malen.

163.

Verschwinden der Liebenden.

Mündlich aus Bistritz

Einige Stunden von Sanct-Georgen ist ein Wald, welcher der Nährztenwald heißt. Darüber geht folgende Sage: Einst hatten sich ein Knecht und ein Mädchen im Dorfe sehr gern. Aber das Mädchen war sehr reich und der Knecht blutarm, und deshalb wolten die Aeltern des erstern nicht in die Heirat willigen. Eines Tages sah man nun das liebende Paar aus dem Dorfe gehen; wer sie fragte wohin sie gingen, dem antworteten sie, nur her in den nächsten Wald. So gin-

gen sie weiter bis in den Wald und wurden seitdem nicht wieder gesehen. Davon hat der Wald seinen Namen.

164.

Der Blitz erschlägt ein meineidiges Mädchen.

Mündlich aus Bulkesch.

Zwei Burschen in Bulkesch liebten ein Mädchen; und das Mädchen war ihnen beiden gewogen. Als nun der eine in die Stadt wollte, nahm er gar herzlichen Abschied und sagte unter anderm: „Es wird wohl das letzetmal sein; bis ich wiederkehre hast du dich dem andern versprochen.“ Das Mädchen aber verschwur sich, das werde nicht sein, und wenn sie es thäte, so solle sie das erste Donnerwetter erschlagen. Aber sie war leichtsinnig und der andere Freier gefiel Vater und Mutter besser, und sie gab ihm das Jawort. Das geschah im Herbst. Die Hochzeit wurde gefeiert. Als aber der Frühling, die Zeit der Stürme, kam, überfiel die junge Frau eine große Angst. Und als sie einmal im Brechen im Weingarten sich befand, überraschte sie ein schweres Wetter. Sie eilt heimwärts; der Regen strömt; sie sucht Zuflucht unter einem Baume, und — der Blitz erschlägt sie. Noch zeigt man den Baum.

165.

Seit wann die Thiere die Sprache verloren und Waffen bekommen haben.

Mündlich aus Reen.

Es gab eine Zeit, allein das ist nun sehr, sehr lange her, da konnten auch alle Thiere so sprechen wie wir und lebten auch alle miteinander und mit den Menschen in Frieden und hatten Umgang miteinander wie man sich ja noch viele Geschichten davon erzählt. So ging der Fuchs einträchtig mit dem Hasen und Hahn, der Wolf mit dem Hund und Schaaf, die Katze

mit der Maus ꝛc. Auch trug keines der Thire noch Waffen oder Gift bei sich; keines brauchte vor dem andern sich zu verkriechen und das andere zu fürchten. Da kam aber der Teufel, und wie er unter dem Menschengeschlecht Haß und Zwietracht stiftete, so entzweite er auch die Thiere und nahm ihnen die menschliche Sprache. Seither geben sie nur ihnen unter einander verständliche Laute von sich. Auch mußten sie sich jetzt Waffen und Zufluchtsstätten suchen. Damals zogen die Schnecke und die Biene in das Haus, das sie noch jetzt bewohnen, die andern Thiere in Löcher und Höhlen ꝛc.; damals legte die Schildkröte, der Krebs und der Hirschkäfer Schild und Panzer an; damals rüstete sich der Igel mit den vielen Stacheln, die Biene und Wespe nahmen nur einen; damals waffnete sich das Wildschwein mit Hauern, Stier und Widder mit Hörnern, die Schlange mit Gift und Geifer, die Katze mit Bosheit, der Pater (Beerenwanze) und die Kreuzspinne nahmen das Zeichen der Frömmigkeit zu ihrem Schild u. s. w. alle Thiere etwas. Nur die Taube und das Lamm blieben wie sie gewesen waren; sie hofften ihre Unschuld werde sie schützen. So kommt es denn, daß die meisten Thiere sich gegenseitig wie die Völker bekriegen und schädigen durch Stoßen, Kratzen, Schlagen, Beißen, Zerreißen ꝛc.; nur das Lamm und die Taube wehren sich nicht und müssen so öfter unschuldig leiden. Unser Herrgott aber hat beide am liebsten.

166.

Wie der liebe Gott mit dem Brande drischt.

Mündlich aus Streitfort.

Als der liebe Gott und Petrus einmal mit einander wandelten, war Petrus sehr müde geworden. Da wußte der liebe Gott einen ehrlichen Bauer in der Gegend; bei dem kehrten sie ein und baten ihn um Herberge für die Nacht. Der Bauer aber mochte nicht gern mit Landstreichern zu thun haben und

machte Umstände und behielt sie endlich nur unter der Bedingung bei sich, daß sie ihm am folgenden Tage dreschen hülfen. Sie versprachen es und erhielten darauf auch noch einen Haferbrei zum Nachtmal. Petrus ließ es sich wohl schmecken, legte sich darauf gleich nieder, streckte sich und schlief fest ein. Früh am Morgen trat der Bauer an das Lager seiner Gäste, stieß den Nächsten an und rief: „Auf, auf, kommt und helft!" Damit ging er hinaus in die Scheune und fing an alles zur Arbeit zuzurichten. Petrus aber, der am Rande schlief und an den der Bauer zuvor etwas unsanft gerührt hatte, wachte zwar auf, drehte sich aber noch ganz verschlafen blos um, bat den lieben Gott, ihn jetzt an die Wand zu lassen, und schlief wieder ein. Als es dem Bauer zu lang dauerte, kam er erzürnt wieder in die Stube, langte mit einem Knüttel nach dem an der Wand und ließ nicht ab, bis beide — Petrus sehr unwillig über solche Behandlung — aufstanden und mit ihm in die Scheune gingen. Wie sie nun daselbst zu dreschen anfangen sollten, ergriff Gott einen Brand und schlug damit in die Frucht, und im Augenblick war alles ausgedroschen und geworfelt. Nachdem nun die beiden Gäste ihr Versprechen also gelöst hatten, gingen sie von hinnen. Weil aber der Bauer gegen Fremde so grob gewesen, so sollte ihm die Strafe auf dem Fuße folgen. Er hatte gesehen, wie der liebe Gott die Frucht mit einem Feuerbrand leichter ausdrosch als er mit dem Flegel, und meinte es auch so machen zu können, ergriff auch flugs einen Brand und fuhr damit in die trockenen Garben. Die aber fingen Feuer, und brannte die Scheune bis zum Erdboden nieder.

167.

Irdischer Hochmuth und himmlische Gerechtigkeit.

Siebenb. Hausfreund 1854. 112 (nach mündlicher Erzählung.)

Vor Zeiten, als der Heiland noch mit Petrus auf Erden wandelte, trafen sie eines Tages einen Mann auf der Straße,

der seinem äußern Ansehen nach ein Pfarrer zu sein schien; doch sah er nicht aus, als ob er einen Amtsgang mache, denn er trug eine Tasche an der Seite und einen Stab in der Hand, und die Unzufriedenheit saß ihm im Gesicht. „Wohin," fragte ihn der Heiland. „Ich gehe," lautete die Antwort, „um mir eine reichere Gemeinde zu suchen. Ich bin schon lange in diesem elenden Neste gewesen — und damit wies er auf ein hinter ihm liegendes Dörfchen, — und kann nicht länger mehr aushalten darin." Wie er so redete, erzürnte der Herr und gedachte des undankbaren Pfarrers Ungenügsamkeit zu strafen, sprach aber vor der Hand nichts weiter, sondern ließ ihn stehen und verfolgte mit Petrus seinen Weg. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie auf einen Bettler stießen, der alt und krüppelhaft sie gar flehentlich um einen Almosen bat. „Bitte dir einmal," sprach Christus, „was du von Allem jetzt wünschest; es soll dir gewährt sein." Der Bettler wollte anfangs nicht recht dran, dachte auch, man spotte seiner und das Wünschen werde ihn nicht viel helfen; allein, als er wiederholt aufgefordert wurde und der Herr ihn drängte, er solle nur schnell machen, sprach er ganz demüthig: „Nun denn wenn es sein kann, so möchte ich um einen Esel bitten, der mir diesen Sack nachbringe." „Gut," erwiederte der Herr, „du sollst ihn haben, geh dieses Weges noch eine Strecke und du wirst einen angebunden finden neben der Straße. Aber über Jahr und Tag sollst du ihn auf dieser nämlichen Stelle mir wieder einhändigen."

Damit wanderten der Heiland und Petrus weiter. Der Bettler aber ging und fand, wie ihm gesagt worden, auch bald einen feinen Esel angebunden neben der Straße. Der Esel aber war der unzufriedene Pfarrer, den der Herr zur Strafe solcher Gestalt verwandelt hatte. Jetzt eignete sich der Bettler ihn zu, lud ihm seinen Sack auf, setzte zuweilen sich auch selber dazu und zog so bettelnd mit ihm von Ort zu

Ort. Und wenn der Esel, dem besonders im Anfang noch immer hohe Gedanken im Kopfe steckten, nicht recht vorwärts wollte, so bekam er noch Schläge, wie sichs gehörte. Auch mit der Fütterung sah es oft schlecht aus. Disteln und schmieliges Gras an den Straßengräben war noch das beste, was er fand.

Auf seinem Umzuge geschah es, daß der Bettler auch an den Ort kam, wo sein Esel Pfarrer gewesen. Da überkam diesen eine große Sehnsucht nach seiner Pfarre, also, daß er sich vor dem Pfarrhaus angekommen losriß und schnurstraks hineinlief. Da stand die Pfarrerin grade am Backofen und heizte denselben. Der Esel in seiner Freude auf sie los und hätte sie bald umhalst, sie aber, voll Entsetzen, ergriff eine lange spitzige Stange, womit man das Feuer im Ofen zu schüren pflegt, stieß nach dem Eindringling und gewann ihm ein Auge. Brüllend vor Schmerz und blutend lief der Arme hinaus. Hier empfing ihn auch sein Herr noch mit Schlägen und band ihm sofort ein starkes, rauhes Seil um den Hals, daß er ganz wund wurde. Von da an ergab er sich auch in sein Schicksal und bereute rechtschaffen seine Sünden.

Als nun das Jahr zu Ende ging, erinnerte sich der Bettler des gegebenen Wortes, zog an den bestimmten Platz, und als der Herr und Petrus auch richtig erschienen, gab er mit vielem Dank den Esel zurück. Der Herr freute sich über die Ehrlichkeit des Armen und sprach zu ihm: „Geh jetzt in deine Vaterstadt, ein Glück wird dir widerfahren; bleibe nur immer rechtschaffen.“ Der Bettler gehorchte und als er sich seiner Heimat näherte, fühlte er nur einmal, daß er sein krüppelhaftes Ansehen verlor und stark und gesund wurde, so daß er in eine Werkstatt gehen konnte, wo er so fleißig arbeitete, daß er ein reicher und angesehener Mann wurde.

Auch dem Esel aber hatte die Stunde seiner Erlösung geschlagen. Der Heiland in seiner Barmherzigkeit gab ihm die

frühere Gestalt wieder; nur den von dem Seil wundgeriebenen Hals, das verlorene Auge, und die empfangenen Schläge mußte er behalten. „Kehre heim," mit diesen Worten entließ ihn der Herr, „und lerne bescheiden sein." Zerknirscht wanderte der Pfarrer seinem Dorfe zu. Es war aber spät am Abend geworden, ehe er daselbst ankam, was ihm auch nicht sehr unlieb war, da er sich schämte vor den Leuten. Vor dem Pfarrhause angelangt, fand er dasselbe verschlossen. Da stellte er sich auf dem Lehnsitz vor demselben, klopfte an das niedrige Fensterlein und rief: „Frau mach' auf, dein Mann ist da." Aber die Frau antwortete von innen: „Ich habe schon seit einem Jahr keinen Mann, geh' nur deines Weges, du Betrüger." „Ich bin ja dein Mann, der vor einem Jahr in die Fremde ging; komm doch ans Fenster und sieh mich." Da öffnete sich das Fenster ein klein wenig und das weiße Kopftuch der Pfarrerin erschien daran. Wie diese aber den verunstalteten einäugigen Mann sah', schlug sie es wieder zu und schrie: „Fort, fort mit dir, du Lügner! Du mein Mann?! der hatte doch wenigstens zwei Augen." Mochte der Arme nun was immer sagen, das Fenster blieb verschlossen. Auch wollte er nicht Lärm machen, damit seine Kirchenkinder den schönen Einzug nicht mit ansähen. Was war nun zu thun? In halber Verzweiflung ging der Pfarrer endlich zu dem Bruder seiner Frau und erzählte diesem Alles, was er erlebt hatte, wie ihn der Heiland gestraft, wie er sein Auge verloren und, jetzt heimgekehrt, nicht eingelassen werde in sein eigen Haus. Solche Aufrichtigkeit endlich fand Glauben. Der Schwager ging mit ihm zum Pfarrhaus und bewog die Pfarrerin endlich die Thüre zu öffnen. Da erkannten sich denn auch die Eheleute wieder und der Pfarrer mußte von neuem Alles erzählen; besonders warf er seiner Frau vor, daß sie ihm, als er voll Freude in das Haus gekommen, das Auge mit der Feuerschüre herausgestoßen. Sie aber entschuldigte sich hoch und theuer: sie habe ja nicht

wissen können, daß ihr Mann ein Esel sei. Die Hauptbesorgniß blieb, was die Gemeinde zu dem allen sagen werde. Was half aber die Entschuldigung, das Auge blieb verloren. Allen unangenehmen Folgen vorzubeugen, beschloß der Familienrath auszusprengen, Räuber hätten den Pfarrer so mißhandelt und ihn auch seines Auges beraubt. So that man auch; aber die Pfarrerin konnte sich nicht enthalten, später einmal ihrer Gevatterin den wahren Hergang zu erzählen; die versprach zwar wie gewöhnlich zu schweigen, sagte ihn jedoch einer guten Freundin, und so wußte es zuletzt doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit das ganze Dorf.

168.

Lohn der Hartherzigkeit.

Sächsischer Hausfreund vom J. 1851. 76.

Als unser Heiland von seiner Liebe zu den Menschenkindern einmal wieder bewogen wurde, auf die Erde herunterzusteigen, um zu sehen, wie hier und da noch seine Lehren gehalten und ausgeübt würden, kam er, wie er pflegte bei solchen Wanderungen, in Bettlergestalt in ein sächsisches Dorf Kaum war er eine kleine Strecke in der Gasse vorwärts geschritten, so fand er eine Bäurin, welche eben Brot backen wollte. In seiner Jammergestalt flehte er um ein Stückchen Brot, seinen Hunger zu stillen. Sie wies aber den fremden Bettler ab mit schnöden Worten, ob er nicht sehe, wie sie backen solle; sie habe kein Brot für ihn. Der Heiland erwiederte sich tröstend, er werde, wenn sie gebacken hätte, wieder kommen und ging seiner Wege. Nach geraumer Zeit kam er dieselbe Gasse wieder zurück. Die Bäurin hatte das Brot schon aus dem Ofen genommen und bei Seite gethan; sie sah den Bettler von ferne ihrem Hause sich nähern, zog sich schnell in die Thüre

zurück und lehrte ihr Töchterchen, es solle sagen, die Mutter sei fortgegangen und nicht zu Hause, und damit den Bettler abweisen; sie selbst versteckte sich aber unter den Backtrog, die Ofenschüssel lag auch darunter, und so kam sie zwischen die beiden zu liegen. Als nun der Heiland kam und Brot verlangte, antwortete das Töchterchen, wie es die Mutter gelehrt, und wies den Bettler ab. Der Heiland, erzürnt ob dieser Mitleidlosigkeit und Hartherzigkeit, sprach seinen Fluch über das geizige Weib aus und sagte: „So soll was auf dir liegt auf dir bleiben, und was unten, unter dir.“ Und so wuchs der Backtrog dem Weibe auf den Rücken an und die Ofenschüssel an den Bauch, und es wurde so zur scheußlichen Schildkröte. So lohnte der Herr der Hartherzigen und Geizigen, die nicht befolgte sein Wort: „Was ihr dem Aermsten unter euch gethan, das habt ihr mir gethan.“

169.

Der Heiland und Sanct Peter.

Transsilvania, Beiblatt zum sieb. Boten 1844. 326.

Christus der Herr und Petrus sein Schüler wanderten mit einander und begegneten einem sehr dürftig aussehenden Manne. Da trat Petrus vor den Herrn und bat ihn die Last der Armuth von dem Manne zu nehmen. Vergebens gab der Herr dem Apostel zu bedenken, ob wohl der Reichgewordene sein Geld nicht mißbrauchen, etwa in die Schenke tragen und dann in Sünden versunken seiner Seele Heil verlieren werde. Petrus hörte nicht auf zu bitten; der Herr in seiner Langmuth ließ ihn endlich gewähren, und der Arme wurde ein Reicher.

Eine Zeit nach dieser Begebenheit wanderten Meister und Schüler wieder zusammen und als sie am Abend bei einem

Hause anlangten, sprach der Herr: „Laß uns hier übernachten." Wie sie eintraten in das Haus, fanden sie die Frau allein daheim und baten sie um Herberge. „Gerne" erwiederte diese „wollte ich euch hier behalten; aber mein Mann sieht Fremde nicht gerne in seinem Hause, und wenn er, wie dies fast allabendlich geschieht, etwas angetrunken aus der Schenke heimkommt, dürfte es euch und mir übel ergehen." „Er wird sicherlich Mitleid mit uns haben" antwortete vorwitzig Petrus, der etwas müde geworden war, und sie blieben. Die gute Frau bereitete ihnen eine Streu an der Wand des Zimmers und sie legten sich nieder: der Herr fest an die Wand, Petrus an die Außenseite des Lagers. Als aber der Hausherr um Mitternacht berauscht und tobend in seine Stube trat und der beiden unwillkommnen Schläfer ansichtig wurde, da fing er gotteslästerlich zu schelten an, nahm einen Prügel und ließ seinen Zorn an dem ihm zunächst Liegenden aus, worauf er abermals in die Schenke zurückging. Petrus mochte Etwas ahnen von dem, was noch kommen sollte und bat den Herrn, ihm, da die eine Seite seines Leibes von dem Unmenschen so furchtbar mitgenommen sei, zu erlauben, sich an die Wand zu legen, wo er auf der andern ruhen könne Der Herr wandte Nichts ein und wechselte mit Petrus den Platz. Aerger als zum erstenmal kehrte der Hausherr bald zurück, und als er die Beiden wieder gewahrte, ärgerte es ihn, daß der Eine so leer ausgehen solle, und er griff abermals zum Prügel und hieb nun auf den an der Wand Liegenden — das war aber wieder Petrus — härter zu denn beim erstenmale. „Der gottlose Trunkenbold" jammerte Petrus, als sie am Morgen das Haus verließen und er sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. „Es ist derselbe" erwiederte der Herr „der auf deine Fürbitte reich geworden." Da wandte Petrus getroffen sich ab und schämte sich.

170.

Sanct Peter im Wirthshaus.

Mündlich

Als der Herr Christus mit Petrus auf Erden wandelte, kamen sie einmal in ein Dorf. Mitten darin stand das Wirthshaus; und war ein Lärm und Gejubel darin, daß mans von weitem hörte, denn es tanzten die Soldaten. Sanct Peter war neugierig auch einmal tanzen zu sehen und ging trotz Christi Verboth ins Wirthshaus hinein. Da ließ Gott plötzlich den Zigeunergeiger verschwinden; und Niemand wußte wie, wann und wohin. Dem Sanct Peter aber ließ er die Geige in den Arm wachsen und gab ihm ganz das Aussehn des Zigeuners. Die Soldaten tobten ganz entsetzlich über die Abwesenheit des Musikanten; als Sanct Peter eintrat, da fielen sie über ihn her und zerschlugen ihn jämmerlich, so daß er sich nur mit genauer Noth endlich zu Christo rettete. Dieser aber lachte daß er nicht mehr konnte über Sanct Peters Angst und sprach: „So gehts, mein Lieber, wenn du solchen Tanz mehr liebst als meinen.“ Petrus aber rächte sich bis auf diesen Tag an den Soldaten; denn immer wenn sie auf dem Marsche sind läßt er es regnen.

171.

Sanct Peter und die Schmiede.

Mündlich. Abgedruckt im Sächs. Hausfreund, 1855, 89.

Die Schmiede sind über Sanct Peter, obgleich er ihr Patron ist, sehr erbost. Wer früh Morgens oder gegen Abend hin an einer Schmiede vorbeigeht kann die Gesellen oft den heiligen Mann schelten hören. Beurtheilet selbst, ob sie Recht thun. Als der Herr die Zünfte organisirte, setzte er Sanct Peter zum Schutzherrn der Schmiede und sagte ihm, die Schmiede sollten hinfort arbeiten von 7—4 Uhr. Sanct Peter

aber mochte an anderes gedacht haben, etwa an den Stuhl zu Rom oder so etwas, und verstand falsch, kam und sagte den Schmieden des Herrn Befehl, sie sollten arbeiten von 4—7, und so müssen sie seither früh Morgens aufstehen und bis spät am Abend den schweren Hammer führen und sechs Stunden länger arbeiten als der Herr ihnen zugemessen. Auch noch ein andersmal benahm Sanct Peter sich falsch gegen die Schmiede. Das war, als der erste Schmied starb und an das Himmelsthor kam, wollte er ihn nicht einlassen um seines schmutzigen Schurzfelles willen. Der Schmied aber, nachdem er eine Weile vergebenst gebeten, warf sein Schurzfell hinein in den Himmel. Sanct Peter mochte sich die Finger nicht schwärzen, das Schurzfell auch nicht im Himmel dulden und befahl dem Schmied, es hinauszutragen. Kaum aber war der drinnen, als er sich auf sein Schurzfell setzte und ausrief, nun sei er auf seinem Eigenthum und keine Macht könne ihn von dort vertreiben. Damit warf er das Schurzfell weiter und weiter hinein und setzte sich immer darauf, wenn Sanct Peter sich näherte, bis er endlich soweit gekommen, daß er nicht mehr herauskonnte und auch Sanct Peter ihn dort lassen mußte. Seitdem können auch die Schmiede in den Himmel kommen. Aber Recht wars nun und nimmermehr, daß ihr eigener Schutzpatron ihnen den Einlaß weigern wollte.

172.
Vom geköpften Seiler.

Mündlich. Abgedruckt im sächs. Hausfreund 1854. 115.

Unser Herr und Heiland kam einmal wieder in Petri Begleitung an eine Stadt, da eben ein Seiler durch das Schwert gerichtet wurde. „Warum köpft man den?“ fragte Petrus den Herrn. „„Er wird schlechtes gethan haben““ erwiederte dieser und ging ein wenig näher an die Leute, welche dastanden und zusahen, und fragte sie, was der Hingerichtete verbrochen. Er

habe ein wenig Hanf gestohlen, lautete die Antwort. „„Das war nicht des Todes werth““ erwiederte der Herr „„aber jetzt ist es geschehen und vorbei.““ Petrus aber, der auch herangekommen und gehört hatte, war damit nicht zufrieden sondern sprach, Herr mache ihn doch wieder lebendig; das ist dir ja ein leichtes.“ Lächelnd sprach der Herr: „„So gehe du und thue es in meinem Namen.““ Zufrieden eilte Petrus hinzu, nahm den abgehauenen Kopf und setzte ihn wieder auf den Rumpf. Der Seiler war frisch und gesund; nur Schade, daß ihm Petrus in seiner Geschäftigkeit den Kopf verkehrt aufgesetzt hatte, also daß sein Gesicht rückwärts sah. „„Was hast du gethan? Das ist ja verkehrt““ rief ihm Christus zu. Aber Petrus entschuldigte sich: „Herr, es ist ja ein Seiler; der braucht das Gesicht hinten.“

173.

Wie der Wälschkornbrei zum Namen Palukes gekommen.

Mündlich. Abgedruckt im sächs. Hausfreund 1854. pag. 115

Wie der Heiland mit Petrus, so wandelte früher auch Paulus mit Lukas zuweilen auf Erden, die Guten zu beglücken und die Bösen zu bestrafen. Einmal — im Sachsenland — kamen sie ganz verhungert zu der Hütte eines Armen. Sie wurden daselbst zwar freundlich aufgenommen; als sie aber um etwas zu essen baten, schämten sich die Wirthsleute, daß sie ihnen nichts Gutes bieten konnten und entschuldigten sich, was sie äßen sei blos für arme Leute. Aber die Fremden wußten ja, daß sie hier nur Gäste seien, ungerufen und hungrig dazu, beschieden sich daher, und Paulus antwortete, für sie werde es wohl auch gut sein, sie wollten gerne mit ihnen essen was sie eben hätten. Da langte die Wirthin zu; der Topf mit siedendem Wasser stand bereits am Feuer; sie aber setzte einen größern an, griff auch tiefer als gewöhnlich ins Mehlfäßchen und kochte einen tüchtigen Brei aus Wälschkorn oder Kukurutz,

wie wir sagen; und da er ausgestülpt wurde, glänzte er wie Gold und dampfte so appetitlich, daß die heiligen Männer fast nicht warten konnten, bis auch die Milch in der Schüssel und auf dem Tisch war. Mit einem „Gott gesegn' es“ gings endlich an den Tisch, und die Löffel fuhren so eifrig zur Schüssel, daß eine geraume Zeit hindurch wenig gesprochen wurde. Die Gäste waren fast schwer zu ersättigen und aßen bis nichts mehr da war. Erst jetzt und nachdem sie höflich gedankt hatten, fragten sie nach dem Namen der köstlichen Speise. Sie führe keinen besondern und man nenne sie nur Brei, erwiederten die Wirthsleute. „Nun so wollen wir ihr unsern Namen geben, und sie soll fortan Palukes (Paul-Lukas) heißen“ sprachen die Gäste. Und so heißt sie bis auf den heutigen Tag, und wie jene so lieben noch jetzt viele vornehme Herren diese vortreffliche Speise der Armen.

174.

Wie Einer in den Himmel kam und wieder zurück.

Mündlich.

In Schäßburg ist vor einiger Zeit ein Schuster Namens Gut im Spital gestorben; dem ist einmal etwas sehr merkwürdiges begegnet. Er sollte Hochzeit geben und ging in den Wald um für die gesteigerten Bedürfnisse seiner Küche drei Bratspieße zu schneiden. Als er zwei geschnitten, steckte er sie in die Erde; bis er aber den dritten gefunden und zugerichtet hat, wachsen ihm die beiden ersten bis in den Himmel hinauf. Da überfällt ihn eine unwiderstehliche Neugierde, zu sehen, wie es da oben aussehe und er klimmt an den beiden Bratspießen hinan, bis er wirklich in den Himmel kommt. Als er sich dort die Gelegenheit besehen, wollte er indeß wieder auf die Erde hinunter. Aber die beiden Bratspieße waren abgehauen worden, und guter Rath war theuer. Indeß wußte er sich zu helfen: er nahm ein Seil, band es an den Stuhl Petri und ließ sich an demselben hinab. Aber das Seil war

so lang und die Höhe so groß, daß bis er in die Mitte gelangte eine Maus dasselbe angenagt hatte; es riß, und Gut stürzte hinunter in einen Teich, so heftig, daß er drei Fuhren Fische aus demselben herausschlug. Wie sollte er aber von dort herauskommen? Ohne Hilfe war er's nicht im Stande; darum ging er zu einem Walachen und bat ihn, er möge ihn mit seinen Ochsen herausziehn. Dieser sagte zu, kam, half ihm und lud sich dafür einen Wagen voll Fische auf. Davon essen die Walachen in der großen Fasten noch immer so viel Fische. Als aber Gut nach Hause kam, war die Hochzeit bereits vorüber. Später kam er ins Spital, wo er auch gestorben ist und vielen Leuten sein Abenteuer erzählt hat. Und das Spital steht noch bis auf den heutigen Tag; du kannst es sehen, wenn du es nicht glaubst.

175.

Regenbogen und Schafwölkchen.

Mündlich.

Wenn die Wolken sich ausgeregnet haben, dann erscheint am Himmel der Regenbogen. Dessen Enden senken sich, ohn daß man es immer sieht, stets in einen Fluß, einen See ode ein Meer und ziehen Wasser an. Aus der Ferne sieht ma es ganz deutlich, wie das Wasser darin zum Himmel aufsteig Gott hat das gar prächtig geordnet, daß die Wolken nie lang leer bleiben, sondern, nachdem sie erschöpft sind, sich imme wieder anfüllen.

Einst wollte ein Hirtenknabe, der eine große Schafherd an einem Bergabhange weiden ließ, mit frevelhafter Neugie in der Nähe sehen, wie der Regenbogen das Wasser anziehe und trieb seine Herde hinab ins Thal an den Fluß. Da wurde e sammt seiner Herde aufgesogen und weidet nun ewig am Himmel seine Schafe. An heitern Frühlings- und Sommertage

ist er oft mit seiner Herde sichtbar. Dann zeigen ihn die Eltern ihren Kindern und erzählen seine traurige Geschichte.

176.
Von einer Gesandtschaft des siebenbürgischen Landtags.

Mündlich.

Es war einmal ein Landtag in Siebenbürgen, der beschäftigte sich mit hohen Dingen. Namentlich gereichte es allen Nationen zu tiefem Schmerze wie sie hörten, daß der Leichnam Jesu Christi in der Gewalt der Ungläubigen sei. Und sie riethen hin und her, wie es anzufangen, daß derselbe aus der Ungläubigen Händen befreit und zu guten Christen nach Siebenbürgen gebracht werde. Endlich wählten sie eine Gesandtschaft und sandten einen Ungarn, einen Sachsen und einen Walachen nach dem gelobten Lande, das theure Kleinod von dort abzuholen. Sie reisten auch voll der besten Hoffnungen ab. Wie sie aber an das Grab kamen, fanden sie eine starke Wache römischer Kriegsknechte davor stehen. Was war jetzt zu machen. Der Ungar wollte gleich mit dem Säbel dreinschlagen; aber der Sachse hielt ihn zurück und sagte: „Ihrer sind mehr als wir; wir könnten Prügel ernten und wollen ihnen lieber Verstand (Vertrag) anbieten.“ Da zwinkerte der Walache nur so mit den Augen und flüsterte: „Wir wollen bis Sonnenuntergang warten und den Leichnam dann stehlen.“

177.
Wohin die Krähen nach der Ernte ziehen.

Mündlich aus Schäßburg

Im August so nach dem Schnitt sammeln sich gewöhnlich die Krähen in Haufen von vielen Tausenden und verschwinden

darauf für einige Wochen. Nur hin und wieder sieht man eine Zurückgebliebene einsam in den Stoppeln spazieren. Aber von den Fortgezogenen führt zu der Zeit eine jede eine Kornähre zu dem babilonischen Thurm.

178.

Was in der Hermannstädter Feldapotheke zu holen ist.

Transsilvania, Beibl. zum sieb. Boten. 1855. p. 22.

Zu Hermannstadt in der Feldapotheke ist eine Thüre, in der hängen vier Mühlsteine an vier Haaren. Wer es wagt darunter durchzugehen, der bekommt einen dienstbaren Spiritus.

179.

Die Sekler retten den Mond aus großer Wassersnoth.

Mündlich aus Reen.

Mehrere Sekler lagen einmal unter den bekannten einfachen Kobern ihrer Wägen und schliefen. Sie konnten das wohl thun; denn ihre kleinen treuen Pferde gingen auch ungemahnt, des Weges kundig, rüstig vorwärts. Als sie an den Miereschbei Reen angelangt waren, lenkten sie in das ihnen im Mondschein entgegenblinkende klare Wasser, um sich auch einmal, wie ihre Herren im feurigen Miereschwein gethan hatten, gütlich zu thun. Da nun alle Wägen in einer Reihe im Wasser stehn, erwacht plötzlich Einer der Sekler und erblickt das Bild des Mondes im Wasser. „Gott im Himmel", ruft er und weckt alle seine Gefährten „seht doch, seht; der Mond ist vom Himmel herunter ins Wasser gefallen! Kommt, wir wollen versuchen; vielleicht sind wir noch im Stande, ihm herauszuhelfen!" Da sprangen Alle von ihren Wägen ins Wasser und eilten ins nahe Zollhaus und brachten Feuerhacken

und Stangen und langten in die Tiefe nach dem Monde, um ihn zu fassen. Endlich rief Einer: „Ich habe ihn! Kommt jetzt Alle hierher und zieht!“ Er hatte nämlich mit seinem Hacken einen mächtigen Baumstamm gefaßt, der grade an der Stelle im Wasser lag, wo sich der Mond abspiegelte. Da faßten sie insgesammt an der Stange und zogen und zogen, daß ihnen der Schweiß rann. Plötzlich gab der gemarterte Baumstamm nach und Alle fielen rücklings ins Wasser, daß die klaren Wellen über ihren Köpfen zusammenschlugen Wie sie aber mit dem Gesicht herauftauchten, sahen sie den Mond am Himmel; sein Bild im Wasser aber war durch dessen Aufregung und Trübung für den Augenblick zerstört. Freudig riefen Alle: „Gott sei Dank! Da haben wir ihn doch wieder heraufgebracht!“ Triefend setzten sie sich jetzt in ihre Wägen und fuhren ihres Weges weiter. Aber noch ihre Nachkommen sind stolz darauf, welch einen wesentlichen Dienst ihre Vorfahren einst der Welt erwiesen hätten.

180.

Der Glaube macht selig.

Mündlich.

Von den Rummesern (Rummes, ein sächsisches Dorf bei Broos) erzählt man im ganzen Sachsenlande viel Possiges. Einst wollten sie ihre Kirche erweitern da riethen sie lange hin und her, wie sie das recht vernünftig anstellen sollten. Endlich schlug Einer — gewiß war er der Klügste — vor, Erbsen an die Wand zu streuen und dann alle insgesammt sich gegen dieselbe zu stemmen; vielleicht ginge es auf diese Weise. Also that man. Die Rummeser traten in einer langer Reihe heran und auf die Erbsen, drückten aus Leibeskräften gegen die Wand und als ihnen die Erbsen unter den Füßen fortroll- und die halbe Ortsgemeine am Boden lag, glaubten sie alle,

das Werk sei gelungen und die Wand hinausgerückt worden. Seit dieser Zeit war ihnen die Kirche geräumig genug.

181.

Die Bekoktner verrichten eine große That.

Mündlich

Man erzählt, daß die Bekoktner einmal, als ein dichter Nebel auf ihrem Lempeschberg sich gelagert und lange nicht fortgewollt, allesammt das ganze Dorf mit Feuerhacken und Fangeisen hinausgezogen, um ihn herunter zu reißen. Es soll ihnen auch gelungen sein, nach dem Sprichwort: „Dem kühnen hilft das Glück;" die Sonne in kurzem frei zu machen, worauf sie mit jubelnder Siegesfreude in das Dorf zurückgekehrt seien. Von dieser Begebenheit führen sie bis auf den heutigen Tag den Namen: Himmelhacken.

182.

Des Glöckners Hemd.

Mündlich aus Reen.

Ein Glöckner hatte nur ein Hemd. Jeden Abend, wenn er die Betglocke geläutet, zog ers aus, wusch es rein, hing es an einen Rechen und stellte diesen auf den Kirchhof, damit es in freier Luft trockne. Früh am Sonntagmorgen, noch ehe Jemand im Dorfe wach war, nahm er den Rechen fort und zog das weiße Hemd an, und so wußte niemand, daß er nur eines habe. Es hatte sich aber allgemein im Dorfe das Gerücht verbreitet, daß in jeder Nacht gegen den Sonntag ein Geist auf dem Kirchhof sich zeige; doch wagte es niemand hinzugehen und sich zu überzeugen. Einst waren Soldaten im Dorf und ihr Hauptmann, der von dieser Sache hörte, rief trotzig: „Albernes Geschwätz, es gibt keine Geister!" Und wollte ihnens zeigen und den Geist, wenn einer da wäre, mores leh-

ren. Am Sonnabend spät versammelten sich viele Bauern im Wirthshaus und waren neugierig, ob der Hauptmann sein Wort halten werde. Dem war es nicht mehr ganz recht; stellte sich aber muthig, lärmte und fluchte, nahm seinen Säbel und seine Pistolen und ging. Die Bauern sahen ihm kopfschüttelnd nach. Bis an die Kirchhofthüre lärmte er immer fort: „Was, ich fürchte mich nicht." Als er aber die Thüre öffnete, verging ihm alsobald Sehen und Hören; denn er erblickte eine weiße Gestalt, die winkte ihm — es war aber das Hemd, das der Wind hin und herbewegte. „Du bist verloren," dachte er, „doch du willst wenigstens ehrenvoll sterben." Nun raffte er all seinen Muth zusammen, zog den Säbel und ging in der Luft fechtend dem Gespenst entgegen. „Geist oder Mensch, weiche!" stammelte er. Doch das wich nicht, ja es schien, als komme es immer näher. Endlich war er dran und hieb mit seinem Säbel, daß der Rechen um- und auf den Hauptmann fiel. Der glaubte sich von dem Gespenst erfaßt, stieß einen lauten Schrei aus und sank in Ohnmacht. Die Bauern hattens wohl gehört; aber wer hätte es gewagt, dem Frevler beizustehen. Durch den gewaltigen Lärm aber, den sie machten, erwachte der Glöckner, sprang aus dem Bett, und lief eiligst, sein Hemd und den Rechen zu holen, damit seine Armuth nicht an den Tag komme. Da sah er den Hauptmann dort liegen. Als er aber hörte, um was es sich handle,, ward er ruhig und schlief bis an den Morgen. Sehr früh lief alles auf den Kirchhof; da erwachte nun der Hauptmann: „Ja nun glaube ich, daß es Gespenster gibt, und ich will jedem rathen, seinen Vorwitz zu bezähmen; nur ich weiß, was ich weiß," und erzählte nun, wie nach langem Kampf der Geist ihn so fürchterlich zu Boden geworfen, daß er die Besinnung verloren habe. Der Glöckner aber lief fort, denn er wollte bersten vor Lachen und sich doch nicht verrathen.

183.

Die Kronstädter Baßgeige.

Mündlich. Abgedruckt im sächs. Hausfreund 1855, p. 89.

Ein Reisender, der sich in vielen Ländern umgesehen hatte, kam einst nach Kronstadt. Die Kronstädter, wie sie noch jetzt stolz darauf sind, die größte Stadt, die größte Kirche, das theuerste Stadtthor, die größte Glocke, die größte Orgel, das größte u. s. w. im Lande zu besitzen, hatten damals noch mehr Grund zum Stolze; denn sie besaßen die größte Baßgeige in der Welt. So mußte denn unser Held natürlich hin, um auch dieses Weltwunder, von dem er so viel gehört hatte, persönlich und leibhaftig zu sehen. Die Baßgeige aber lag auf einem Gestell, so daß man auf einer Leiter hinaufsteigen mußte, um durch die Schalllöcher auf den Boden zu sehen. Man warnte unsern Helden, der ein Schneider war, vergebens, sich in die Gefahr zu stürzen, da er leicht in den Geigenabgrund fallen könne. „Was," sprach er trotzig, „ich habe andere Gefahren überstanden zu Wasser und zu Lande; ich fürchte mich nicht;" und mit einer ungeheuern Verwogenheit stieg er hinauf und guckte hinein. Aber, o Jammer und Schreck! er stolperte und fiel in die Baßgeige. Zwei Jahre fiel er, bis er den Boden erreichte. Allein was nützte ihm das! Er wäre einem schmählichen Hungertode erlegen, hätte er nicht eine List ersonnen. Es fiel ihm ein Wind zu machen, was er als fremder Reisender vortrefflich konnte. Darüber erhob sich ein großer Staub in der Geige; endlich stieg auch eine Flaumfeder in die Höhe. Auf diese sprang unser Held im Nu und dirigirte sie so, daß er nahe am Rand des Schallloches vorbeikam und mit einem kühnen Sprung die Leiter erreichen konnte. Und das war gut; denn wäre er in der Mitte der Oeffnung aufgestiegen, so hätte er mit der Flaumfeder bis in die Wolken oder gar bis in den Himmel fliegen müssen, nach welchem er

vor der Hand noch keine Sehnsucht empfand. Nachdem er die Gefahr aber also überstanden, ging er fröhlich in ein Wirthshaus, vertrank sich die Angst und war seither nie mehr so verwogen, nach der Kronstädter Baßgeige sehen zu wollen.

B. Magyarischer Sagenkreis.

184.

Die Geister bauen die Burg.

Mündlich.

Westlich von Karlsburg, im siebenbürgischen Erzgebirge, erhebt sich, weithin kenntlich an seiner schroffen, zerrissenen Felsspitze der Gemsenstein (magyar. kecskekö). Trümmer einer alten Burg liegen oben, die der Sage nach Geistern (magy. tündérek) ihre Entstehung verdankt.

185.

Die Götzenburg.

(Bálványosvár.)

Satellit 1841, 233. 1855, 148. Marienburg Geogr. II., 172. Mündlich

Südöstlich vom Büdösch, etwa zwei Stunden vom Dorf Altorja im Haromßek, erhebt sich in der fortlaufenden Gebirgskette ein Berg etwa 300 Fuß über das Thal. Auf denselben ist wie ein Hut ein zweiter aufgesetzt, ebenso hoch, aber ungleich wilder und steiler und rings mit stämmigem Waldholz, Eichen, Buchen und Birken, bewachsen. Auf dem Gipfel und an den Seiten herabgerollt liegen die Trümmer der Götzenburg. Ein breiter, etwa sechs Klafter hoher Thurm steht

noch am vollständigsten erhalten. Er ist von ganz anderem Aussehn, als die Thürme unserer Burgen sonst zu haben pflegen, ohne Fenster und Schießscharten, mit Mauern mehr als klafterdick; und mannshoch und drüber liegt der Schutt darin. Wie tief mag der Brunnen gewesen sein, dessen Spuren noch kenntlich sind. Die Sage erzählt, daß der ganze Berg heidnischen Götzen geweiht und in der Burg ihr Altar gewesen sei. Wie hatten aber Menschen auf der schroffen Spitze ein solches Werk aufthürmen können? Selbst solchen, die mehr als Menschen sind, würde der harte Steinbau zu schwer gewesen sein. Darum baute auch die Riesin, welcher die Burg ihre Entstehung verdankt, dieselbe aus weichem Stoffe, der erst nach Vollendung der Arbeit zu festem Fels erhärtete. Dieselbe Riesin schlug eine Brücke von der Burg bis zum Büdösch und lustwandelte darauf oder ging über sie hinüber, wenn sie in den kalten Quellen jenes Berges zu baden gelüstete. Sie hatte eine Tochter, welche ihr Herz dem Sohn eines Landmannes aus der Nähe geschenkt hatte. Auf dem Spinnenhügel (magy. pók halma) weiter unten am Berg, wohin die Riesentochter von der Burg aus mit einem Schritt gehen konnte, kamen die beiden Liebenden zusammen und tauschten Reden und Küsse. Dort überraschte sie einst der Vater des Jünglings, floh jedoch vor der übermenschlichen Schönheit der Jungfrau eiligen Laufes nach Hause. Wie aber der Sohn heimkehrte, meinte der Alte ihn in den Klauen des Bösen und wollte ihn nicht mehr aus dem Hause lassen. Darüber betrübte sich die Jungfrau über die Maßen, und als sie den Alten einmal beim Pfluge fand, fragte sie ihn um die Ursache von dem Ausbleiben des Geliebten. Der aber lief abermals entsetzt, Pflug und Ochsen im Stiche lassend, davon. Da wurde die Riesin zornig, packte die vier Ochsen des Bauers wie Lämmer in ihre Schürze und trug sie in die Burg ihrer Mutter.

Nach einer andern Sage ist die Burg erbaut worden von einem gewissen Opour, dem Stammvater der Apor'schen Familie, zur Zeit als König Stephan den Herzog Geysa von Siebenbürgen zum Christenthum bekehren wollte, damit er hier ungestört seinen heidnischen Götzen dienen könne. Der hölzerne Becher, dessen sich Opour bei seinen Opfern bediente, soll sich noch im Besitz der Baron Apor'schen Familie befinden.

Noch eine andere Sage endlich erzählt: Vor vielen Jahren regierten drei gewaltige Könige in Ungarn: Odorián hieß der eine auf der Bálványosburg, Jenö der andere auf der ungerländer Burg, der dritte war des Odorián Schwiegersohn auf der Csernátoner Burg. Weil aber Jenö, der ungerländer König, die jüngste Tochter des Odorián lieb gehabt, so ärgerte er sich, daß Odorián sie an einen andern verheiratet hatte; darum bestach er die Schildwachen des Odorián, drang mit seiner ganzen Kriegerschaar heimlich in die Bálványosburg, zerstörte dieselbe und ließ alle die darin waren tödten. Nur allein Odorián entkam mit seiner kleinen Enkelin. Die nannte man Lenke, und Odorián erzog sie auf dem Berge des Sanct Annensees. Als sie herangewachsen, war aus ihr eine schöne, prächtige Jungfrau geworden. Jenö aber hatte drei Söhne und als diese einmal mit Lenke zusammentrafen, verliebten sich alle drei in sie gar sehr und alle wollten sie heiraten und thaten ihr schön. Als das der Großvater von Lenke erfuhr, machte er ihr Vorwürfe, daß sie so freundlich gegen dieselben wäre, da jene doch ihren leiblichen Vater ermordet hätten. „Geh lieber hin", sagte er „und locke sie in die Büdöshöhle und bringe sie ins Unglück. Nimm einen Dornbusch und wenn sie sich zu dir niederbeugen, stich sie damit an die Nasenspitze; dann müssen sie athmen und fallen todt nieder." Und wie der Großvater gesagt so geschah es, und Lenke brachte auf diese Weise alle drei ums Leben. Da machte sich Jenö auf, um seine Söhne zu suchen. Er ging selbst zu

Odorián und stieg mit ihm auf den Gipfel des Büdösberges. Zweimal schickten sie Boten aus, um die Söhne aufzuspüren; aber beidemale stürzten die Boten in die Büdöshöhle; und zum drittenmale gingen sie selbst auch mit zu suchen, da fielen allebeide in die Büdöshöhle und kamen um. Der dies erzählte wollte selbst auf ihrem Begräbniß gewesen sein. Von der Lenke hat man nie wieder etwas gehört; die Bálványosburg ist aber seit dem gänzlich zerfallen.

186.

Die Riesenbauten von Arany, Deva und Kis-Kalány.

Köváry L. a. a. O. 139. 18. 93. 45.

Das Dorf Arany liegt am Fuß der siebenbürgischen Erzgebirge am rechten Ufer des Mieresch. Seitwärts vom Dorf erhebt sich vereinzelt ein Fels mit Trümmern auf seiner Spitze. Die Burg, welche einst dort oben stand, ist von unbekannten Händen erbaut worden. Das Volk nennt die Riesen als Erbauer und erzählt darüber: Drei Riesenfrauen bauten gleichzeitig die Devaer und die Aranyer Burg und das Bad von Kis-Kalány. Als sie ihre Werke anfingen, sagten die erste und die letzte: „Wir vollenden es an einem Tag, so Gott will;" die Riesin von Arany aber rief: „Hilft er oder hilft er nicht, so bau' ichs auf." Sie baute die Burg auch fertig; aber noch in derselben Nacht sank sie auch in Schutt und Trümmer. Was die beiden Andern geschaffen, steht bis heute noch. Und doch waren es auch schwere Werke. Bei Kis-Kalány entspringt in einem tiefen eirunden Becken auf einem 3 Klafter hohen Fels die warme Quelle. Ein Riesenweib vollendete in einem Tage dieses Felsbecken; und man kann sich die Arbeit vorstellen, wenn man bedenkt, daß jene, welche die Devaer Burg baute, früher fertig wurde und noch Zeit hatte, herüber zu kommen und zu backen. Vor Aerger über das schöne Werk,

warf sich das Riesenweib, welches gegenüber auf Köboldogfalva wohnte, aufs Roß und setzte in einem Sprung auf den Kalánnyer Felsen, so daß die Hufspur sichtbar geblieben ist.

Von der Devaer Burg aber erzählten Andre, daß sie von Zwergen erbaut sei, die noch jetzt alle sieben Jahre darin erschienen; wieder Andre endlich nennen Decebalus als Gründer und lassen ihn hier umkommen und seinen Rumpf auch hier begraben werden, während der Kopf nach Rom geschickt worden.

187.

Eiserne, silberne und goldene Burg.

Mündlich.

Drei Jungfrauen im Hunyad besprachen sich einmal unter einander, drei Burgen zu bauen. „So Gott will" sagte die erste „so baue ich eine eiserne Burg in drei Wochen." Und sie legte flugs Hand ans Werk, und nach drei Wochen stand die Burg von Hunyad fertig da. „Mit Gottes Hilfe," rief die zweite „baue ich eine silberne Burg in drei Tagen." Und auch sie begann sogleich zu schaffen, und am Abend des dritten Tags schaute die Devaer Burg von hoher Bergesspitze ins Land hinaus. „Was brauch ich Gottes Hilfe," vermaß sich die dritte „in einem Augenblick baue ich eine goldene Burg." Und sie hub an zu bauen; doch kaum begonnen, da fuhr der Sturm daher und der Mieresch und die Strell rauschten heran und zerstörten das Werk, daß keine Spur davon geblieben ist.

188.

Riesenburgen bei Monostor und Petrosa.

Kövary L. a. a. O 46.

Auf den waldigen Höhen von Monostor bei Klausenburg befinden sich weitausgedehnte Ruinen, die das Volk Riesenburg nennt (tündérvár).

Unterhalb Petrosa bei Zalathna liegt das Thal voll viereckig oder säulenförmig behauener Steine. Das Volk glaubt, die Riesen hätten damit den Bach aufhalten wollen. Klügere Leute aber behaupten, die Römer hätten dort Gruben gebaut und mit diesen Steinen eine Brücke über den Mieresch zu errichten im Sinne gehabt.

189.

Von der Görgényer Riesenburg.

Kőváry L. a. a. O. 160.

Die Burg von Görgény war früher Besitzthum der Riesen, (óriások) und diese wurden einst darin belagert. Aber sie hielten sich so tapfer, daß die Feinde keine Aussicht auf Erfolg hatten. Da kam eine alte Wahrsagerin in ihr Feldlager und verkündigte, daß die Burg uneinnehmbar sei, bis der Hauptmann der Riesen gefallen. Da nun aber der Hauptmann kugelfest war, so gab sie folgenden Rath: „Täglich geht der Hauptmann in die Kapelle am Rande der Burg beten, und da kann man ihn aufs Korn nehmen. Aber es kann ihn nur treffen wer seiner Mutter siebenter Sohn ist und dessen sechs ältere Brüder noch am Leben sind.“ Als man nach vielem Suchen endlich einen solchen im Lager gefunden hatte, sprach die Alte weiter zu ihm: „Nimm Stroh von reinem Korn, und wenn der erste Strahl des Neumondes erglänzt, so gieße am Feuer dieses Strohes eine Kugel; die wird den Riesen durchbohren. Wie sie gesagt, also geschah es: der Riesenhauptmann fiel. Ohne ihn konnten die Riesen die Burg nicht weiter vertheidigen, und so brach ein Theil davon, die zu Roß waren, Nachts heraus und schlug sich nach Ungarn durch, wo in den weiten Ebenen ihre Nachkommenschaft noch lebt. Der andere Theil nahm sich Flügel und flog in die Berge dem Seklerland zu. So wurde die Görgényer Riesenburg eingenommen.

190.

Rapsonnéburg.

Kőváry L. a. a. O. 178.

In den Tannenwäldern hinter Perajd und Szóváta sind auf den Felsen noch Mauerreste kenntlich von einer der ältesten und sagenhaftesten Burg Siebenbürgens von der Rapsonnéburg. Die Pfingstrose, die daselbst im Felsgestein blüht, wird vom Volke Rapsonnérose genannt.

In dieser Burg wohnte Rapsonné mit vier Schwestern, davon eine Firéné hieß. Wenn man in Klausenburg zur Kirche läutete, so hörte es Rapsonné, und ehe die Glocken ausgeklungen, war sie angekleidet, hatte angespannt und jagte so scharf, daß sie noch mit den andern Leuten zur Kirche kam. Einmal warf der scharfe Wind dem Kutscher den Hut vom Kopf; als dieser absteigen wollte ihn zu holen, gab Rapsonné es nicht zu und meinte, er könne viele Stunden lang darnach suchen, und so ließen sie ihn liegen. Die Spuren der Straße, welche Rapsonné fuhr, sind noch sichtbar von der Burg über den Gipfel des Kacza dem Salzberg von Szováta zu. Das Volk nennt sie Teufelsstraße und erzählt, Rapsonné habe sie durch den Teufel bauen lassen und ihm dafür einen Berg Gold und ein Thal Silber versprochen. So baute der Teufel die Straße bis nach Klausenburg. Als er aber um seinen Lohn kam, wollte Rapsonné nichts davon wissen; und als der Teufel ungestüm wurde, nahm Rapsonné den Daum, den Zeige- und den Mittelfinger ihrer rechten Hand zusammen und legte oben drauf ein Goldstück, in die flache Hand aber ein Silberstück und sprach zum Teufel: „Sieh den Berg Gold und das Thal Silber; da ist dein Lohn.“ Wüthend fuhr der Teufel von dannen und zerstörte die ganze Straße von Klausenburg bis Szováta und ließ sie nur etwa eine Meile lang in der nächsten Nähe der Burg stehen.

191.

Tartod und Firtos.

Kőváry L. a. a. O. 185.

Oberhalb des Thales von Korond steigen aus dem Schatten der Buchen zwei Felsspitzen Tartod und Firtos. Als der Boden Siebenbürgens noch Meeresboden war und nur die allerhöchsten Berge aus den Wogen sich heraushoben, wohnten Riesen (tündér) auf diesen Spitzen: Firtos und Tartod. Firtos war gut aber Tartod war böse. Was Firtos erdachte, Tartod that es ihr nach; was jene that wollte dieser auch thun.

Das Chaos löste sich auf. Firtos beschloß eine Burg zu bauen, versammelte ihre Leute und theilte ihnen ihre Absicht mit. Das erfuhr Tartod und beschloß, sich ebenfalls eine Burg zu bauen, und ließ dem Firtos sagen, sie werde nicht blos eine schönere Burg bauen sondern sie auch so rasch vollenden, daß sie noch vor Mitternacht Zeit gewinne, in Firtos Burg zu kommen, den Eckstein derselben herauszureißen und in ihre eigene Burg zu tragen. Der sanftere Firtos gönnte der trotzigen Genossin ihre Lust und entsagte deshalb ihrem Bau nicht. Doch machte sie die Ecken ihrer Burg aus den allergewaltigsten Felsblöcken.

Gegen Mitternacht stand Firtos Burg fertig; zufrieden ruhten die Augen des Baumeisters darauf und freuten sich, daß der bösen Nachbarin Vorhaben unerfüllt geblieben. Aber die Freude sollte kurz sein: fremde Gestalten flogen in die Burg, Tartod voran. Ein Augenblick nur, und der ungeheure Eckstein der Burg war ausgebrochen und ein Loch in die Mitte gebohrt. Zwei Riesen nehmen ihn an einer Eisenstange auf ihre Schultern, und mit ihnen fliegt Tartod ihrer Burg zu. Sie hatte gelobt vor Mitternacht noch mit dem Stein ihre Burg zu erreichen; da, grade als sie über Korond waren, krähte der Hahn; die Eisenstange brach und der Stein fiel herunter

Tartod mußte büßen: die Hand Gottes brach auch ihre Burg, und als sie heimkam, fand sie noch die Trümmer davon. Das Volk sieht den Eckstein noch auf dem Hattert von Korond: ein mächtiger Block, so gestaltet als ob er in der Mitte durchgebohrt gewesen.

192.

Der Rikawald.

Arnold Ipoly in Wolf, Zeitschrift f. d. Mythol. und Sittenkunde II., 259 nach Kriza im Magy. Museum 3,175.

Im Lande der Sekler zwischen Udvarhely und Erdövidek streckt sich ein Wald Rika genannt. Am Ende dieses Waldes, gegen Erdövidek zu, unweit von dem Orte Vargyas, wo der gleichnamige Bach Rika fließt, zwischen dem in den Fluß einmündenden Quellenbach **Somospatak** und der Straße stehen mehrere Steine, etliche Klafter lang und breit, auf einander. Von diesen erzählt das Volk, daß sie das Grab der Frau Attilas Reka bezeichneten. Unweit darüber steht nämlich der Spitzberg (**Hegyesdomb**), wo noch die Felsenruinen eines alten Schlosses zu sehen sind, welches das Volk auch dem Attila zuschreibt, und worin er sehr gern gehaust, gewöhnlich wenn er in dem Rikawalde gejagt. Eines Tages starb ihm hier seine geliebte Gemahlin Reka; lange konnte man nicht übereinkommen, wohin man die theuern Ueberreste würdig begraben sollte. Endlich verständigte man sich dahin, daß man den großen vor dem Schloße stehenden Felsenberg fortwälzen wolle, und wohin er falle, dort solle die Grabstätte der Königin sein. Der Stein rollte an den Rand des Flusses hinab, wo ihn nun der Bach im Halbkreis umgürtet; dahin wurde Reka bestattet, und der Fels über ihr Grab gestellt.

Noch vor dem Jahr 1820 sollen die Steine eine Art Hütte bildend aufrecht gestanden sein; in dem genannten Jahre aber

wurde der die Ueberdachung bildende durch den Blitz entzwei-
gerissen. An der Nordseite sollen auch noch eingegrabene Schrift-
züge bemerkbar sein, die aber verwittert und nicht mehr genau
zu entnehmen sind. Die Sage erzählt weiter, daß in vorigen
Jahrhunderten ein Hirtenknabe in der Gegend mehrere Stücke
glänzender Rädchen gefunden hat, die nichts waren als silberne
Münzen, weit größer als ein Thaler. Ein Vargyaser Holz-
schnitzler sah sie und feilschte sie dem Knaben ab, wofür er ihm
bemalte hölzerne Rädchen schnitzte, ließ sich auch den Ort zeigen;
und nachgrabend fand er einen reichen Schatz, den er nicht im
Stande war auf seinem Gaul auf einmal nach Hause zu brin-
gen. Selbst nach wiederholten Ladungen mußte der Schimmel
so stark in Anspruch genommen werden, daß er unter der Last
endlich umgestanden ist. Was war aber dem Finder, Máté
genannt, daran gelegen, da er durch den Fund ein reicher
Mann und durch den Ankauf vieler Güter selbst der Stifter
des nun berühmten und ausgebreiteten Szekler Máté'schen
Geschlechts geworden.

193.

Spinnerin.

Kőváry L. a. a. O. 166.

Auf der Zinne von Kolczvár im Hatzeg saß die Burgfrau
und spann so feine Fäden, daß sie bis in die Tiefe unter der
Burg hinunterreichten.

194.

Venturnevár.

Kőváry L. a. a. O. 140.

Rechts von der Straße, welche von Beretzk zum Ojtoßer
Paß führt, erscheinen die kaum mehr kenntlichen Spuren der
Leányvár (Mädchenburg, Magdeburg), links etwas deutlicher

die der Venturnevár. Hier lebte vor Zeiten die reiche Herrin der Gegend Venturne. Ihre Burg, grade am Paß, war vielen Feindseligkeiten ausgesetzt. Die stolze Herrin, endlich der ewigen Angst müde, nahm sich, als ihr Sohn eben auf einem langwierigen Kriegszug abwesend war, vor, eine stärkere Burg zu bauen, legte den Grundstein derselben am Fuße der Gränzgebirge, und es erhob sich in kurzer Zeit eine Veste, die unter den Burgen jener Zeit nicht ohne Bedeutung zu sein versprach.

Lange war der Sohn auf dem erfolglosen Kreuzzug gewesen. Venturne war mit ihrer neuen Burg so zufrieden, daß sie seine Rückkunft kaum erwarten konnte. Endlich kam ein Bote und meldete seine Nähe. Die Mutter bestieg sogleich ein Pferd und ritt ihm eine weite Strecke entgegen. Wie freute sie sich des Wiedersehens und erzählte ihm was sie gethan, seit sie ihn nicht gesehen und wie sie eine neue Burg erbaut. Der Sohn aber empfand Schmerz um die alte nun aufgelassene Burg seiner Väter und zweifelte an der genügenden Stärke der neuen. Aber das stolze Weib erhob ihre Stimme und rief vermessen: „Sohn, meine Burg ist so stark, daß unser Herrgott selber sie nicht einnehmen würde.“ Ueber solche gottlose Rede entsetzte sich der gläubige Sohn und hielt, schon in der Nähe der Burg, sein Roß an, küßte die Mutter, die er von ganzem Herzen lieb hatte, und sagte ihr, daß er ihre Burg nicht betreten werde, da er sich nicht aussetzen möchte dem Zorne Gottes. Damit wandte er sein Roß und verließ die Mutter.

Diese ritt zurück. Kaum aber hatte sie den Fuß in die Burg gesetzt, als was der Sohn verkündigt hatte schrecklich erfüllt ward. Unter Donner und Blitz erdröhnte die Burg und stürzte so zusammen, daß das unterste zu oberst gekehrt wurde. Venturne aber ward zum warnenden Beispiel von

Gott in einen steinernen Frosch verwandelt, den das Volk an der Stelle der Burg noch zeigt.

195.

Rosenkönigin.

Kőváry L. a. a. O. 150.

Von Dees Klausenburg zu liegt der Rosenberg mit Spuren alter Befestigung. Die Sage verlegt hieher die Burg der Rosenkönigin.

196.

Die Almescher Höhle.

Mündlich. Marienburg Geogr. II., 162.

Die Kalksteinberge, durch welche, zwei Stunden von dem Dorf Homorod-Almesch, der Vargyaschbach sich ein Bett gebrochen, bergen mannichfache Wunder. Schon jener Durchbruch ist ein solches. Viele hundert Fuß hoch steigen die senkrechten Wände aus dem eingeengten Flußbett auf und kaum findet hie und da eine Tanne Nahrung am harten Gestein. Unten braust der Bach über mannshohe Felslasten und schäumt in wildem Kampf an das beengende Ufer, wo der schmale Fußpfad stellenweise sich hinwindet. Plötzlich verschwindet der Bach in dem Boden, das Bett voll Blöcke und wilden Gerölles geht weiter, aber nur beim Hochwasser führt es einen Theil des Baches in die untern Gegenden, wo dieser sich dann mit dem aus dem Boden wieder zu Tage tretenden Wasser vereinigt. Der Pfad geht in dem Bett des Baches hinab, bis er in der Nähe von Höhleneingängen abbricht. Einer von diesen, drei bis vier Klafter über der Thalsohle, führt in ein Höhlengewirr von unzähligen, mit einander im Zusammenhang stehenden, zum Theil kirchenhohen Gewölben. Ihr Ende ist nicht zu erreichen, sagt man. Unheimlich glänzt der schwarze Wasserspiegel aus

den tiefer gelegenen Theilen mancher herauf und der Fuß haftet, dem flackernden Windlicht folgend, mit Mühe auf dem schlüpfrigen Boden. Fledermäuse umschwirren die trüben Lichter; in unbestimmter Ferne murmelt der wohl in einer der untersten Höhlen dahinfließende Vargyasch. Die Tropfsteinhöhlen sind die Aufenthaltsorte der Berggeister, und in jeder Neujahrsnacht kommt eine Frau aus dem Berge, um die Kleider in Empfang zu nehmen, welche die Bewohner von Homorod-Almasch für sie am Vortag in Bereitschaft legen.

Nach einer andern Sage sind die von dem Rattenfänger aus Hammeln in Westphalen entführten Kinder hier aus der Erde hervorgekommen, und von ihnen stammen die siebenbürger Sachsen ab.

197.

Choleragеister.

Paget, Ungarn und Siebenbürgen, II, 315.

In Homorod-Almasch, einem magyar. Dorf etwa fünf Stunden von Reps, sah der englische Reisende Paget ein Stück grobes Leinentuch in Gestalt von Hosen zugeschnitten, an einer an zwei Bäumen befestigten Leine mitten über die Straße aufgehängt. Die Bauern glauben, daß in der Höhle von Almasch zwei Feen im Zustande der Nacktheit eingekerkert seien und daß diese über ihr unglückliches Schicksal weinen und wehklagen, ohne jedoch entkommen zu können. Ihr Geschrei soll oft von dem Vargyaschthale herübergehört werden und ihrer Bosheit schreibt man die Heimsuchung der Cholera zu. Um sie zu besänftigen hängt man an einem Ende des Dorfes ein Paar Hosen, am andern ein Hemd in der bezeichneten Weise auf.

198.

Sturmerregende Drachen.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 227.

Auf den Tuschnader Gebirgen, etwa anderthalb Stunden vom Dorf Bükßád im Seklerland, liegt der Sankt Annensee in einem Bergkessel rings von hohen Wäldern umgeben, durch deren hundertjährige Stämme nur hie und da der graue moosbedeckte Fels durchblickt. Der See hat eine Stunde im Umfang; das Ufer ist im Norden und Westen kiesig und leicht zugänglich; auf den beiden andern Seiden sumpfig und mit Schilf und Unterholz verwachsen. Unheimlich ruhig blickt das tiefblaue Wasserauge durch das dunkle Grün der Bäume herauf. Nicht immer indeß ist der Seespiegel so ruhig, Stürme wecken oft wilde Kämpfe in seinem Innern und die Spuren derselben sind an dem Ufer bemerkbar. Riesige Wasserschlangen und drachenartiges Gethier, die er beherbergt, erregen diese Stürme und sind die Ursache des Aufruhrs in dem See.

199.

Schätze in der Götzenburg.

Timon Additamenta ad Imag. etc. ep. 1, bei Benkö Milkov 1, 80.

Große Reichthümer sind in der Götzenburg vergraben. Vielleicht sind sie dort geborgen worden, als die heidnischen Tartaren vor König Stephan und seinen christlichen Ungarn fliehend die Burg verlassen mußten. Wenigstens wußten sie davon, als sie nach dem Jahr 1200 verwüstend in Siebenbürgen einbrachen, mögen sie es nun durch ihre Voreltern erfahren, oder von Gefangenen vernommen oder endlich durch Teufelskünste erkundet haben. Denn Einer von ihnen wünschte einen steinernen Hund, der in der Burg liege, zu besitzen und ließ ihn durch einen Sklaven stehlen, und da er ihn in Stücke schlug,

quoll eine Menge Goldes hervor. Es kann nicht geläugnet werden, daß es bei der Aufdeckung solcher Schätze manchmal nicht mit rechten Dingen zugehe.

200.

Brunnenschatz

Kőváry L. a. a. O. 173.

Neben der Burg von Magyar Zsákod, zwischen den Kokeln quillt ein Brunnen, in dem Schätze verborgen sind.

201.

Geöffnete Schätze.

Kőváry L. a. a. O. 175.

Bei Mezőbánd, vier Stunden von Maros-Vásárhely, stand früher die Pogányvár (Heidenburg), jetzt ist keine Spur mehr davon. Noch weiß das Volk von Schätzen, die dort ruhen. Alle neun Jahre öffnet sich eine Höhle im Berge; zwei schöne verzauberte Jungfrauen (tündérleány) treten heraus und gehen zu dem benachbarten Teiche, Wasser zu holen. Während dieser Zeit bleibt die Höhle offen, und wer dann zeitig genug hinkommt kann von den Schätzen sich nehmen. Verweilt er aber zu lange, so ist er verloren. Noch erinnern sich die Leute eines Mannes, dessen Ferse die zufahrende Thüre so traf, daß er davon auf sein ganzes Leben lahm wurde.

202.

Teufelsgarten.

Kőváry L. a. a. O. 161.

Nicht weit von Gyalu dem kalten Szamos zu besaß der Teufel einen unbeschreiblich schönen Garten, der nach dem Volksglauben auch heute noch vorhanden ist. Dieser Garten lag im Grunde einer viereckigen Felshöhle, so tief, daß wer hineinwollte zuerst durch eine Höllenfinsterniß mußte, ehe es



ihm zu tagen begann. Je tiefer er aber dann kam, desto lichter und leuchtender wurde es vor ihm. In diesem unterirdischen Glanze lag des Teufels Garten, mit Blumen, die keine menschliche Zunge schildern kann. Einmal geschah es, daß des Teufels Gärtner starb. Da ging der Teufel zum nahe wohnenden Burgherrn (auf dem várhegy) und erbat sich dessen Tochter zum Gärtner. Der Burgherr wußte nicht, daß er es mit dem Teufel zu thun hatte und schlug das Begehren ab. Da wurde der Teufel zornig und raubte ihm nicht nur die Tochter, sondern zerstörte auch die ganze Burg.

203.

Der Teufel baut die Burg.

Kőváry L. a. a. O. 214.

Das Schloß von Szent Demeter am linken Ufer der kleinen Kokel befindet sich noch in gutem Zustande. Von seiner Erbauung erzählt die Sage, daß zwei Zwingherrn Balázsi und Nyujtodi sie begonnen. Aber ihre Mittel waren bald erschöpft, und der Bau gerieth ins Stocken. In ihrem Aerger ließen sich die Beiden vernehmen, daß sie auch ihr Anrecht an ihrer Seelen Seligkeit dahingeben wollten, wenn der Bau nur zu Ende gebracht würde. Sogleich erschien der Teufel und versprach, um den angedeuteten Preis die Mittel zum Bau hergeben zu wollen. Gesagt, angenommen und gethan, der Bau ward vollendet. Kaum war dies geschehen, als auch der Teufel erschien. Jede Nacht spannte er die Beiden vor einen Pflug, trieb sie mit einer kupfernen Geißel an und pflügte einen Graben mit ihnen, so groß, daß er auch heute noch sichtbar ist. Das Volk nennt ihn auch den Teufelsgraben oder Balázsi Graben. Die guten Sekler fanden später auch das Pflugeisen und beschlugen daraus neun Wägen und blieb doch noch übrig zu einer Art; so groß war es.

204.
Versteinerte Münzen.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 317. Benigni, Unterhaltungen aus der Gesch. Sieb. I. 112.

In den Steinmassen, von denen die berühmte Höhle der Thorenburger Kluft bedeckt wird, sowie an vielen andern Orten des Klausenburger Kreises, z. B. bei Magyar Valko und Bánffy Hunyád, liegen eine Unzahl versteinerter Muscheln, besonders jene kleinen, welche das Volk Ladislausgeld (magyar. László pénz) heißt und für versteinerte Münzen hält. Als die Kumanen einst, so erzählt man, vor den siegreichen Truppen des Königs Ladislaus flohen, warfen sie goldene und silberne Münzen hinter sich, um die Verfolger bei deren Sammlung aufzuhalten. Das wäre ihnen auch wahrscheinlich gelungen, da die Magyaren sich um das Geld sehr bemühten. Allein der heilige Ladislaus sah die Gefahr, die daraus für ihn erwachsen konnte und bat Gott die Münzen in werthlose Steine zu verwandeln, damit er den heidnischen Feind weiter verfolgen könne. Und Gott erhörte ihn und ließ die Münzen Steine werden.

Nach einer andern Sage wurden die Ungarn, als die Tataren in Siebenbürgen hausten, unter ihrem König Ladislaus dem Heiligen von diesen geschlagen und wußten nicht, wie sie ihre Schätze auf der Flucht fortschaffen möchten. Da warfen sie fliehend ihr Geld hinter sich und baten Gott es in Steine zu verwandeln, damit es die Tataren nicht gebrauchen könnten. Und Gott erhörte sie.

205.
Thalsenkung.

Kővárv L. a. a. O. 100.

Die Festung von Karlsburg liegt abgesondert von der Stadt und höher. Als das Christenthum hier verbreitet wurde,

überfielen die Heiden einmal die Neubekehrten. Diese flüchteten hinter die Missionäre, und auf deren Gebet ließ Gott den Platz, worauf die Heiden standen, plötzlich tiefer sinken, und die Christen blieben oben zurück wo jetzt die Festung steht.

206.

Von großer Weisheit.

Mündlich aus Reen.

Im Seklerlande, ich habe ganz vergessen in welchem Dorfe, wuchs einst ein Grashalm auf der Kirche. Die Bauern wußten nun nicht, wessen Vieh das Recht zustände, denselben abzuweiden. Endlich wurde der hohe Dorfsrath versammelt und beschlossen, man solle den Dorfstier, weil er Gemeindegut sei wie die Kirche, hinaufziehen. Gesagt, gethan. Dem Dorfstier wurden Stricke um den Hals gelegt und derselbe aufs Kirchendach gezogen. Das Halsband war ihm aber während seiner Luftreise ein wenig eng geworden, und er reckte die Zunge heraus; da schrie der hochwohlweise Rath: „Beeilt euch! Seht der Stier ist hungrig; er verlangt nach dem Grashalm."

207.

Die Krüppelrepublik.

Ung. Magazin I, 253 (nach Nicol. Olahus Hungaria etc.)

Das Dorf Schimand, im ehemaligen Zarander Komitat, wurde ehemals noch im Jahr 1536 von lauter Hinkenden, Bucklichten und Lahmen, kurz nur von Krüppeln bewohnt. Niemanden war es erlaubt sich bei ihnen niederzulassen, weil es ihr Nutzen forderte, ihren Schlag nicht zu verderben. Aus derselben Ursache machten sie auch all ihre neugeborenen Kinder, selbst wenn diese gesund zur Welt kamen, zu Krüppeln. Sie durchstrichen das ganze Land und sangen auf den Jahrmärk-

ten und bettelten, wobei sie durch ihre körperlichen Gebrechen Mitleid erweckten. Sie hatten auch ihre eigene Sprache, welche die Sprache der Blinden hieß und genossen den Vorzug vor andern rechtschaffenen und arbeitsamen Unterthanen, daß sie von allen Abgaben gänzlich befreit waren.

C. Walachischer Sagenkreis.

208.

Die Schöpfung der Welt.

Ungr. Magazin I., 185.

Im Anfang war Alles Wasser; da schickte Gott den Engel Gabriel in die Tiefe, Sand von dem Grunde des Gewässers heraufzuholen. Bis aber Gabriel zur Oberfläche des Wassers zurückkam, hatte ihm dasselbe allen Sand aus den Händen geschlemmt und nur unter den Nägeln seiner Finger blieb noch etwas davon. Diesen wenigen Stoff hieß nun Gott wachsen, und die Erde breitete sich gleich einem Kuchen auf dem Wasser aus. Ein Igel unter dem Gesträuche sagte, Gott möchte ihr nur eine anständige Dicke geben. Gott that es, und so ist unsere Erde, wie sie jetzt ist, enstanden.

209.

Von der Erde, dem Meer und den Bergen.

Mündlich aus der Gegend von Banffy Hunyad.

Die Walachen glauben, daß die Erde ursprünglich auf vier Fischen geruht habe. Weil aber einer davon bei der Sündfluth umgekommen, habe an der Stelle die Erde sich ins Wasser gesenkt und sei auf diese Weise das Meer entstanden.

Die Berge aber haben sich nach dem Glauben der Deritter durch das Einsinken des Wassers in die Thäler gebildet.

210.

Strafe des Ungehorsams.

Walachische Sage. Mündlich.

Nachdem Gott die Welt geschaffen, befahl er allen Thieren, die auf der Erde lebten, ihre erstgebornen Jungen über ihre Wohnungen zu werfen. Alle gehorchten: das Weib allein liebte sein Kind zu sehr und vertraute Gott zu wenig, als daß es gehorcht hätte. Dafür strafte Gott die menschliche Mutter: Jahre lang muß sie ihr Kind am Halse tragen, während die Jungen der andern lebendigen Geschöpfe gleich oder bald nach der Geburt gehen können und der Pflege der Mutter nicht mehr bedürfen.

Desgleichen als Gott die Vögel gemacht, gab er ihnen den Befehl die Quellen zu reinigen. Alle gehorchten; nur die Dohle weigerte sich. Deshalb verfluchte sie Gott: sie solle nirgendher trinken können als vom herabfallenden Regen. Und darum erfüllt sie zur Zeit anhaltender Dürre die Luft mit ihrem Klagegeschrei.

211.

Riesen- oder Judenbauten.

Dr. Neugebaur, Dacien aus den Ueberresten des Klass. Alterthums. 85.

Am Krivadiabach, einem Zufluß der Strell, in der Hunyader Gegend liegt hoch auf einem der das Ufer bildenden Marmorfelsen eine runde Befestigung, 180 Fuß im Umfang, mit einem Thor und Mauern wohl 30 Fuß hoch und gegen 7 Fuß dick und einigen darin angebrachten Fenstern. Davor

zieht sich ein Erdwall hin. Diese Werke rühren von Riesen, nach einer zweiten Sage aber von Juden her.

212.

Der Retezat.

(Walach. retezatu.)

Arth. und Albert Schott, Walach. Märchen. 282.

Ein mächtiger Herrscher hinterließ sterbend seinen beiden Kindern, einer Tochter und einem Sohn, sein Land, nachdem er es in zwei Hälften getheilt hatte. Als die Beiden von ihrem Erbtheil Besitz genommen hatten, begaben sie sich, um Jedes das seine zu übersehen, vielleicht es auch gegenseitig zu messen, auf die höchsten Höhen. So stand der Sohn auf dem jetzigen Retezatu der höchsten Bergkuppe des Hatzeger Thals in Siebenbürgen und die Schwester, die zugleich auch eine Zauberin war, auf dem Ruschika, welches Gebirge sich nördlich von der Almasch und westlich vom Retezatu befindet. Aus Neid nun darüber, daß das Land ihres Bruders schöner, nicht so steinicht und gebirgig war, wie das ihre, schleuderte sie nach ihm mit einer Pflugschaar, die ihn aber glücklicherweise nicht traf sondern nur einen großen Theil des Berges, auf dem er stand, abschnitt. Dies ist noch bis auf den heutigen Tag an einer senkrecht abfallenden Felswand zu sehen, weswegen der Berg mit Fug der abgeschnittene (retezatu) heißt.

213.

Ismeau oder Hismo.

Ungr. Magazin 1., 185.

Also nennen die Walachen eine feurige Lufterscheinung und glauben, daß sich in dieser Gestalt der Teufel durch die Rauchfänge in die Häuser begebe, wo sich verliebte Weibspersonen befinden. In allen Dörfern kann man eine Menge

Mädchen nicht nur, sondern auch betagte Frauen sehen, die sich über seine Besuche beklagen und dabei ganz mager, erdfarben und närrisch werden.

214.

Von den Ismeus.

Mündlich.

Ein Meregyoer hatte von den Ismeus das Versprechen großer Schätze erhalten, wenn er mit einem treuen Gefährten zu ihnen käme. Der Mann ging mit seiner Frau. Als sie sich nahe an dem bestimmten Platz befanden, war der Mann müde geworden und schlief mit dem Kopf auf dem Schoos seiner Frau ruhend ein. Da kamen die Ismeus und gefielen der Frau so sehr, daß sie ihnen winkte, heranzukommen und ihrem Mann den Kopf abzuhacken, damit sie zusammenkommen könnten. Die Ismeus aber weckten den Mann, entdeckten ihm den Vorgang und wiesen ihn mit den Worten zurück, er solle ein treueres Wesen als seine Frau mitbringen. Der Mann ging nach Hause und brachte bald darauf seinen Hund mit. Die Ismeus griffen ihn jetzt zum Schein an; aber der Hund vertheidigte ihn mit Muth, worauf die Ismeus ihr Versprechen erfüllten und dem Manne die Schätze gaben.

215.

Cichorie.

Walachisches Volkslied aus Schäßburg.

An dem Blumenhügel wandelte die Blumenkönigin, schüttelte den Thau von den Blüthen und wusch sich ihr Angesicht. Niemand sah sie als der heilige Soare (Sonnengott). Der verliebte sich in sie und schickte zu ihr den Morgenstern und den Abendstern, für ihn um sie zu freien. Als diese bei der Blumenkönigin angekommen waren, grüßten sie: „Geseg=

nete Arbeit." Die Blumenkönigin aber dankte nicht gleich. Endlich sprach sie: „Setzt euch nieder zu uns." Doch die Gesandten antworteten: „Wahrlich, wir setzen uns nicht; nicht um Sitzenswillen kamen wir her, sondern um zu freien und dich zu verloben dem heiligen Soare." Da erwiederte die Blumenkönigin:

„Nein, ich nehm ihn nicht.
Er ist ja ein Wandrer
Ohne eignen Heerd,
Tags stets über Dörfern,
Nachts stets über Wasser."

So kamen sie zurück zum heiligen Soare und berichteten diesem auf seine Frage, was sie zur Antwort gegeben:

„Das gab sie zur Antwort,
Daß sie dich nicht nimmt;
Denn du seist ein Wandrer
Ohne eignen Heerd,
Tags stets über Dörfern;
Nachts stets über Wasser."

Da erzürnte der heilige Soare als er dies gehört und verwandelte die Blumenkönigin in die blaue Eichorie, die immer nach der Sonne sich richten muß. Wenn die Sonne aufsteigt, blüht sie frisch und freudig; wenn die Sonne sinkt, welkt sie rasch dahin.

216.

Wolkenhascher a.

Mündlich aus Retjizel, einem wal. Dorf bei Klausenburg.

Es hat einmal sieben Jahre lang nicht geregnet, alle Wasser im Gebirge trockneten aus, und Teufel, die damals in diesen Gegenden hausten, kamen fast um vor Durst. Da kamen sie aus der Höhle, in welcher sie wohnten, heraus und sprangen in die Höhe um sich Wolken zu haschen, die sie verschluck-

ten. Darüber wurde Gott zornig, so daß er sie mit Blitzen erschlug bis auf einen, der mit zerschlagenem Fuße davon kam und nun hinkt. Doch kann er noch so schnell gehen, daß er einmal, als das Fleisch im Topfe schon gekocht war, nach Klausenburg ging und Pfeffer in die Suppe brachte, ehe noch die Nudeln auch gar waren.

217.

Wolkenhaschen b.

Vom Oblt. W. Wenrich nach mündlicher Erzählnng.

Einst soll sieben Jahre lang kein Regen vom Himmel gefallen sein. Die Ismeus, nach Wasser lechzend, schnappten nach den Wolken und schlürften sie statt Wasser. Darob erzürnte Gott und beschloß, sie zu vernichten. Auf einer Höhe unweit von der Belenyescher Höhle und dem Räuberstein (piatra tatahrului) war der Tanzplatz der Smeus, wo noch jetzt kein Gras wächst. Von hier fuhren sie in glänzenden Kutschen, deren Geleise noch sichtbar sind, den steilen Berg gegen ihre Höhle hinunter. Einmal, nach jenem Wolkenhaschen, tanzten sie wieder auf dem Berge. Sie hatten nicht bemerkt, wie die Wolken über ihrem Haupte sich immer mehr zusammendrängten. Schon waren sie so dicht, daß die Smeus sie nicht mehr hinunterschlucken konnten, da erkannten sie ihr Verderben. In namenloser Verwirrung stürzten sie jetzt alle den Berg hinunter ihrer Höhle zu. Aber der Donnerkeil ereilte sie und erschlug sie sammt und sonders theils am Eingang der Höhle, theils in dieser drinnen. Nur ein einziger kam mit hinkendem Fuße davon, der wohnt jetzt in der kleinen Höhle Kuptor am Abhang der Wladiaße; die in der Belenyescher Höhle liegenden Knochen sind die Ueberreste der Smeus.

218.

Vom Teufel Asmodeu.

Mündlich.

Der Kantor von Malomßek (Dorf bei Klausenburg) erzählte glaubwürdigen Leuten, die es wieder erzählt haben, daß in ihrer Bibel folgende Geschichte zu lesen sei: der Sohn Davids ging einst in Begleitung eines Engels nach einem Orte, um zu freien. Unterwegs kam er an ein Wasser und trank. Da schwamm ein großer Fisch heran und wollte ihn beißen. Der Engel fragte den Sohn Davids, da er ihn voll Furcht sah, was geschehen sei, und hieß ihn dann den Fisch tödten, was auch geschah. Dann befahl er ihm die Milz des Fisches zu sich zu nehmen, weil sie gut sei, den Teufel auszutreiben. Nun gelangten sie zu einer jungen sehr reichen Frau, die aber vom Teufel besessen war, die hieß Asmodeu und hatte schon sieben Männer, welche um diese Frau gefreit hatten, getödtet. Aber der Sohn Dawids mengte die Fischmilz mit Weihrauch, räucherte damit und bannte also den Asmodeu. Dann heiratete er die Frau und zog mit ihr und vielem Gelde nach Hause.

219.

Der Teufelsstein.

Joseph Marlin in dem siebenb. Volkskalender für 1849. 24.

In den wilden Gebirgen unserer südlichen Grenze befindet sich in einem schluchtähnlichen Thal das walachische Dorf Kapolna am Mühlbach. Die Felsen thürmen sich hart am Ufer des Baches zu seltsamen Formen und riesiger Größe empor. Auf einem dieser Felsen ist eine Steinfläche von einigen Fuß Umfang zu sehen, in welcher die Spuren von Fußtritten offenbar eingedrückt sind. Dreißig Klaftern wohl unter dieser Steinplatte ragt ein unförmlicher Fels aus dem schäumenden

Gewässer, welcher seltsam genug einem Götzenbild mit angeschlossenen Armen und gebücktem Nacken ähnlich sieht. Dieses Götzenbild ist aber nichts geringeres als der leibhafte in Stein verwandelte Böse, wie die Sage meldet.

Vor langer Zeit plagte den Teufel, seiner höllischen Gewohnheit nach, ein Gelüste nach schönen Mädchen, und da Kapolna hiedurch berühmt ist, fuhr derselbe auf den Hattert dieses Dorfes nieder und spähte nach schönen Kindern. Die Schönste des Dorfes war bereits Braut. Das aber kümmerte den Erzfeind wenig; er ergriff sie und flog mit ihr in sein höllisches Reich und ließ große Trauer in Kapolna zurück. Weils ihm nun das erstemal so trefflich gelungen, so fuhr der Böse jährlich zu bestimmter Zeit nach Kapolna nieder und holte sich, so oft er kam, die schönste Braut heim. Nun war einst das schönste Kapolnaer Mädchen des Richters Tochter Fliana und ihr Bräutigam war Andronye, ein Tschoban von gewaltigem Muth, der seine Heerde gar oft gegen Wölfe und Bären vertheidigt und einen Wolf mit eigner Hand erwürgt hatte. Der fürchtete sich nicht im mindesten vor dem Teufel und bewachte seine schöne Braut gar fleißig. Weil aber der Böse zumeist ein feiger Geselle zu sein pflegt, schlich er auch diesmal heimlich in Flianas Hütte und wollte dieselbe wegfangen, ehe der handfeste Bräutigam dazukäme. Kurz und gut, der Teufel fand das Mädchen einmal unbewacht, ergriff es und wollte mit ihm zum Fenster hinausfliegen. Da stürzte Andronye herbei, sah, daß der Teufel mit seiner Braut bereits im Fliegen begriffen, verlor aber den Muth nicht, sondern that einen gewaltigen Satz und erwischte glücklich die Beine Flianas.

Der Teufel ärgerte sich sehr, als er zwei für eins durch die Luft schleppen mußte, meinte aber, der Tschoban werde im Fliegen die Kraft verlieren und auf die Steine fallen, und flog

deshalb getrost über Kapolna empor. Aber der Tschoban ließ nicht los und beschloß dem Erzräuber in sein höllisches Reich zu folgen. Wie nun der Teufel merkte, daß der Tschoban ein entschlossener Mann sei, senkte er die doppelte Last auf die erwähnte Steinplatte nieder, packte den Tschoban und wollte ihn in den Mühlbach hinabstürzen. Der Tschoban aber freute sich ob des Kampfes, schlug mit geballter Faust auf den Teufel los, faßte ihn endlich um den Leib und schleuderte ihn trotz Gewinde und Gekrümme von dem Felsen hernieder wohl dreißig Klafter tief. Der Teufel fuhr hinunter in den Bach und kam mit großer Gewalt auf den Hintern zu sitzen, wo er haften blieb und in einen unförmlichen Stein verwandelt wurde, wie noch heute zu erkennen ist. Der Tschoban aber machte eine lustige Hochzeit. Die Fußtritte des ringenden Teufels erblickt man noch immer auf jener Steinplatte und der Fels selbst heißt bei dem Volke der Teufelsstein (piatra drakului).

220.

Der betrogene Teufel.

Mündlich aus Mühlbach.

Als Gott erzürnt den Teufel aus dem Himmel zur Erde herabgeworfen hatte, sann letzterer, um sich an seinem neuen Aufenthaltsort, die Langeweile zu vertreiben, allerlei Werke aus, von denen ihm aber jedes nur bis zu einem gewissen Grade, keines vollkommen gelang. So erfand er die Mühle und hoffte sich durch dieses nützliche Werk bei den Menschen sehr beliebt zu machen. Ohne Zweifel wäre das auch geschehen; aber er konnte unmöglich ermitteln, wie es anzufangen sei, daß das unter dem Stein erzeugte Mehl unten auch herabrinne. Aergerlich darüber erfand er den Wagen und machte denselben drinnen in der Mühle ganz fertig. Aber da er ihn nicht zum Zerlegen eingerichtet hatte und die Thüre in der Mühle zu

eng war, um den ganzen Wagen hinauszulassen, wußte er sich abermals nicht zu helfen. Er bat, da es nicht anders ging, Gott den Herrn, ihn doch nur die zwei Dinge zu lehren, wie er das Mehl möge herabrinnen lassen und wie er den Wagen aus der Mühle herausschaffen könnte. Aber Gott sah wohl, welch großen Einfluß der Teufel durch zwei so nützliche Geschenke bei dem menschlichen Geschlecht erlangen werde, und wollte das nicht gestatten. „Ich will dir deine beiden Werke benützbar machen," sprach er zum Teufel, „wenn du mir sie dafür so lange überläßt, bis alles Laub abgefallen ist." Der Teufel ging dies gerne ein; denn er dachte bei sich, bis zum Herbst könne er wohl warten. Der Herbst kam; der Teufel sah das Laub von den Bäumen fallen und kam zum Herrn, Mühle und Wagen zurückzufordern. Der aber wies ihn zum Walde, dort werde er noch viel grünes Laub finden. Der Teufel ging zu Walde; da standen die Eichbäume noch ziemlich dicht belaubt, obwol sie schon viele Blätter verloren hatten. „Ich will mich noch einen Monat gedulden," meinte der Teufel, „dann sind wohl auch diese Bäume alle kahl." Und nach einem Monat, als er sich überzeugt hatte, daß auch die Eichen kein grünes Blatt mehr trugen, kam er wieder vor Gott und verlangte seinen Wagen und seine Mühle. „Nicht doch," sprach der Herr, „geh nur höher in die Berge; da wirst du noch viel grüne Bäume sehen." Da brummte der Teufel und ging unmuthig in das Gebirge, um sich zu überzeugen. Da standen die ewig grünen Tannen und waren so schön grün wie im Sommer. Der Teufel aber hoffte noch immer, auch diese würden sich denn doch einmal entlauben, und blieb da und harrte dessen, bis Schnee und Stürme kamen. Und da er sah, daß die Tanne auch da noch grün blieb, erkannte er, daß er überlistet sei. Da wurde er wüthend, nahm eiserne Nägel und schlug sie rund herum in die Tanne, indem er an ihr emporkletterte, um sie so zu verderben. Weil aber jede Tanne an

der Spitze mit ihren Zweigen ein Kreuz bildet, so stürzte er jedesmal, wenn er dahin gelangt war, ohnmächtig herab und zerriß sich an den eigenen Nägeln den Leib. So sind Mühle und Wagen nie wieder in den Besitz des Teufels gekommen; die Tanne aber hat bis heute scharfe harte Nägel rund herum in der Rinde, und wer mit ihr zu schaffen hat muß sich wohl in Acht nehmen, daß er sich daran nicht verwunde.

221.

Teufelswirthschaft.

Mündlich

Bei Retyizel, einem walachischen hoch im Gebirge bei Klausenburg gelegenen Orte, befindet sich eine Höhle, vom Volk la ontsasa genannt, (auch Belenjescher Höhle, fest auf der Grenze zwischen Ungarn und Siebenbürgen) in welcher eine Unzahl Knochen sonderer Art liegen, wovon sich die Gebirgsbewohner Folgendes erzählen. Es hätten nämlich, sagen die Leute, dort viele Teufel gewohnt und viel Unheil in der Gegend angerichtet. Der Oberste derselben habe sich in einen jungen Burschen verwandelt und sich von Merigyo ein schönes Mädchen zum Weibe geholt und in diese Höhle geführt. Nach einiger Zeit habe die junge Frau sich nach Hause verlangt und der Teufel oder Drache (smea) habe sie auch dahin entlassen. Zu Hause angekommen, hätten sich die alten Weiber über sie hergemacht und sie mit Kräutern eingeschmiert. Als sie nun wieder nach Ontsase gekommen, habe es den Teufeln so gestunken, daß sie Alle aus der Höhle gewichen seien. Der Oberste aber erfaßte noch einen Finger von ihr und riß ihn aus. Das Mädchen brachte die Schätze der Ismeu's oder Teufel mit nach Hause, aber weil man vergaß auch diese einzureiben, so verschwanden sie alle.

Andere erzählen, es hätten viele Teufel darin gewohnt und viele Mägde aus der Umgegend betrogen und sonstiges

Unheil gestiftet. Dann habe man sie oft gesehen um Mitternacht auf einem nahen Berge tanzen, wozu sie sich die Mägde aus Merigjo geholt. Der Kreis, in dem sie getanzt, sei noch sichtbar und es wachse in Ewigkeit kein Gras mehr darauf. Auch kenne man den Weg, den sie mit den Kutschen den Berg hinangefahren. Nach Mitternacht fuhren sie den Berg hinab gegen Ungarn zu; und es wächst auch dort nimmer ein Grashalm. Dort drüben wohnt auch die Großmutter, bei welcher sich der einzige übriggebliebene lahme Teufel befindet. Denn über die Schlechtigkeiten der Teufel erzürnt, hat Gott sie einmal alle erschlagen, die Knochen in der Höhle sind die ihrigen; nur ein Enziger kam mit lahmem Fuße davon.

222.

Vom Teufel bei Bedets.

Mündlich.

Eine halbe Stunde weit von Bedets, bei Banffy-Hunyad, oben im Gebirg ist eine alte Berggrube. Ohne Licht kann man sie nicht betreten, weil sich an vielen Stellen derselben Wasser befindet. Auf dem Wege dahin zeigt man einen hohen über das Wasser ragenden Fels. Von demselben hat ein Räuber einen Andern, der von seinen Diebereien gewußt und ein Inwohner von Bedets war, heruntergestoßen, daß er ganz zerschellte, und schon öfter haben die Leute um die Mitternachtsstunde den Teufel in Gestalt eines Ziegenbocks an dieser Stelle erscheinen gesehen. Auch erscheint er alle Jahr einmal in jener Grube, fährt auf die Leute los, die sich zufällig darin befinden und stößt sie ganz blau. Andere erzählen: täglich um die Mittagsstunde erscheint der Räuber oben auf dem Felsen und will sich herunterstürzen; aber eine unsichtbare Gewalt hält ihn zurück und er schwebt, schräg über die Tiefe geneigt, in der Luft, und erst wenn die zwölfte Stunde geschlagen hat, erfaßt ihn eine schwarze Gestalt und wirft ihn in die Schlucht,

daß er zerschellt. Dabei schallen die Felsen und das Wasser schäumt wie kochend über ihm.

Auch sagt man, dieser Räuber, sei ein deutscher Herr in dieser Gegend gewesen, und erscheine an einem Tag im Jahre im Gebirge am Eingang einer Höhle, wo er mit gezogenem blutigem Schwerte mehr als hundert Fuhren Goldes bewache.

223.

Der steinerne Mann.

Unterhaltungsblatt f. G. G. u. P. 1837. 128.

Der Butschetsch bei Kronstadt ist einer der höchsten Berge Siebenbürgens. Seine Spitze wird von einem mächtigen Felsen gebildet, der den Namen „Mann" (wal. uom) führt. Man erzählt, daß ein Hirte sich dort einmal verirrt habe, und, da er keinen Ausweg finden konnte, in gotteslästerliches Fluchen ausgebrochen sei. Zur Strafe dafür habe Gott ihn in jenen Stein verwandelt.

224.

Der vom Himmel gefallene Stein.

Mündlich.

Im Udvarhelyer Stuhl fiel im Jahr 1851 ein Stein vom Himmel. Von Nah und Fern kamen die Leute, betrachteten das Wunder und versuchten auch wohl den Stein zu heben oder bei Seite zu schaffen, doch ohne Erfolg. Da holte man sechs Poppen (griechische Pfarrer) und diese umschritten den Stein mit Gebet und Gesang; aber noch immer wollte er sich nicht regen und rühren und ließ sich nicht bewegen. Man hätte sich die Mühe ersparen können; denn sechs Poppen haben noch keine Gewalt über den Zauber. Kaum war jedoch der siebente an Ort und Stelle angelangt und hatte sich betend zu den Uebrigen gesellt, da spaltete sich der Stein und

eine Schrift lag darin, worin zu lesen war, daß wenn sich das Volk nicht bessere und vertrauend um seine Geistlichen schaare, die Welt in kürzester Frist untergehen werde. Sobald man diese Warnung und Verkündigung gelesen hatte, schloß sich der Stein wieder und ließ sich nun mit Leichtigkeit fortbewegen. Schaarenweis wallfahrtet jetzt das Volk zu dem merkwürdigen Stein.

225.

Grünender Stecken.

Mündlich aus Mühlbach.

Einst pflügte ein walachischer Knabe mit seinem Vater. Das Unglück wollte es, daß sie den Jochstecken zerbrachen. Fast hätten sie nun die Arbeit im Stiche lassen müssen, denn es war kein Holz in der Nähe. Aber der Knabe nahm den Stecken, pflanzte ihn in die Erde und sprach zum Vater: „Bis wir mit dem Pfluge wieder hier sind, wird er grün sein." Und so gesah es auch. Da sprach der Knabe wieder: „Bis wir mit dem Pfluge wieder hier sind, wird er Aeste haben, so stark, daß wir Jochstecken daraus schneiden können." Und alles wurde wie der Knabe gesagt hatte. Da erkannte der Vater die Klugheit seines Sohnes und ließ ihn studiren, und wurde derselbe über die Maßen gescheut. Aber er zog sich in eine Höhle zurück, worin er einsiedlerisch lebte. Zu derselben Zeit brauchte man in einem Kloster in der nahen Walachei einen Heiligen und schrieb darum aus und bot viel Geld um einen solchen. Da gingen die in dem Dorfe des Einsiedlers hin, paßten diesem auf, erschlugen und verkauften ihn. Aber seit diesem Augenblick haben sie kein Glück mehr, und das Dorf wird fast alljährlich von Hagel- und Wassersnoth heimgesucht.

226.

Sicherung gegen Hexen.

Mündlich.

Bei Sibo, einem Dorf im früheren Mittelsolnoker Komitat, hatte man vor einigen Jahren eine walachische Frau begraben, welche für eine Hexe galt. Das Volk murrte über die ehrliche Bestattung des verrufenen Weibes, und Unzufriedenheit und Furcht vor drohendem Unheil stiegen endlich so hoch, daß die Leute hinauszogen, die Ruhe des Gottesackers störten und die Frau aus der Erde scharrten. Drauf schlugen sie ihr einen Pfahl ins Herz, begruben sie wieder und meinten nun gegen allen Schaden von Seiten der Hexe gesichert zu sein.

227.

Judas.

Mündlich aus Schäßburg

Judas zeigte schon in seiner Kindheit, daß er einst große Schlechtigkeiten verüben werde. So verwandelte er sich einst in den Armen seiner Mutter in eine Schlange und biß sie, sich hinabbeugend, in den Fuß in der Nähe der Ferse. Davon haben die Menschen vor der Ferse alle eine Vertiefung.

228.

Die Erfindung der Geige.

Mündlich aus der Gegend von Banffy-Hunyad.

Eine Mutter verfluchte ihren Sohn auf so lange, bis er aus einem dürren Holz eine Stimme herausbringe. Der Sohn verließ seine Mutter und ging traurig in den Tannenwald. Hier macht er aus einem Tanneyholz eine Geige, setzt sich an einen Brunnen und spielt. Seine Mutter hört die Töne, geht hin und spricht: „Das ist gewiß mein Sohn,“ erkennt ihn und nimmt den Fluch von seinem Haupte.

229.

Der Mann im Monde.

Ungr. Magazin I. 183.

Was wohl die dunkeln Flecke im Monde sein mögen? Ein walachischer Fuhrmann sagte darüber: „Mein Vater ist Pope, ein gelehrter Mann, der sogar lateinisch liest. Dieser hat es mir erklärt. Das Dunkle im Mond — nun man sieht es ja ganz deutlich — ist ein Walach neben einem Dornstrauche. Oft sagte mein Vater zu mir: „Lerne mein Sohn; denn es ist doch gewiß eine Schande, wenn einen Popen nichts als sein Kleid vom dummen Pöbel unterscheidet.“ Einstmals gingen wir von Poplake nach Großau, und der helle Schein des Mondes gab ihm Gelegenheit, mich mit demselben bekannter zu machen. „Sieh mein Sohn“, sprach er und strich mit der Hand über seinen ellenlangen ehrwürdigen Bart „siehe, das Dunkle im Monde das ist ein Walach. Er hatte eine Kuh gestohlen, und zum Unglück ward er beim hellen Mondschein als der Dieb angehalten. Er läugnete und verfluchte sich, daß, wenn er schuldig wäre, ihn der Mond hinaufziehen solle. Es geschah, was er wohl nie geglaubt hätte: der Mond zog ihn nebst dem Dornstrauche, bei dem er stand, an sich; und da steht er nun allen Dieben zur ewigen Warnung.“

230.

Die Erben von Salamonis Weisheit.

Mündlich aus Schäßburg.

Der Kaiser Salomo war ein großer Zauberer. Er konnte durch Zauberworte den Himmel öffnen oder verschließen, er konnte Wasser in den Seen gefrieren machen, er konnte Thau, Hagel u. dgl. über die Felder bringen. Die Erben seiner Weisheit heißen Scholomonari. Solche sind besonders die sächsischen Togaten. Deswegen wollte einmal ein Walache,

als er ins Heu ging und ein Togat am Schrankel — eine Gegend des Schäßburger Schulberges — in einem Buche lesend hinaufging, während sich gleichzeitig der Himmel plötzlich bewölkte, den vermeintlichen Zauberer mit der Heugabel schlagen.

231.

Die Zigeunerkirche.

Mündlich aus Reen und sonst.

Die Zigeuner hatten auch einmal eine Kirche aus Steinen und Ziegeln wie die andern Christen auch heute; aber sie sind auf eine lüderliche Weise darum gekommen. Die Walachen hatten nämlich zu der Zeit eine Kirche aus Käse, mit Thüren aus Speck, Dachsparren aus Bratwurst und einem Dache aus Pfannkuchen (Kletiten). Da gelüstete die Zigeuner nach dieser Kirche, und sie trugen den Walachen einen Tausch an, den diese gerne zufrieden waren. Nun aßen aber die hungrigen Zigeuner zuerst das Dach, dann die Sparren, dann die Thüren, endlich die ganze Kirche auf, und seit der Zeit gibt es in ganz Europa keine Zigeunerkirche mehr. Die Zigeuner gehen jetzt, wenn es sie — was jedoch selten geschieht — in die Kirche zieht, noch immer am liebsten in die Kirche der Walachen, weil sie sich gerne daran erinnern, daß diese einst die ihrige gewesen.

232.

Wie die Zigeuner Feld hatten.

Mündlich aus Schäßburg und Mühlbach.

Die Zigeuner hatten vor Zeiten auch ein Dorf und Grundeigenthum. Als sie aber den Acker besäet hatten und die hohe Frucht im Winde wogte und sich beugte, bemerkte es einer,

lief schnell ins Dorf und rief: „Kommt, kommt, laßt uns das Korn schneiden, es läuft weg und kann schon auf dem nächsten Hattert sein.“ Erschreckt stürzt das ganze Dorf hinaus und schneidet in ängstlicher Eile die noch grüne Frucht. Natürlich hatten sie nun im nächsten Jahre kein Saatkorn und konnten den Acker nicht bestellen. Seither bauen die Zigeuner kein Feld mehr.

II.

Geschichtliche Sagen.

Das Uebermaß der Schätze, das erstarrt
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt der weiteste Gedanke;
Ist solches Reichthums kümmerlichste Schranke.

Göthe.

233.

Die Schätze des Darius.

Marienburg Geogr. II., 88. Blätter f. G. G. u. V. 1838. 317.

An jeder Seite der Thorenburger Kluft befindet sich eine Höhle. Die eine derselben führt den Namen Bayluka (Bay-loch) von einem berüchtigten Räuber Bay, der sich in den Krutzenkriegen derselben als eines sichern Schlupfwinkels bediente. Sie ist zur Vertheidigung eingerichtet und kann mehrere hundert Menschen fassen. Die Sage erzählt, daß der Perserkönig Darius auf seinem verunglückten Zuge gegen die Scythen seine Schätze an diesen Ort verborgen habe. Andre freilich wollen behaupten, sie lägen im Berge Zigány bei Klausenburg.

234.

Von der Einfachheit der alten Daken.

Strabo VII. vgl. Plutarch im Leben des Demetrius. Benigni, Unterhaltungen aus der Gesch. Sieb's I., 11.

Dromichätes, einer der ältesten dakischen Könige setzte den von ihm gefangen genommenen Beherrscher von Mazedonien Lysimachus ohne Lösegeld in Freiheit, zeigte ihm die große Armuth der Daken, damit sich derselbe überzeuge, wie wenig

er im Falle des Sieges würde gewonnen haben, und schloß einen Frieden mit ihm, zu dessen Feier er ein glänzendes Gastmal veranstaltete. Lysimachus saß mit seinen Offizieren an einem besondern Tisch, und man trug ihnen die ausgesuchtesten Speisen und Weine in silbernen Gefäßen auf. Dromichätes und seine Daken saßen an einer zweiten Tafel und aßen aus hölzernen Schüsseln einfache Speisen und tranken den Wein aus Hörnern, wie es die ehrwürdige Sitte ihrer Vorfahren mit sich brachte.

235.

Bestrafung der Feigen.

Justinus XXXII., 3. Mart. Felmer, Primae lineae Hist. Transsilv. 37. Benigni Unterhaltungen ꝛc. I., 12. Die Geschichte von Siebenb. in Abendunterhaltungen 27.

Der Dakenkönig Oroles I. war ein Freund der Römer und lag mit deren Feinden, den Bastarnen, in Streit. Ein Theil seiner Leute hatte sich feige gezeigt im Kampfe; da verurtheilte sie der König, solange verkehrt in ihren Betten zu liegen und im Hause die Geschäfte der Weiber zu verrichten, bis sie durch Tapferkeit in einem Gefechte die Schande von sich gelöscht.

236.

Krieg gegen die Reben.

Strabo XVII. Die Geschichte von Sieb. in Abendunterhaltungen, 33.

Börebist ein König der Daken, war ein gefürchteter Römerfeind. Die Römer und die Weinberge theilten seinen Haß. Wo er hinkam, zwang er die Völker, ihre Weinberge auszurotten, weil er diese für die Wurzel der Unmäßigkeit und damit der Völkerknechtschaft hielt.

237.

Staatsweisheit.

Unterhaltungsbl. f. G. G. u. P. 1837. 100. (Aus unbekannter Quelle.)

Oroles II., der zur Zeit des römischen Kaisers Augustus über einen Theil der Daken herrschte, wußte, daß die Römer sich in ihren zahlreichen Bürgerkriegen schwächen, dagegen einigen und stark sein würden gegen Angriffe von außen her, und suchte sein Volk von einem Einfall in das Gebiet der Römer zurückzuhalten. Dieses gelang ihm nur sehr schwer. Darum ließ er als sich einmal zwei Hunde grimmig herumbissen vor den Augen seiner Leute einen Wolf auf beide los. Augenblicklich gaben jene ihren Streit auf und wandten sich gegen den gemeinsamen Feind. Die Daken sahen zu und verstanden ihren König.

238.

Des Dezebalus Noth und List.

Cassius Dio, LXVII., 10. Mart. Felmer Primae lineae H. T. 40. Die Gesch. von Sieb. in Abendunterhaltungen 39. Benigni, Unterhaltungen &c. 22.

Julianus, ein General des Kaisers Domitianus, traf mit dem Könige Dezebalus in einer Schlacht zusammen und erschlug der Daken eine große Zahl. Viele flohen. Selbst Vezinas, der erste nach dem König, versuchte es, ward aber abgeschnitten und konnte sich nur retten, indem er für todt hinfiel und dann unter dem Schutze der Nacht entkam. Dezebalus fürchtete sogar den Fall seiner Hauptstadt; daher ersann er eine List. Er ließ nämlich die Bäume in der Nähe derselben abhauen und die Stümpfe mit Waffen bekleiden, als ob es Krieger wären. Als die Feinde sich nun näherten, wurden sie durch die scheinbar große Anzahl der gerüsteten Gegner in Furcht

gesetzt und zogen sich zurück, ohne einen Angriff gemacht zu haben.

239.

Trajanswiese.

Neugebaur Dacien ꝛc. 195. 200. Die Gesch. Sieb. in Abendunterhaltungen 40.

Die Ebene von Várfalva (Borgdorf) frühern im Aranyoscher Stuhl am rechten Ufer des Aranyosch hinab bis zu seiner Mündung wird von den Walachen Prat de Trajan (Trajanswiese), von den Magyaren keresztes mező (Kreuzfeld) genannt. Hier soll im Jahr 103 Trajan mit dem Dakenkönig Dezebalus gekriegt und diesen überwunden haben. — Am Ufer des Aranyosch erhebt sich ein abgestumpfter Bergkegel, dessen obere Fläche rings von Wällen umgeben und überall mit Trümmern von Ziegeln und Gefäßen bedeckt erscheint. Die Bewohner von Várhely haben — wie sie erzählen — ihre Kirche noch vor der Reformation mit Steinen, die sie dort zugehauen fanden, gebaut und graben noch fortwährend auf dem von ihnen jetzt mit Frucht bebauten Platze dergleichen aus.

240.

Die Schätze des Dezebalus.

Cassius Dio LXVIII., 14. Marienburg Geogr. II., 28. Die Gesch. von Siebenb. ꝛc. I, 46 Benigni Unterhaltungen ꝛc. I., 35.

Als der römische Kaiser Trajanus zum zweitenmal gegen den Dakenkönig Dezebalus gezogen und ihn in der Nähe seiner Hauptstadt Zarmizegethusa aufs Haupt geschlagen, floh dieser in einen befestigten Ort im Gebirge. Aber der Kaiser wußte, daß er das Land vor des Königs gänzlicher Besiegung nicht werde in Ruhe besitzen können, und folgte ihm auch dorthin mit Heeresmacht. Zum letztenmal setzte sich Dezebalus, der ein tapferer Mann war, zur Wehr: allein die Römer

siegten, und der König stürzte sich mit seinen Vornehmsten ins Schwert.

Noch ehe es aber zu dieser Schlacht gekommen, hat er seine unermeßlichen Schätze in Sicherheit gebracht. Zu dem Zwecke ließ er mit großer Mühe und Arbeit den Fluß Sargetia, der an seiner Residenz vorbeiströmte, (die Strell) ableiten, in das trockene Flußbett Gewölbe bauen und unsäglichen Reichthum an Geld und Kostbarkeiten, soweit diese die Nässe ertragen konnten, in dieselben verbergen. Darauf wurde der Ort mit Erde und Steinen bedeckt, und der Fluß in das alte Bett zurückgeführt. Andre Schätze, besonders Kleider, wurden in Höhlen und Klüften des Gebirges gesichert. Gefangene hatten die Arbeit verrichten müssen und wurden nach Vollendung derselben getödtet oder geblendet, daß Keiner ein Verräther werde. Aber ein Vertrauter des Königs Bicilis oder Biculus, der später in römische Gefangenschaft gerieth, entdeckte dem Kaiser was er wußte, und so hat schon Trajan viel von den verborgenen Kostbarkeiten in seine Hände bekommen. In spätern Zeiten haben Viele dem lockenden Schatze nachgegraben.

Als im Jahr 1543 walachische Fischer, die in der Strell gearbeitet hatten, ihren Kahn am Ufer befestigten, wurden sie an einer Stelle, wo ein Baum ins Wasser gestürzt war, im Flußgrund etwas Glänzendes gewahr. Sie forschten näher und entdeckten, wie erzählt wird, einen Schatz von vielen ungezählten Goldblechen und über 40,000 Goldstücken, alle mit dem Bildniß des mazedonischen Königs Lysimachus auf der einen, der Göttin des Sieges Victoria auf der andern Seite und drei unserer guten Dukaten schwer. Der Schatz kam in den Besitz des Mönches Martinuzzi, der damals Rathgeber der Königin Isabella und der mächtigste Mann in Siebenbürgen war. Einen Theil schickte derselbe an den römischen Kaiser Ferdinand I.

Ob mit jenem Funde der Schatz des Dezebalus entdeckt oder erschöpft sei, wer will es bestimmen?

241.

Zalathna.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 17. Neugebaur, Dacien. 182

Zalathna, sächs. Schlatt, am goldführenden Ompoibach ist der Hauptort des siebenbürgischen Erzgebirges. Unter dem Judenberg oder der Judenburg (Zsidovár) daselbst liegt der Sage nach die sogenannte alte Stadt verschüttet.

Eine Wiese in der Nähe heißt Troja oder Trajanswiese. Hier soll der römische Kaiser Trajanus nach der Besiegung des Dezebalus einen großen Schmaus gehalten haben. Ein nicht sehr entfernter Berg wird von den Walachen Trajansberg genannt.

242.

Trajanische Goldwäscher.

Kövàry a. a. O. 54.

Auf einem Felsvorsprung bei Vàrfalva am rechten Ufer des Aranyosch sind Ueberreste einer Verschanzung oder Burg, aus deren behauenen Steinen die Kirche des Dorfes erbaut sein soll. Trajan, erzählt die Sage, habe in diese Burg einen Goldwäscher gesetzt. Der aber habe ihm die Einlieferung des gewonnenen Goldes verweigert und daher habe ihn der Kaiser mit Waffengewalt herauswerfen lassen.

243.

Gothentempel.

Mündlich.

Im Schloßkeller von Vécs bei Reen ist eine uralte Kapelle. Der Baron Georg Kemeny, der dort ein bedeutendes Grundeigenthum besitzt, nennt sie einen Gothentempel. Spu-

ren einer römischen Straße sind in der Nähe, und unter mächtigen Eichen findet man zuweilen Münzen und Scherben von allerhand Gefäßen.

244.

Attilas Tod.

Mündlich von einem alten Schäßburger.

Der König Attila kam aus Asien oder aus Sicilien, eroberte unter andern die Stadt Sandau in der Nähe von Schäßburg, baute die Attelshülle *) und grub mit seinen Leuten das Attelsloch **) an einem Tage. Wie er aber einmal eben daselbst am Tische saß, traf ihn der Schütze mit seinem Stutz in die Brust, daß er gleich todt niederfiel. Wo er gestorben wurde er auch begraben, und mit ihm seine Schätze, also daß die Leute, welche dort graben, noch heute zuweilen Geld finden. ***)

245.

Hunnenthum im Szeklerlande.

Kõváry a. a. O. 64.

In Besitz der Familie Sándor befindet sich ein Gefäß aus Kokosnuß, womit noch Hunnensprößlinge in der Budvár, nordwestlich von Udvarhely, ihren Göttern geopfert haben sollen. Diese Burg Budvár war der Sitz des Obersten rabonbán †), und von dort soll auch Zandirhám mit dem Szeklergesetzen zu Arpad gezogen sein und dieselben durch ihn haben bestäti-

*) Hohlweg bei Schäßburg.

**) Feldmark eben daselbst.

***) In der Seegasse (tó uteza) in Groß-Enyed steht ein Haus, Attila's Haus genannt, worin Attila geboren sein soll. Kõváry a. a. O. 254.

†) Die Sage läßt die Szekler als Nachkommen der Hunnen in der frühesten Zeit unter rabonbánok, horkázok und gyulák stehen

gen lassen. In Stein gegraben brachte er sie zurück. Sein Sohn Opulet schlug seinen Wohnsitz in der Csik auf. Im Jahr 1039 brachen die Tartaren die Budvär. In Folge davon nahm Sándor István, ein Nachkomme Opulets, jenen Pokal aus der Budvár nnd trug ihn weiter hinein hinter die Schneegebirge der sieben Wälder in die Csik. Dadurch entstand zwischen ihm und den übrigen Stämmen ein blutiger Streit, den erst die Ankunft König Belas 1063 endigte. Um sie von ihren Heidenthum abzubringen, hob dieser König die rabonbánság auf und alle heidnischen Bräuche und gab den Dörfern Namen nach christlichen Heiligen.

246.

Wie es den Szeklern Anfangs ergangen.

Nach Prof. Lugossy's Mittheilung Arnold Ipoly im J. W. Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde II. 161.

Mit den Trümmern seines Heeres zog Csaba der Sohn Attilas nach der letzten blutigen Schlacht zurück in das Morgenland, damit er vereint mit den dort zurückgebliebenen Stammverwandten dereinst wieder zurückkehren könne. An Siebenbürgens Grenzen ließ er jedoch einen Theil seines Heeres, die Szekler, als Wachposten zurück, damit sie einstens den Wiederkommenden zur Stütze dienten. Bevor sie schieden leisteten sie Eide, daß sie sich in der Zeit der Gefahr behülflich sein wollten, sollten sie selbst von dem andern Ende der Welt daher eilen. Kaum gelangten sie aber bis zu dem Fuße der Alpen, so erhoben sich die umwohnenden Völker gegen die verlassenen Szekler. Die Wipfel der Bäume regten sich aber und schnell trugen sie die Nachricht der Gefahr zu den Genossen der Szekler; ein Theil des Heeres kehrte gleich um und vernichtete die Feinde. Nach einem Jahre wiederholte das sich abermals; der

Bach lief nun schreiend in den Fluß, der Fluß in das Meer und brachte dem Heere die Botschaft. Schnell zogen sie wieder zurück und zerstreuten die Gegner. Es vergingen jetzt drei Jahre; doch endlich erhoben sich wieder die Nachbarn gegen den Fremdling Szekler; die Genossen waren schon weit hingezogen, kaum der Wind konnte sie mehr erreichen. Doch gesellte er sich zu dem Meeressturm und traf sie endlich weit am Osten. Sie eilten wieder zurück, und auch zum drittenmal befreiten sie ihre Brüder und befestigten sie in der neuen Heimath. Der Szekler hatte jetzt Ruhe; es vergingen viele Jahre, der gepflanzte Nußkern wuchs zum dicken Baumstamm und dichten Laub empor, die Kinder waren Greise geworden und die Enkel waffentragende Männer, aus dem zeitlichen Wachposten entstand eine kleine Heimath. Aber da beneideten wieder einmal die Nachbarn den fremden Eindringling, und lang vergessend die von der Ferne stets zukommende Hülfe erhoben sie sich gegen ihn. Tapfer fochten die Szekler, doch der Uebermacht mußten sie unterliegen; die Hülfe kam nicht, die geschiedenen Genossen waren längst verschieden; keine Botschaft traf sie mehr. Nur der Stern der Szekler wachte noch und trug die Kunde auf die andre Welt. Da unten ging schon die letzte Schlacht und die gänzliche Niederlage der Szekler vor sich, als plötzlich Pferdetritte und Waffenschall ertönen; glänzende Heerschaaren ziehen stumm in der Nacht von dem blauen Himmelsgewölbe am glänzenden Sternenweg herab. Es ist keine sterbliche Macht, die den Unsterblichen widerstehen könnte. Der Eid ist gehalten worden, der Szekler ist wieder gerettet; und wie die Hülfe kam, zieht sie wieder hinauf schweigsam auf der Sternenbahn. Seitdem steht der Szekler festen Fußes in seiner Heimath, und wenn er nächtlich zum blauen Himmel hinaufschaut, sieht er die funkelnde Bahn, die die Fußtapfen der Seligen zurückließen, als sie ihm zu Hülfe kamen, und nennt sie den Weg der Heerschaaren (hadak útja).

247.

Ikavár.

Kőváry a. a. O. 163.

Bei Ikafalva im Haromßék sind an dem waldigen Bergabhang gegen Abend die Ruinen der Ikavár zu sehen. Diese Burg ist noch vor der Einwanderung der Magyaren erbaut worden und man nennt den Szekler rabonbán Ika als Erbauer, dessen Sohn Gázon war, welcher Kászon gegründet hat. In ältern Zeiten war die Burg gefährlich durch eine riesenhafte Schlange, von deren schrecklichen Thaten und endlichem Untergang das Volk noch zu erzählen weiß.

248.

Der Boglancsbrunnen bei Marisell.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Auf dem Wege von Magyar-Gyerö-Monoßtor nach Marisell trägt eine jetzt haferbesäte Bergkuppe den Namen Várhegy, und das am südlichen Abhange derselben sich ausbreitende Feld heißt Gárda, walachisch Girde. Auf dieser Gárda ist ein Brunnen Namens Szalanduk, magyarisch Boglancskút. Man sagt, ein walachischer Herzog habe einem Hirten den Auftrag gegeben, diese Quelle zu einem benützbaren Brunnen umzugestalten und diesen mit seinem Namen zu benennen.

249.

Der Szekler Herkunft.

Anonymi Belae Regis Notarii Historia Hungarica de septem primis Ducibus Hungariae. c. L. I. bei Schwandtner Scriptores Rer. Hung. I., 33.

In dem Jahre, in welchem dem Arpad sein Sohn Zoltan geboren ward, sandte er ein Heer gegen den Herzog von Byhor Menumorout und setzte Usubuu und Velec an seine Spitze.

Diese kamen von der Insel Csepel aus auf Schläuchen über die Donau, schifften bei Beuldu über die Theiß und lagerten am Fluß Couroug. Hier kamen alle Sekler, die früher in Diensten des Königs Attila gestanden, nachdem sie von Usubuu gehört als Freunde zu ihnen und gaben ihnen freiwillig allerlei Geschenke und ihre Söhne als Geiseln und fochten in der ersten Schlacht gegen Menumorout an der Spitze des Magyarenheers.

250.

Wie die Magyaren nach Siebenbürgen gekommen sind.

Anonymi Belae Regis Notarii Hist. Hungarica de septem primis Ducibus Hungariae. c. XXIV. Bei Schwandtner Scriptores Rer. Hung. I., 17.

Gerüchte von der Trefflichkeit des Landes jenseits des Waldes, wo Gelou ein Walache regierte, waren zu Tuhutums Ohren gedrungen, und er gedachte, wenn es vielleicht sein könnte, daß er mit Erlaubniß seines Herrn, des Fürsten Arpad, jenes Land für sich und seine Nachkommenschaft in Besitz nähme. Und also geschah es, und seine Nachkömmen haben geherrscht über das Land jenseits des Waldes d. i. Siebenbürgen bis zu den Zeiten des heiligen Stefan und würden es auch noch länger besessen haben, hätten Gyla der Jüngere und seine Söhne Biwia und Bucna das Christenthum angenommen und dem Könige nicht immer zuwider gehandelt.

Tuhutum war ein kluger Mann und sandte den schlauen Ogmand, daß er in aller Stille und Heimlichkeit ziehe und sich die Beschaffenheit und Fruchtbarkeit des Landes jenseits des Waldes ansehe, und was für Leute die Bewohner seien damit, wenn es geschehen könnte, er sie mit Krieg überzöge, denn Tuhutum wollte sich einen Namen machen und dieses Gebiet erwerben. So schlich denn Vater Ogmand, Tuhutums

Späher, wie ein Fuchs im Lande herum und nahm wahr dessen Güte und Fruchtbarkeit und Bewohner und gewann es über die Maßen lieb und kehrte eilig zu seinem Herrn zurück. Viel erzählte er diesem von den Vorzügen des Landes; wie es bewässert werde von herrlichen Flüßen und zählte ihm deren Namen und Nützlichkeit der Reihe nach auf, und wie man Gold finde in ihrem Sande und das Gold des Landes das trefflichste sei, und Salz gegraben werde und Salzquellen flößen, und die Bewohner des Landes die elendesten der ganzen Erde seien; denn es seien Walachen und Slaven und hätten keine Waffen als Bogen und Pfeile, und ihr Herzog Gelou sei unkräftig und habe keine guten Kriegsleute um sich, und sie würden nicht stehen gegen die gewaltige Tapferkeit der Ungarn, da sie sich von Petschenegen und Kumanen beschimpfen ließen.

Als Tuhutum Solches vernahm und wie das Land gut sei, schickte er seine Gesandten an Arpad, daß er ihm erlaube jenseits des Waldes zu ziehn und mit Gelou zu streiten. Da lobte Arpad den Tuhutum und gab ihm die Erlaubniß mit Gelou zu streiten. Nachdem Tuhutum dieses von seinen Gesandten vernommen, rüstete er sich und zog jenseits des Waldes nach Morgen zu gegen Gelou, den Herzog der Walachen.

Als Gelou hörte von der Ankunft Tuhutums und der Ungarn, sammelte er sein Heer und ritt ihnen entgegen, um sie zurückzuhalten am Engpaß Meßesch; aber Tuhutum war an einem Tage durch den Wald gegangen und stand am Fluß Almasch, und Gelous Heer stand ihm gegenüber, daß sie nur der Fluß von einander schied. Dort wollte ihn Gelou aufhalten durch seine Bogenschützen.

Am folgenden Tage, noch vor Tagesanbruch, theilte Tuhutum sein Heer in zwei Hälften und sandte die eine, weiter oben über den Fluß zu gehen und unversehens die Schlacht zu beginnen. Und weil sie leicht hinüberkamen, gelangten beide Theile zu gleicher Zeit in den Kampf und stritten heftig, bis

Gelou's Krieger besiegt, viele getödtet und noch mehr gefangen waren. Als der Herzog Gelou dieses sah, begab er sich auf die Flucht, sein Leben zu retten, und eilte seinem befestigten Lager am Fluße Samosch zu. Aber die Ungarn ihm nach und tödteten ihn am Fluße Kopusch. Da die Landesbewohner den Tod ihres Herrn sahen, boten sie freiwillig die Hand zum Frieden und wählten Tuhutum, den Vater Horka's, zu ihrem Herrn und gelobten ihm an dem Ort, der Eskulen heißet, Treue und seit der Zeit wird jener Ort Eskuleu genannt, darum weil sie dort geschworen haben.

Tuhutum herrschte über das Land von da an glücklich in Frieden und seine Nachkommenschaft bis zu den Tagen König Stefan des Heiligen.

251.

Geluschanzen.

Kövàry a. a. O. 273.

Auf dem Hattert von Hidalmás in der Nähe des Meßesch sieht man Spuren von Schanzen. Sie rühren von dem Lager her, welches Gelu schlug, da er vom Meßesch her Tuhutum erwartete.

252.

Die sieben ungrischen Heerführer kommen in unser Land und geben ihm einen Namen.

M. Joh. de Thwroz Chronica Hungarorum II., 1. bei Schwandtner Script. R. H. I. 81 Keza p 67. bei Schlözer krit. Sammlungen 170.

Als die Magyaren, oder, wie die Lateiner sie nennen, die Ungarn auf ihrem großen Zuge aus dem Osten nach dem Westen von der Stadt Kiew in Rußland her über das Gebirge gehen wollten, kamen sie in eine Gegend, wo so viele Raubvögel waren, daß sie um deretwillen allda nicht bleiben konnten; denn sie kamen von den Bäumen wie Mücken herab

und fraßen ihr Vieh und ihre Pferde. Es wollte Gott nämlich, daß sie schneller nach Panonien (Ungarn) kämen. Daher machten sie sich auf und gingen über das Gebirge, drei Monate lang, und kamen endlich in das Nachbarland von Panonien, dasjenige, welches heute Erdel (magyar. Bezeichnung für Siebenbürgen) heißt, gegen den Willen der Petschenegen und Kumanen. Wie sie aber in das Land herniedergestiegen waren, theilten sie aus Furcht vor einem Angriff der ringsum wohnenden Völker ihre ganze Wehrmacht in sieben Heere und setzten über jedes einen eignen Obristen und Hauptleute und Weibel (decanos) nach hergebrachter Weise. Und jedes Heer zählte 30,000 Bewaffnete ohne die Weibel, die auch 857 betrugen. Denn als sie zum zweitenmal vorbrachen aus Scythien, waren sie 216,000, aus jedem der 108 Stämme 2000 Bewaffnete, ohne den Troß zu rechnen, gewesen. Und die sieben Obristen, welche über die einzelnen Heere gesetzt waren, errichteten zum Schutze ihrer Weiber und ihrer Habe sieben mit Erdwällen umgebene Burgen, in denen sie eine Zeit hindurch blieben; und daher geschah es, daß dieses Land von den Deutschen Siebenbürgen genannt wird bis auf den heutigen Tag.

253.

Die Gründung von Deesch.

Urgr. Magazin. II. 66. Blätter für G. G. u. V. 1838. 389. Vgl. Thwroz. II. 3.

In Deesch, einem Marktflecken des frühern Innersolnoker Komitat's am Zusammenfluße des großen und des kleinen Samosch, steht ein Thürmchen, von den Ungarn Magyarenkapelle (magyarok kápolnája) geheißen, woran folgende im Jahre 1578 erneuerte lateinische Inschrift zu lesen:

„Hunnus de Scythicis digressus sedibus hospes
„Pannoniae glebam transfert huc gramen et undam,

„Ter clamans: Deus! hac liceat tellure potiri!
„Desiacamque Dei dixit de nomine terram.

1578.

„Haec Fabius renovat Iudex Monumenta Nepoti
„ Cum Lucas Desius pascit ovile Dei."

Man erzählt, daß als die sieben hunnischen d. i. magyarischen Heerführer in das Land gekommen, sie Erde Gras und Wasser aus Ungarn mitgebracht und, als ihnen die Gegend von Deesch wohl gefallen, gegen Himmel geworfen hätten zum Zeichen der Besitznahme des Landes. Und dabei hätten sie dreimal in lateinischer Sprache gerufen „deus" und davon sei dem Orte der Name geblieben. Noch zeigt man in demselben einen an der Uferseite des Platzes Altstadt (ó vár) liegenden langen zu einer Bank ausgearbeiteten Stein, worauf die erwähnten Heerführer geruht haben sollen.

254.

Klausenburg.

Kőváry a. a. O. 72.

So weit zurück, als es in Siebenbürgen Menschen gab, war die Gegend von Klausenburg bewohnt. Auf den Bergen westlich von der Stadt stand ein dacischer Ort, aus dessen Trümmern die Römer eine Stadt bauten, die vom Claudius Claudiopolis hieß. Mit dem Sturze der Römer sank auch dieser Ort in Verfall und wurde endlich vom Walde überwachsen. Geraume Zeit nach der Einwanderung der Magyaren erst fand ihn ein Hirte, welcher seine Ziegen im Walde suchte. Und weil derselbe von Kolos war, der Ort auch an die Kolosscher kam und diese die Sadt wieder aufbauten, so nannten sie dieselbe Kolosvár.

255.

Der Herzog Gyula entdeckt Weißenburg.

Anton. Bonfin. Rer. Hungar. Dec. I., l. XI., p. 164.

Als Gyula, einer der sieben ungrischen Heerführer, welchem bei der Auftheilung des eroberten Landes Siebenbürgen zugefallen war, einmal jagte in den weiten Wäldern seines Reiches, fand er plötzlich die alte Stadt Weißenburg, reich an Ueberresten des Römerthums, aber von allen Seiten mit Dornen und Gestrüpp überwuchert. Und weil er ein Freund des Alterthums war, fing er an sie wieder aufzubauen, und von Gyula mehr als von dem römischen Julius hieß sie fortan lange Zeit hindurch Alba Julia.

256.

Das Land Siebenbürgen wird vom heiligen Stefan erobert.

A. Bonfin. R. H. Dec. II., l. 1., p. 209.

Im Jahre 1002 entstand ein Krieg zwischen dem König Stefan von Ungarn und dessen Oheim Gyula, welchem der Abfall seines Neffen von dem scythischen Heidenthum verhaßt war und der darüber dem Könige nicht nur mit Worten häufig und heftig zusetzte, sondern auch mit den Waffen drohte. Als er sah, daß er mit Reden nichts ausrichten werde, plagte er von den Bergen Siebenbürgens aus, wo er herrschte, Ungarn durch tägliche Einfälle und Räubereien. Der König warnte ihn, um seine Hände nicht mit Blut zu beflecken, abzulassen von seinem Heidenthum und den Herrn und Helland anzuerkennen; allein umsonst. Indeß als Gyula es gar zu arg trieb, sammelte der König ein Heer, fiel nach Siebenbürgen ein und eroberte es in wenig Monaten. Gyula sammt seiner Frau und zwei Kindern wurden gefangen und nach Ungarn geführt. Seit dieser Zeit gehörte Siebenbürgen, ein herrliches Land,

überreich an Gold, Wein, Getreide, Vieh und allem Möglichen zum ungrischen Reiche. Alle Völker, welche diesen Theil Daciens bewohnten, wurden freiwillig oder durch Gewalt dem Christenthume zugewandt. Der König fand in der Residenz seines Oheims eine große Menge Gold und Silber und ließ damit die schöne Hauptkirche von Weißenburg erbauen. Weil diese aber oftmals von Feuersgewalt heimgesucht worden, glaubte man allgemein, daß dieses darum geschehen sei, weil sie mit unrechtmäßig erworbenem Gelde erbaut worden. Gyula nahm sammt Weib und Kind den wahren christlichen Glauben an, empfing die Taufe und wurde darauf von Stefan aus seiner Haft entlassen und angemessen behandelt.

257.

Die Katharinenkapelle in Nagy-Kászon.

Kőváry a. a. O. 244.

Bei Feltiz, einem jener Orte, aus deren Vereinigung Nagy-Kászon entstanden ist, steht eine jetzt der h. Katharina geweihte Kapelle, von der die Sage erzählt, daß die alten Magyaren bei ihrer Einwanderung aus Asien in ihr noch nach heidnischer Weise geopfert.

258.

Die Salvatorkapelle in Csik-Somlyo.

Ebd. 229.

Nach der Besiegung Gyulas erbaute der h. Stephan die Salvatorkapelle in Csik-Somlyo. Das Volk glaubt, daß daselbst die Engel an der heiligen Leiter auf und niedersteigend gesehen würden. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war dies an der Wand geschrieben zu lesen.



259.
Bistritz.
Ebd. 66.

Bistritz soll seinen Namen von einem ungarischen Märtyrer Beßter haben, der unter den ersten ungrischen Königen von dem Volke, dem es einmal wieder heidnisch zu werden gefiel, umgebracht wurde.

260.
Das alte Bistritz
Mündlich.

Anderthalb Stunden von Debra (Dorf ohnweit von Sächs. Reen) dem Skaune zu, heißt ein Hügel bei dem Volke Trajanshügel (drumu Trajanului walach.) und ein Platz nahebei die Burg (csetate). Menschenwohnungen haben früher dort gestanden; denn Mauertrümmer liegen auf der Burg, und ein dort befindlicher, jetzt freilich ganz verwilderter, Pflaumengarten wird wohl auch nicht von selbst gewachsen sein. Die Walachen, welche ihre Heerden in der Gegend weiden erzählen, das alte Bistritz sei dort gestanden, und von dem noch sichtbaren gemauerten Brunnen sagen sie, daß aufgerichtete scharfe Schwerter in dessen Grunde ständen, in die man vor Zeiten die Verurtheilten hinuntergestüzt habe. Es sei aber derselbe mit der Bistra in unterirdischer Verbindung; denn die Leichen der also Gerichteten seien nach einiger Zeit in der Bistra heruntergeflossen. *)

261.
Salamonshöhle und Salamonsburg.
Mündlich. Marienburg Geogr. II 345. Vgl. Sieb. Quartalschrift. III., 107.

Im Hintergrunde des wohl stundenlangen Thales, welches im Süden von Kronstadt allmälig ansteigend ins Gebirge sich

*) Auch auf dem Skaune selbst soll sich ein gemauerter Brunnen finden; ebenso auf dem, durch weite Aussicht berühmten, Hollokö bei Korond.

hinaufzieht, steht der Salamonsstein, auch Salamonsburg (sächs. suelmensburg) genannt mit entzückender Aussicht auf die Burzenebene, die Stadt und das Schulergebirge. Auf der Spitze des zerrissenen Kalkfelsens sieht man eine Grube. Sie ist die Hufspur des Pferdes, welches einst den ungrischen König Salamo in kühnem Sprunge vor den verfolgenden Bulgaren *) über die von dem Waldbächlein durchrauschte Schlucht trug. In der Verborgenheit der nahe am Felsen gelegenen Höhle rettete er sein Leben, und davon wird sie noch heute Salamonshöhle genannt. Ihr Eingang ist so eng, daß man nur hineinkriechen kann; im Innern aber erweitert sie sich, und eine Spalte in der Decke läßt das Licht von oben hineinfallen. Hier lebte Salamon lange Zeit als Einsiedler.

Jetzt essen die Griechen und Walachen aus Kronstadt jährlich Mittwoch nach Ostern ihr Osterlamm bei dem Salamonsstein.

262.

Gründung von Magyar-Gyerö-Monosztor.

Vom Oberl. W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Magyar-Gyerö-Monosztor soll nach der Sage von Kolos-Monosztorer Mönchen gegründet worden sein, welche längs dem Ufer des Bedeeser Baches heraufkommend an diesem damals waldbedeckten einsamen Orte einen schicklichen Platz zu einem Kloster und einer Kirche gefunden. Diese Gegend soll auch Wallfahrtsort der Kolosmonostorer Mönche gewesen sein. Eine andere Sage schreibt indessen die Gründung dieses Klo-

*) Nach Thwroz. c. LVI. bei Schwandtner S. R. H. 131. flüchtete Salamon vor dem griechischen Kaiser, kam glücklich über die gefrorene Donau und gelangte in einen großen Wald. Hier hieß er seine Begleiter zur Erholung der Pferde ein wenig rasten; er selbst ging, nachdem er seinen Schild abgelegt und in Kurzem zurückzukehren versichert hatte, in den dichten Wald hinein und ward nicht mehr gesehen.

sters und dieser Kirche zwei gefallenen Mädchen zu, welche um ihr Vergehen zu sühnen sich diesen Aufenthaltsort in der Wildniß schufen. Zwei weibliche Gestalten in halberhabener Arbeit über dem südlichen Eingang der Kirche werden mit dieser Erzählung in Verbindung gebracht.

263.

Die Jesuskapelle bei Udvarhely.

Kövàry a. a. O. 196.

Der Name der Jesuskapelle bei Udvarhely entstand dadurch, daß, als die Verkündiger des Christenthums in diese Gegend kamen, aus der Budvár mit Pfeilen auf sie geschossen wurde, worauf sie in das Geschrei „Jesus“ ausbrachen.

264.

Die Thorenburger Kluft.

Mündlich. Marienburg Geogr. II., 88. Poetisch bearbeitet in den Blättern f. G. G. u. V. 1838. 129.

In der Nähe von Thorenburg (magyar. Thorda) befindet sich eine der größten Naturmerkwürdigkeiten Siebenbürgens, die sogenannte Thorenburger Kluft (magyar. hassadék). Sie durchsetzt den Kalksteinfels auf eine Stunde Länge, ihre Wände erheben sich wohl 1200 Fuß hoch, und ein Bach durchrauscht sie in wilder Schönheit. Sie soll auf eine denkwürdige Art entstanden sein. Der ungrische König Ladislaus der Heilige floh einst von seinen ärgsten Feinden, den Kumanen, geschlagen in das Gebirge. Hart auf den Fersen folgten die Heiden. Da in der höchsten Noth seines Herzens, das sichere Verderben vor Augen, wirft sich der christliche König auf die Kniee und fleht um Rettung zu Gott. Und siehe, der verläßt nicht die auf ihn bauen! Plötzlich zerreißt der Berg, und die tief gähnende Kluft trennt den König von seinen Verfolgern.

265.

Der heilige Ladislaus rettet eine ungarische Jungfrau aus den Händen der Kumaner.

Thwrocz c. 49. Nach ihm und Heinrich von Muglen Chronik der Hunnen c. XXXV. (in Kovachich Sammlung kleiner, noch ungedruckter Stücke. Ofen 1805) Dr. J. A. Feßler. Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsaßen. Leipzig 1815. I, 449.

In der Schlacht zwischen den Ungarn und den Kumanen am Berg Kerleesch, in der Gegend von Klausenburg, sah der König Ladislaus, später der Heilige zubenannt, wie ein Kumane eine geraubte ungrische Jungfrau, vornehm gekleidet, edel an Wuchs, schön von Gestalt, auf sein Pferd packt und mit ihr eiligst davonreitet. Ladislaus, der das Mädchen für des Großwardeiner Bischofs Tochter hält, eilt dem Räuber nach; aber des Kumanen Roß ist schneller. Da ruft der König der Jungfrau zu, sie solle den Reiter am Gürtel fassen und sich mit ihm vom Pferd herabstürzen. Sie gehorcht; Beide fallen; aber der Kumane richtet sich auf, zu ringen mit Ladislaus. Besorgt für ihren Retter, der vom frühern Kampfe her verwundet ist, ergreift jetzt die Jungfrau des Feindes Streitart, versetzt diesem damit einen Schlag an das Bein, sogleich fällt er zu Boden und der zweite Schlag von dem Arme der Jungfrau gibt ihm den Tod.

Nach einer andern Erzählung tödtet Ladislaus den Kumanen, für dessen Leben die Jungfrau bittet.

266.

Die Törzburg.

Kőváry a. a. O. 130.

Von der Törzburg erzählt die Csiker Chronik, daß sie schon in den Zeiten des h. Ladislaus fest und mit allem was dazu gehört an Sándor István vergabt gewesen. Als er gestorben, wurde sie einmal bestürmt; aber seine Witwe Elisabeth leitete die Vertheidigung mit solchem Muthe, daß sie mit

eigner Hand fünf Feinde niederstach, ehe sie dem sechsten erlag. Darauf kam die Burg an den jungen Sohn, und auch dieser fiel bei ihrer Vertheidigung durch die Hand eines Tartaren.

267.

Die Hochzeit von Bágy.

Erd. 139. nach Tudomány. Gyüjt. 1835. III., 17.

Links von der Straße, die von Kronstadt nach Udvarhely führt, sind die Ruinen der Burg von Bágy zu sehen. Dort war einmal eine große Hochzeit auf der auch der h. Ladislaus zugegen war. Kálmán Lászlo heiratete Sándor Istváns Tochter Drusilla. Während des Festes kam das Gespräch auf das grade damals auf dem Rakos beschlossene Gesetz, wornach bei dem Aussterben des Mannsstammes das Lehngut auch auf die Weiber übergehen sollte. Und dieses Gesetz gefiel den Seklern nicht. Noch dauerte der Wortwechsel, als die Braut den Ehrenbecher des Volkes ergriff und zum Gruße emporhob. Aber einer der Gäste, welcher von solcher Freiheit der Weiber nichts wissen wollte, riß ihr denselben aus den Händen. In demselben Augenblick zückte ihr Vater das Schwert und hieb den Gast zusammen.

268.

Das Draaser Schwert.

Mündlich von einem Sachsen. Poet. von Fr. Marienburg im Liederbuch der sieb. Deutschen von F. Geltch. I., 2, 17.

Andere Sitten und Gebräuche haben vordeß geherrscht, wenn die deutschen Männer mit Weib und Kind die alte Heimat verließen, weil sie ihnen ihr gutes Erbtheil an der Freiheit verringern wollte, und einen wüsten Landstrich in Besitz nahmen, ihm ein Ansehn zu geben nach dem Wunsche Gottes und der Würde der Menschen. Da haben sie nicht Gränzpfähle,

bemalt mit Farben verschiedener Art, in den Boden gerammt, auch nicht Brief und Urkunde mit den Nachbarvölkern eingetauscht, auch nicht blos Kreuz oder Feldzeichen auf die neue Mark gepflanzt, zum Zeichen, daß der Boden nun geworden sei menschliches festes Eigenthum und Erbe; denn das Alles würde wenig genützt haben gegen die Rauheit der Gränzwohner, deren Wildheit nur das Recht des Stärkern anerkannte: sondern wer einen Boden als Eigen in Besitz nahm oder vor Recht behauptete, ritt mit etlichen Eideshelfern, in kriegerischer Wehr darauf, stieg dann vom Pferde, betrat barfüßig und barhäuptig den Boden, den Gürtel gelöst und das gute gezogene Schwert in der Hand. Alsdann legte man sich eine Erdscholle aufs Haupt und schwur, wie man es mitgebracht aus der deutschen Heimat, auf das in die Erde gesteckte Schwert.

Also, wird erzählt, ist es auch geschehen, als die ersten Sachsen nach Siebenbürgen hereinkamen, wo damals noch mehr Wölfe und Bären und andere Unthiere zu finden waren als sittsame Menschen und der Name Gottes des Herrn verklang in dem heidnischen Geheul, das von jenseits der Berge herüberscholl, und das deutsche Vaterunser noch gar nicht gehört wurde, das Gebet der Gesittung. Daher sah es auch traurig aus in dem Lande, in dessen Wald- und Wiesen- und Wasserfülle das Auge Gottes lächelnd auszuruhen scheint, wenn es müde geworden von dem Anblick der dasselbe allseits umgebenden Flächen und Wüsten. Als aber die Deutschen ins Land gerufen wurden, da wurde das Alles anders und so, wie wir es noch heute wissen und auch mit Augen sehen können, wer sehen will. Das haben der Sachsen Vorfahren gethan!

Wie diese nun auf der Ebene am Zibin und an dem Orte erschienen, wo jetzt Hermanstadt steht, und nun Besitz nehmen wollten von dem Boden, den ihnen König Geisa geschenkt, dem schönen Striche von Broos bis Draas, da zückten ihre zwei Anführer die Schwerter und steckten sie kreuzweis in

die Erde und leisteten darauf den Schwur. Was sie geschworen, wer sagt es? Das gewiß, daß sie den Boden nur mit ihrem Leben lassen wollten, und Treue dem König. Dann nahmen sie die Schwerter und trugen Eines nach Broos und das Andere nach Draas, und dort an dem Gescheide des Sachsenlandes sollten sie aufbewahrt werden für alle Zeiten.

Aber es kamen schlechte Zeiten, wo das Schwert mehr herrschte, als Recht ist, und das Kreuz des Christenthums in diesen Ostlanden beinahe zu Grund ging unter dem türkischen Halbmond; und unsere Brüder im Westen des Landes hatten mehr zu leiden als die Anderen alle: da ist es denn auch geschehen, daß die Brooser ihr Schwert verloren haben. Aber das andere befindet sich noch in der Kirche von Draas. Es ist gut manneslang, und kann Jedermann an ihm erkennen, daß unsere Vorfahren kräftige Leute gewesen und mancherlei Eisen mitgebracht haben aus dem alten Vaterlande.

269.

Von der Sachsen Herkunft.

Mündlich von einer alten Frau in Bodendorf. Abgedruckt im Sächs. Hausfreund, 1855, p. 128.

Unsere Vorfahren wohnten am Meere, wo vier Flüße einmünden; alle aber kommen nur aus einem. *)

270.

Die Gründung Hermanstadts.

Thwroz Chron. II. c. 18. bei Schwandtner Script. I. 89. Blätter für G. G. und V. 1838. 145. Timon additamenta ad Imagines antiquae et novae Hungariae. 16.

Als der ungarische König Stefan I. sich mit Gisela, der Schwester des deutschen Königs Heinrich II. vermählte, kam in

*) Die im Zusammenhang mit diesem Anfange erzählte Allegorie gehört nicht hieher. Zu lesen ist sie vollständig am angeführten Ort.

ihrem Gefolge auch ein armer Freiherr Herman aus Nürnberg mit seiner Familie nach Ungarn. Hier baute er, und zwar in Siebenbürgen, den Ort Hermansdorf, welcher später ansehnlich und bevölkert geworden, und jetzt Hermanstadt heißt. Die erste Ansiedlung soll um das Jahr 1002 stattgefunden haben, Herman selbst 125 Jahre alt und der Stammvater eines hochberühmten und lange dauernden Geschlechts geworden sein.

Eine andere Sage erzählt über die Gründung Hermanstadts abweichend Folgendes. Als die Sachsen nach Siebenbürgen gekommen, trat einmal ein Hirte vor ihre Obersten und bat sie um so viel Land, als er mit einer Büffelhaut umspannen könne. Soviel sagten sie ihm zu; da ging er hin, schnitt die Haut in schmale Fäden und umschloß damit den Raum, auf dem heute Hermanstadt ausgebreitet liegt. Als darauf die Obersten den Ort anzusehen hinausgingen, bewunderten sie den Scharfsinn des Mannes und bestätigten seine Ausmessung, weil sie den Ort für geeignet hielten zur Anlegung einer Stadt. Nicht lange darnach umgab Herman den Theil der Stadt, der auf einem Hügel gelegen ist, mit einer Mauer und kam viel Volk von Talmesch, wo sie bis dahin gewohnt, und half an der Gründung der neuen Ansiedlung.

Zum Gedächtniß dieser Begebenheit heißt ein Brunnen bei Hermanstadt noch jetzt der Hirtenbrunnen *).

271.

Die Burg von Michelsberg.

Transsilvania Beibl. zum Sieb. Boten 1844. 344. Mündlich.

An dem obern Ausgang des Heltauer Thales, nahe am Dorfe Michelsberg, erhebt sich ein abgestumpfter Bergkegel, ver-

*) Nur in walach. Sprache funtine porculor; denn sein sächsischer Name ist Fängerleugsbraunen. Ungr. Magazin I, 54.

einzelt dastehend, getrennt von den naheliegenden Höhen. Auf seiner Spitze trägt er die Burg, welche auch dem Dorfe den Namen gegeben. Alte Waffen, Schwerter, Partisanen, Armbrüste und Hackenbüchsen wurden noch vor Kurzem darin gezeigt und eine große Menge gewaltiger runder Steine von drei bis fünf Zentner Gewicht liegt auf und an den Mauern Die Sage erzählt, daß in jener Zeit, wo Herman von Nürnberg nach Siebenbürgen kam und Hermanstadt gründete, auch ein andrer vornehmer Herr, Ritter Michel von Nürnberg, mit sechsundzwanzig Knechten aus Deutschland eingewandert sei. Der soll die Burg erbaut haben. Aber wie Alles fertig war, starb er, und seine Knechte zerstreuten sich in dem Lande. Die Burg kam an das Dorf, dessen Bewohner auch die erwähnten Steine hinaufgeschafft haben, denn sie machten ein Gesetz, daß jeder junge Bursche vor seiner Verheiratung aus dem ziemlich entfernten Bachthal eine Sandsteinkugel oder sonst einen Rollstein mit eigner Hand und ohne fremde Beihülfe auf die Burgmauer schaffen müsse, damit sie in der Noth hinabgerollt werden könnten auf den stürmenden Feind und auch Kraft und Mannbärkeit erhalten werde unter dem jungen Volke. — Noch vor kurzer Zeit war die ganze Mauer dicht mit solchen Kugeln besetzt, jetzt befinden sie sich im Innern der Burg, weil leichtsinnige Wanderer sich oft ein thöricht Vergnügen damit gemacht, dergleichen zum Verderben der unten liegenden Häuser den Berg hinunterrollen zu lassen.

272.

Gründung Agnethelns.

Poetisch bearbeitet in J. K. Schullers Gedichten in sächs. Mundart 71.

In den Zeiten, nach dem König Stefan den christlichen Glauben angenommen hatte, sandte der Papst von Rom aus viele Pfaffen nach Ungarn, um das Werk der Bekehrung dort

fortzusetzen. Diese brachten denn, die Andacht der Beter zu erregen, auch zahlreiche Heiligenbilder mit sich. Einer von ihnen, ein eifriger Diener der heiligen Agnetha, kam ins Haarbachthal, baute an der Stelle, wo jetzt der gewerbfleißige Marktflecken steht, seiner Heiligen eine Kapelle, sich eine Zelle daneben, und davon hieß der um das Gotteshäuslein sich erhebende Ort villa sanctae Agnethis oder Agnetheln.

273.

Von der Sachsen Ankunft in Siebenbürgen.

Mündlich. Abgedruckt im Sächs. Hsfrd. 1855. p. 88.

In Nadesch pflegen die Knechte an einem Tage im Jahre einen sogenannten Reihen zu begehen. Alle erscheinen dazu wie Pilger gekleidet in ihren Zekeen (wollenen Röcken), gegürtet, die Taschen an der Seite, einen Streitkolben in der Hand, um die Fahne geschaart. Voran geht immer ein ehrwürdiger Alter und schlägt die Trommel. Der Zug sammelt sich an einem der Dorfthore und bewegt sich dann Psalmen singend die Gasse daher. Wo ein geräumiger Hof oder eine gute Wirthschaft einladen wird Halt gemacht, ein Psalm gesungen, getanzt und vom Wirthe ein Becher Wein als Labung verehrt. Dann geht die Pilgerschaft weiter, spricht in der Regel auch beim Pfarrer ein und endigt gewöhnlich nicht vor dem Abend am andern Ende des Dorfes. Und wenn man die Leute nach der Bedeutung dieses Umzugs fragt, so antworten sie: „Also sind einst unsere Vorfahren, freie Leute nicht Jobbagyen, wie wir waren, aus Saxonia in dieses Land gekommen, hinter der Fahne und der Bunge (Trommel) her, die Waffe in der Hand und — fügen einige hinzu — haben Dienste geleistet als Kriegsleute zur Kokelburg. Und weil wir diese Bräuche nicht selbst erfunden haben, auch unsere Vorfahren sie nicht erfunden haben, sondern sie sich fortgeerbt haben von Jahr zu Jahr,

von Zeit zu Zeit, so stehen wir hier, dieses Recht auch auf die kommende Zeit zu pflanzen."

274.

Wie die Deutschen ins Ungarland und nach Siebenbürgen gekommen.

Erzählung Klausenburger Zwistigkeiten Deutsche Fundgruben. I., 88.

Vor fünfzehnhundert Jahren schon haben Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen gewohnt, und was für gemauerte Städte in Ungarn sind, die kommen alle von Deutschen, die sie erbaut haben, als Gran, Ofen, Pest, Fünfkirchen, Stuhlweißenburg, Kaschau, Eperies, Seben, Bartfeld, Leutschau, Neustadt und was dergleichen herrlich und prächtig Gebäu mehr sind. Und ehe die Tartaren ins Land gefallen und dasselbe erobert haben, vor 1500 Jahren, haben die löblichen Deutschen die Bergwerke in Siebenbürgen und vornämlich in der Rodna und in der Neustadt ganz gewaltig gebaut; denn auch Bonfinius sagt in der ungrischen Chronik, daß dieselben Bergleute in der Rodna auf einen Tag 100,000 Tartern erleget und erschlagen haben.

Was aber jetzt Deutsche in Siebenbürgen sind, nämlich wir, die sind der löblichen Deutschen Nachkommen, welche der löbliche König Bela, dieses Namens der vierte, nach Ungarn gebracht hat. Denn nachdem die Tartaren Ungarn und Siebenbürgen mit Macht erobert hatten, und dies Land lange Zeit inne hatten, und die ungrische Nation nun fast untergegangen war, und König Bela nicht wußte, wie er die Tartaren aus dem Land bringen möchte und das Land wiederum erobern, da schlug er sich an die deutschen Fürsten, erlangte auch Hilfe von ihnen und vornämlich von dem Fürsten in Sachsen. Also kommen unsere Väter, die löblichen Deutschen, den wenigen Ungarn so noch überblieben waren, zu Hilfe und zogen mit ihren Kriegsleuten und König Bela ins Ungarland, halten

mit den Tartaren etliche Schlachten und treiben sie also zum Land hinaus, daß es befreit ward von den grausamen Feinden und zur Ruhe kam.

Als aber nach dem Krieg der König Bela arm war und unsern Vätern ihre Besoldung nicht zahlen konnte, schenkte er ihnen Freithum, daß sie Macht haben sollten im Lande zu bleiben und des Landes wie sie wollten, nach ihrem Gefallen, erblich zu gebrauchen. Gab ihnen auch Freithum, gemauerte Städte zu bauen, und daß sie im Lande die dritte Nation sein sollten, auch Ehr und Gewalt zu haben, im Landtag zu rathen, zu beschließen und Alles wie die andern Nationen zu vollenden, und daß sie Niemand als dem gekrönten König von Ungarn und seinem Waida als dem königlichen Statthalter unterworfen und gehorsam sein sollten.

Also haben die löblichen Deutschen die Städte gebaut: zum ersten Klausenburg, Müllenbach und Hermanstadt, darnach Nösen und zuletzt Medwisch; aber das meiste Theil im Lande ist alles deutsch gewesen, die ganze Zips. Von Kaschau auf Warom oder Fronen, von da unterm ganzen Gebirge längs Polen: Silles, Bergsass, Ungwar, Nemeth, Wardein, Tesnad, Midves, Sinerln,(?) Nettegh, Betthlen, das ganze Nösnerland und Rodna, darnach das ganze Burzenland, und alle Stühle im alten Land, das Weinland, oberster und niederster Stuhl, und zwischen beiden Kokelwassern; dann der ganze Grund von Hunyad bis gegen Klausenburg, sogar bis gegen Burgless, an allen beiden Seiten am kleinen Thimmes, darnach von Nagylak an beiden Seiten am Marosch bei Weissenburg, Wintz und Burgberg bis nach Diemrig; von dannen auf Altenberg, Steinseiffen, Banitz, Offmberg, Schlotten und dasselbe ganze Gebirge bis gegen Müllenbach vor dem ganzen Walde, und neben dem Zewesch auf beiden Seiten bis auf die Hermanstadt, längs dem Zibinn, und neben der Haarbach, neben dem

Alt auf beiden Seiten gar bis auf Scherkenyen; — so ist das Land allenthalben voller Deutschen gewesen

Es sind in den Städten gar keine Ungarn gewesen, sondern diese sind hin und her in den Dörfern gesessen und haben unter den Edelleuten das Feld gebaut und waren Anfangs alle Bauern, während es doch des Königs Landrecht war und im Stadtbuch von Ofen geschrieben, daß kein Edelmann einen Mann deutscher Abkunft könne zum Bauern haben.

275.

Die ersten Einwanderungen ins Rösnerland.

Von Oberlieutenant W. Weurich nach mündlicher Erzählung.

Schon vor der Einwanderung der Sachsen sind christliche Leute hier gewesen, und die Sachsen fanden hie und da schon Kirchen und Kapellen vor. So stand die Kirche von Wallendorf schon als die Sachsen dahin kamen, und doch ist Wallendorf älter als Bistritz. Aber das Land war eine Wüste und wußte Niemand etwas davon, bis einmal ein Hirte vom alten Muresch (aus der Marmarosch) sich in die Gegend von Rodna verirrte und dort Thurm und Kirche fand. Durch diesen Hirten erfuhren dann die Leute, daß es ein Siebenbürgen gebe. Darauf bevölkerte sich das Land und zogen hin zuerst die Walachen, dann die Ungarn und endlich auch die Sachsen. Aber damals war der Hauptort des Rösnerlandes nicht Bistritz, sondern Rodna, und die Steine zur Erbauung von Bistritz sind aus Rodna. Das war früher ein so stattlicher Ort, daß nur an die 300 Bergwerke betrieben wurden. Noch vor nicht langer Zeit hat man, wenn man daselbst am Markt Häuser baute, Keller gefunden, von denen kein Mensch etwas gewußt, und Fässer mit Wein noch darin, und diese Dörfer Meierdorf *) und Schanz sind ehemals nur Vorstädte von Rodna gewesen.

*) Jetzt Major.

276.

Monastiren im Nösnerland.

Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung aus Treppen.

In Oláh Némethi (sächsisch Bayderf), welches früher auch ein deutscher Ort war, soll ein Monastire (Kloster) gewesen sein, dessen Standort an einem geebneten Platze noch erkennbar ist. Es soll von Bistritz und Wallendorf aus wegen der vielen von seinen Bewohnern verübten Räubereien und Schandthaten zerstört worden sein, und die Familie Gyrescher erwarb dabei großen Reichthum, indem ein Vorfahr derselben einen mit Gold gefüllten Beutel nach Hause brachte.

Auch auf der Hälfte des Weges von Wallendorf nach Jaad, da wo die Straße einen Winkel bildet, stand einst ein solches Monastire und nicht weit davon ein Dorf Reisdorf, zu welchem jenes gehörte. Der Erzähler hat noch an dem Platze, den man als Standort desselben zeigt, altes Gemäuer herausgeackert.

277.

Von alten Kirchen im Nösnerland.

Von demselben.

Bei Csegő stand früher ein jetzt untergegangener deutscher Ort, Ziegendorf. Ein kleiner runder Hügel im Dorf heißt Kirchober; daselbst war die alte Kirche erbaut.

Etwa 10 Minuten westlich von Treppen heißt ein Platz auf dem Felde „die Kapelle.“ Eine solche stand nämlich ehemals daselbst, und ihr Platz ist auf einem kleinen runden Hügel mitten in der Ebene deutlich zu erkennen; auch von einem Brunnen ist daselbst noch eine Spur. Zwischen dieser Kapelle und dem Dorfe soll früher Markt gehalten worden sein. Nach andern Erzählern stand dieselbe damals mitten in dem viel größern Orte. Die Kirche von Treppen selbst war Wallfahrtsort

und das Kirchweihfest wurde am Tag Petri und Pauli gefeiert.

Auch am Ende von Windau stand eine solche Kapelle, als die jetzige Kirche noch unerbaut und das Dorf nach dieser Seite hin ausgedehnter war.

278.

Vom alten Jaad.

Von demselben.

Jaad (sächsisch Gooth) stand früher an einem Berge und wo es jetzt steht floß die Bistritz. Eine gute halbe Stunde nördlich ist das Gibelsråg (Gibelsberg) und von da etwas weiter östlich jenseits des Grabens erhob sich einst eine Burg. Jetzt stehen uralte Eichen an ihrem Platz. Damals fuhren 600 Wirthe mit eigener Pflugschaar aus dem Dorfe und wurde viel Hanf und Flachs und selbst Wein gebaut, und man sieht noch an vielen Orten die Reste alter Weinpflanzungen und die Furchen der frühern Hanfländer gehen noch erkennbar zwischen mächtigen Eichenstämmen im „Hanfert" dahin.

279.

Kerlés.

Von demselben nach einer Mittheilung des Grafen Ludw. Bethlen.

Jn Kerlés heißt ein Hügel Cserhalom. Dort soll ein burzenländischer Ritter eine Burg erbaut haben, an welche sich später das Dorf angelagert hat.

280.

Der östlichste Punkt des Sachsenlandes.

Mündlich aus Draas.

Es geht die Sage, Draas sei in alten Zeiten nicht der östlichste Punkt des Sachsenlandes gewesen, sondern dasselbe

habe auch die jetzt zum Seklerlande gehörigen Dörfer Szent-Márton und Dörs umfaßt, aus welchen ursprünglich sächsischen Ortschaften die in Folge der großen Pest zusammengeschmolzenen Bewohner dem Andrang der benachbarten feindlichen Sekler hätten weichen müssen, worauf sie in dem an Einwohnerzahl ebenfalls sehr herabgekommenen Draas sich gesammelt und eine neue Heimat gefunden hätten.

281.

Von dem alten Heltau.

Mündlich.

Die Helt (Heltau) ist älter als die Stadt (Hermanstadt) und war früher selbst eine Stadt. Das erkennt man daran, daß dort früher die Schuster, Hutmacher und die andern Handwerker hausten. Aber in der Pest starben alle Bewohner bis auf sieben aus, und das Land dort herum wurde wüste. Da schickte der Kaiser andere Deutsche herein und kamen auch die Hermanstädter, und verkauften ihnen die Heltner ihr Stadtprivilegium.

282.

Wie Mediasch Stadtrechte erhielt.

Blätter für G. G. u. P. 1837. 100. Nach dem Tagebuch des Mediascher Bürgers Joh. Hutter, und durch diesen aus einer Handschrift des Mediascher Notarius Joh. Brath entnommen

Die Herren von Birthelmen bemühten sich zur Zeit König Geisa's sehr, daß sie wegen ihrer Weinberge den Vorzug vor den Medwischern erhalten möchten und zur Erbauung einer Stadt die gebührenden und benöthigten Privilegien erhielten. Aber es war ihnen das kleine Männlein, von Mediasch der Legat, viel zu weit bevorgegangen, welcher seines Handwerks ein Leinweber gewesen und auf dem Zekesch in dem Eckhaus bei St. Nikolauskirchen und sein Bruder im andern Gemäuer,

welches jetziger Zeit das alte Bellenhaus genennt wird, gewohnt haben. Diese haben die Freiheit eine Stadt zu bauen vom Kaiser Conrado und dem ungrischen König Geisa erlangt, ehe als noch die Birthelmer Herren ankommen waren. Als sie sich aber auf den Heimweg begeben und bis in die Stadt Preßburg einkehren, trafen sie sich miteinander an, und als der Leinweber Alles aufs genaueste von den Birthelmern ausgeforscht hatte, spricht er gegen die Birthelmer: „Hört ihr Herren, wir haben jetzt unsere Waare verkauft, womit wir gehandelt haben; aber Eins ist euch hoch von Nöthen, denn der König hält die Landherrn zusammen, daß er nach vier Tagen Hochzeit halte. Ziehet ihr nun in solch schlechter Kleidung daher, so habt ihr führwahr ein geringes Ansehn, sowohl vor dem König als auch seinen Edelherren. Darum so folget meinem Rath. Bleibt hier still und laßt euch neue Kleider machen; denn wofern ihr der Sach anders thut, so werdet ihr als grobe Tölpel geachtet werden.“ Dieses Wort ist den Birthelmern hernach schimpflich aufgerückt, ja zum Sprichwort geworden.*) Als nun dieser Mediascher Legat, das kleine Männlein, welchen Etliche den Hannes Klein Leinweber genannt, die Birthelmer mit solchen Worten überredet, nahm er seinen Abschied, als wenn er sich mit seinen Gefährten auf den Heimweg begebe, kehrt aber wieder zurück, sucht herfür, was nicht in seinem Kram gewesen, nachdem er der Birthelmer Herren ihren Sinn und Intent erforscht hatte, verfügt sich darauf zum Kaiser und König, und also auch zur königlichen Hochzeit und bracht das zu Markt, was er zuvor hatte vergessen und ausgelassen, nennet den Kokelfluß als einen reichen Wasserfluß, zu Jahrmarktzeiten Menschen und Vieh dienlich und nöthig, beschreibet beinebenst die schönen Berge, lustigen Auen und Ackerland um und um, um die ganze Stadt, dazu auch die hübsche Waldung von Bauholz. Nach dieser Abred fügt er sich zur königlichen

*) „Hui Tölpel von Birthelm.“

Hochzeit, allda sich umzuschauen und verehret die Hofdiener unterschiedlich, vernahm endlich bei dieser Gelegenheit, daß der König hatte lassen ausrufen: Wo Jemand Lust haben werde mit der jungen Königin zu tanzen, der solle für einen jeglichen Tanz den Spielleuten einen Dukaten geben. Solchem nach maßte sich dieses kleine Männlein solches Tanzes auch an, und als er einen Reihen getanzt, offerirt er den Spielleuten zwei Dukaten. Als die Spielleute solche Freigebigkeit erfuhren, wurde ihm die junge Königin noch einmal angeführt, welcher sie abermal mit Reverenz angenommen und nach vollbrachtem Tanz die Spielleute noch mit zwei Dukaten beehret. Da solches die edeln Hofjunker gesehen, wie er so mild in die Dukaten griff, redeten sie ihn mit solchen Worten an: „Ei guter Freund, ihr müßt viel übrige Dukaten haben; unser Keiner mag es euch nachthun." Aber er besänftiget ihnen ihre Rede und sprach: „Ich habe daheim ein Weinland bei Medjesch, woher ich bin ausgesandt, ganz goldene Berg, die tragen mir alle Tag Dukaten zu.

Dieses ist alsbald vor den Kaiser und König gekommen, und machte also ihm und Medwisch einen großen Namen, erlangte auch Medwisch seinen Namen, daß sie hinfort sollte eine königliche Stadt heißen und brachte deswegen schöne Privilegien mit, woher sie diese Ehre nachgehends allwege behalten. Woher aber der Name dieser Stadt sei kommen, kann so eigentlich nicht errathen werden. Etliche sagen, sie hätte den Namen a Medio, dieweil kreuzweise die Landstraßen sich gleichsam daselbst auf die vier Ecken des Landes abtheilen, und so gleichsam mitten in Siebenbürgen liege, und hieß dahero auch lateinisch Media, ungrisch Medgyes, sächsisch Medwisch.

283.

Kronstädter Stadtrecht.

Mündlich

Zwischen Kronstadt und Zeiden herrschte Streit darüber, welchem von beiden Orten das Stadtrecht gebühre.

Endlich beschloß man unter einander, daß der Ort, wohin auf einen bestimmten Tag die meisten Käufer und Verkäufer zusammenkämen, wo also der größte Markt sein werde, das Stadtrecht erhalten solle. Da strömten in Kronstadt viel mehr Leute zusammen, und seither hat es das Stadtrecht.

284.

Das Schloß von Waida-Hunyad.

Unterhaltungsblatt f. G. G. und P. 1837. 82.

Das Schloß von Waida-Hunyad erhebt sich nahe am Flecken selbst auf fast unzugänglicher Höhe. Eine 48 Fuß hohe und noch längere Brücke führt zu seinem Eingange. Der Brunnen im Schloß ist über dreißig Klaftern tief. Das Schloß selbst soll nach einer Sage von den Hunnen gebaut worden sein und ihnen auch seinen Namen verdanken.

Andre schreiben seine Gründung den Tempelherren zu und weisen, diese Behauptung zu bestätigen, auf einen nahen Hügel hin, welcher den Namen Sankt Peter führt und auf dem noch vor Kurzem die Ringmauern einer früher dort gestandenen von den Templern erbauten Kirche in Trümmern sichtbar gewesen seien. In der Schloßkapelle zeigt man die alte Kanzel, von der herab einst Johann Kapistrano, der Freund des großen Johann Hunyadi, das Volk zum Kreuzzug gegen die Türken soll begeistert haben; wie derselbige denn auch auf dem Altarblatt auf eines Türken Leichnam stehend die Fahne in der Rechten abgebildet zu sehen ist. Zum Schloße gehörten früher 60 Dörfer, welche einst König Sigismund zusammt dem Schloß seinem natürlichen Sohn Johann Hunyadi schenkte, der sie auch besaß und an seine Nachkommen vererbte, bis bei ihrem Aussterben Alles wieder an den König zurückfiel.

285.

Ordensburg.

J. K. Schuller Umrisse und krit. Studien zu einer Gesch. v. Sieb. II, 24.

Auf dem Tartarenstein (magyar. Tatárkő) im Bozauer Paß finden sich die Trümmer einer Burg, deren Erbauung die Volkssage den Tempelherrn zuschreibt.

286.

Die deutschen Ritter in Szék.

Alex. Bethlen. Geschichtl. Darstellung des Ordens in Sieb. Wien 1831. 59.

In Szék sind Spuren alter Bauwerke. Man erzählt, daß sie von den deutschen Rittern herstammten, die hier gewohnt und durch ihre Unterthanen den nahen Teich ganze Nächte hindurch hätten peitschen lassen, damit sie durch die Frösche im Schlafe nicht gestört würden.

287.

Pogányvár bei Szilágy-Somlyó.

Kővári a. a. O. 184.

Man spricht von einer Pogányvár (Heidenburg) bei Szilágy-Somlyó und erzählt, sie sei nie vollendet gewesen. Der Burgherr habe bei dem Bau das Volk so gequält, daß seine sanfte Gemahlin es nicht ausstehen können. Darum habe sie was ihr Mann am Tage gebaut Nachts abbrechen lassen und ihn glauben machen, die Engel brächen es ab. So sei er endlich vom Weiterbau abgestanden.

288.

Várhegy.

Ebd. 200.

Mitten in der Ebene des Háromszék liegt das Dorf Várhegy und mitten im Dorf, wo jetzt der Hof des Grafen

Nemes liegt, stand die alte Burg auf einem Hügel. Das Volk behauptet, dieser Hügel sei von den Leuten zusammengetragen worden.

289.

Gründung von Heldsdorf.

Mündlich. Sieb. Quartalschrift. VII., 241. Unterhaltungsblatt für G. G. u. P. 1837. 154.

Die Heldsdörfer erzählen, daß die schöne Gegend am Alt, welche man gewöhnlich in magyarischer Sprache Erdöwidek (d. i. Waldland) nennt, und das Burzenland vor Zeiten ein großer See gewesen, umschlossen von hohen Bergufern und daß der Alt in denselben hineingeflossen sei. Erst bei der Einwanderung der Sachsen grub ein deutscher Mann, Namens Held, mit großer Arbeit, man kann sich's vorstellen, den Durchbruch am hohen Gescheid, leitete den See ab und legte das Land trocken. Darauf baute er Heldsdorf, das daher einen kräftigen Mann mit einem Streitkolben in seinem Wappen führt und die älteste deutsche Gemeinde ist im Burzenland.

Manche erzählen von andern deutschen Helden — Einige nennen sie gar anders (?) — die zu ihrer Befriedigung vom Marienburger und Zeidner Bezirk das Gebiet sollen erhalten haben, wo jetzt Heldsdorf steht; und diese sollen den Ort gegründet und den noch stehenden Altar in ihrer Kirche auf den Gränzhaufen, der vorher das Marienburger und Zeidner Gebiet trennte, gesetzt haben.

Die dem heiligen Andreas geweihte Kirche in Heldsdorf endlich ist nach einer von der frühern abweichenden Sage von den Weißspaniern erbaut worden, die auch den Thurm aufführten und den Heiland mit den vier Evangelisten in silbernen Bildsäulen an dem schönen Altar anbrachten. Die letztern sind im Jahre 1586 von den Moldnern und Walachen geraubt worden.

290.

Kronstadt.

Benkö Milkov. II., 219. 2 7. Sieb. Provinzialbl. I., 194.

Folgende Sage geht über die Benennung der Stadt Kronstadt: an dem Platze, wo heute das Kronstädter Rathhaus steht, hatte die Erde einst eine ungewöhnlich große Menge von Flachs wachsen lassen und wie er höher und höher wurde, verbanden sich seine Stengel von selbst zu einer Art Krone, ungefähr wie sie das Siegel von Kronstadt zeigt. Später ging jene Flachskrone, die man mit den Wurzeln ausgegraben hatte, nicht nur in das Wappen von Kronstadt über, sondern der König Sigismund ließ auch über der Stelle, wo sie gewachsen, das Rathhaus aufführen, welches aber im Jahre 1689 mitsammt der Krone verbrannte.

Andere erzählen diese Begebenheit auf verschiedene Weise. Die verbreitetste Sage ist diese: Da wo jetzt Kronstadt steht, fand man einst — Viele nennen das Jahr 1204 — eine goldene Krone auf einem Baumstumpf, welche lange Jahre hindurch auf dem Kronstädter Rathhause aufbewahrt worden ist.

Ein flüchtiger König hatte sie auf den Baumstumpf abgelegt und fliehend da zurückgelassen. Deswegen nannte man denn auch die an dieser Stelle erbaute neue Stadt Kronstadt, und deswegen zeigt das Wappen von Kronstadt eine Krone auf einem Baumstumpf. Der Stamm bedeutet die Stadt, die Wurzel das Land Burzen- oder Wurzelland, die Krone die Regierung, den ungrischen König. Ein Schriftsteller beschreibt sie im Jahre 1605 als golden und mit goldenem Federbusch geschmückt, und erzählt, daß der König von Mösien, Georgius der Despot, als er, vom türkischen Bascha Mizetes geschlagen, die Belagerung Kronstadts habe aufgeben müssen, die Krone auf den Baumstamm gelegt und daß sie allda von Kronstädter Bürgern sei gefunden worden. Diese legten zu allen Zeiten

solchen Werth auf das Kleinod, daß sie dasselbe nur selten und als Zeichen großen Zutrauens und hoher Freundschaft Kaisern und Königen zeigten.

291.

Woher die Bistritzer Sachsen gekommen sind.

G. D. Teutsch, Geschichte der Sieb. Sachsen für das sächs. Volk. 1852. 20. Marienburg Geogr. II., 384.

Die Bistritzer haben mit den übrigen Sachsen nicht eine Stammheimat. Nach einer alten Volkssage sind sie aus den deutschen Kolonien im nördlichen Ungarn, namentlich der Zips, nach Siebenbürgen gekommen und haben dabei den Weg durch den Meßescher Paß genommen.

292.

Das alte Kaisd.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach der Aussage eines alten Klosdorfers.

Kaisd hat einst einen bedeutend größern Umfang gehabt, und standen sieben Kirchen in diesem Orte: eine in der Zäckelgasse, die zweite in der Kirchengasse, die dritte auf dem Kloster, die vierte in dem Kreutzsam. Feldeinwärts vor dem letztern befindet sich im Wege ein hervorragender Stein, bis zu welchem die Häuserreihe des Marktes in alten Zeiten ging *).

293.

Das kleine Schaas.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Jenseits der Kirchbrücke von Schaas ist ein Platz, welchen die Bewohner der umliegenden Dörfer noch jetzt das kleine

*) Ein Kaisder Königsrichter soll seinem Verwandten in Klosdorf die Rohrau geschenkt haben und so ist dieses Feld zum Klosdorfer Hattert gekommen.

Schaas nennen, und wo aus dem alten Mauerwerk viele Klafter Steine gewonnen worden sind.

An dem Bau der alten Kirche dieses Dorfes sollen die Bewohner des ganzen Stuhls geholfen haben. Rings um diese alte Kirche, heißt es, wohnten die Mönche in Zellen, deren Spuren noch an den zerfallenen Ringmauern kenntlich sein sollen.

294.

Die Gründung von Schäßburg.

Aus derselben Quelle.

Schäßburg ist der Sage nach von einem alten Schaaser gegründet worden, welcher da, wo jetzt die Bergkirche steht, den alten Wald lichtete und aus dem gefällten Holz eine Burg oder Kirche aufführte. Zum Andenken soll derselbe in einen der angebauten Balken die Worte eingeschnitten haben; „Hier bin ich gewachsen und hier hat man mich angebaut."

295.

Die Gründung von Nimesch.

Mündlich.

Nimesch ist ein sächsisches Dorf zwischen Reichersdorf und Meschen. Dieser Grund war einst herrenlos. Da kamen deutsche Ansiedler und sahen sich die Gegend an, und weil sie ihnen gut zum Anbau schien, mochten sie gerne dableiben. Um aber mit den Nachbar'n in keinen Streit zu gerathen, gingen sie zuerst zu den Meschenern und fragten sie, ob sie die Gegend in Besitz nehmen dürften. „Nimm es" antworteten diese. Darauf gingen sie zu den Reichersdorfern und fragten sie ebenso und erhielten auch dieselbe Antwort. So bekamen sie den Grund und nannten die neue Ansiedlung Nimes.



296.

Die Burg bei Schönberg.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde, 1853 p. 56.

In einem jungen Eichenwalde, eine halbe Stunde westlich von Schönberg finden sich noch Spuren einer alten Erdverschanzung, ein Kreis von 58 Schritt Durchmesser. Die Gränze von Agnetheln und Schönberg läuft durch sie hindurch. Ueber diese „Burg" geht bei alten Leuten die Sage, daß in alter, alter Zeit da droben drei reiche Schwestern Agneta, Rosalia und Maria gelebt hätten, die aber bald, sei es aus Uneinigkeit oder aus andern Ursachen, auseinander gegangen und in die nahen Thäler hinabgewandert seien. Agneta sei mit ihren Leuten nach Agnetheln, dem sie Ursprung und Namen gegeben, gezogen, ebenso Rosalia nach Roseln, Maria nach Mergeln. Auf diese Weise seien von jener Burg diese drei blühenden Orte gegründet worden.

297.

Die freien Neudörfer.

Mündlich.

Bei den Neudörfern — bei Birthälm — ging die Sage ganz allgemein, daß sie einst frei gewesen und auch wieder frei werden müßten, und diese Hoffnung war nie größer als unmittelbar vor 1848.

298.

Wohin die alten Rodnaer gekommen.

Mündlich.

Ueber das Schicksal der alten Bevölkerung von Rodna wird erzählt, daß sie in die Gebirge geflüchtet sei und Dörfer gegründet habe. Repa (sächs. Raependerf) im früheren Thorenburger Komitat wird als ein also entstandener Ort namhaft gemacht.

299.

Die Entstehung von Neustadt im Burzenland.

(Bruchstück.)

Marienburg Geogr. II., 353.

„Die, aber mit vielen schwerlich zur Sache gehörigen Zusätzen verbrämte, Tradition läßt Neustadt von Rosenau aus entstehn, durch eine reiche Frau, welche hier eine Art von Gut gehabt haben soll u. s. w., woraus es sich denn erklärt, daß das Rosenauer Gebiet bis weit jenseits dieses Dorfes sich erstreckt."

300.

Zinken und Morgen.

Mündlich.

Der Hattert von Rode erstreckt sich gegen Süden in ein schönes und fruchtbares Thal. Dort stand einst ein schönes sächsisches Dorf. Als aber vor vielen Jahren eine verheerende Pest weit und breit Dörfer und Städte verwüstete, da raffte sie auch hier die Bevölkerung so stark hinweg, daß aus dem ganzen Dorfe nur zwei Kinder noch am Leben blieben: Zinken und Morgen. Lange nun stritten Rode und Maldorf, die beiden Nachbardörfer, um die Vormundschaft über diese Kinder, bis endlich durch Vergleich Zinken an Rode und Morgen an Maldorf übergeben wurde. Damit fiel auch der untere Theil des Thales als Zinkens Erbe an Rode und hieß fortan Zinkenthal, während Morgens Erbe als Morgenthal an Maldorf kam. Beide Dörfer stehen bis jetzt im unbestrittenen Besitz dieser Gründe. In dem Zinkenthal soll die Maldorfer älteste Glocke durch eine Sau entdeckt worden sein, die darin ihre Jungen warf. —



301.

Die Kaisder Burg.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

An dem Bau der Kaisder Burg haben auch die Bewohner einiger umliegenden Dörfer wie Klosdorf, Denndorf, Kreutz, Arkeden und des jetzt untergegangenen zwischen Kaisd und Denndorf gelegenen Alzen mitgeholfen und dafür die Gunst genossen, daß ihnen zur Zeit der Kriegsdrangsale gestattet war, ihre werthvollsten Güter in der Burg unterbringen zu dürfen. So verwahrten die Klosdorfer auch ihre Hattertbriefe daselbst; aber ungetreue Amtleute haben sie darum betrogen, daß sie jetzt keine mehr haben, und ihr Hattert sehr verkleinert worden ist. Ein Thurm der Burg heißt noch der Klosdorfer Thurm; den haben sie erbaut und vertheidigt.

302.

Gränzabschwören.

Mündlich.

Die Gränze fast aller Hattertgebiete ist durch irgend eine auffällige Eigenheit gezeichnet: durch Bergrücken, Wasser- und Wegscheiden, Waldungen, Gräben u. dgl. Der Großschenker Hattert ist ein vollständiger Kessel, die Gränzen sind überall theils bewaldete, theils nackte Berggrate; nur westlich gegen Tartlen erstreckt sich das Gebiet tiefer hinab und umfaßt daselbst noch Weingärten, Wald und Ackerland. Die richtige natürliche Gränze ist gewiß der Rücken des Berges, deswegen hatten nun in alter Zeit die Tartler und Schenker Streit wegen dieses Hattertstückes. Urkundlich konnte nichts bewiesen werden, von keiner Partei. Da sollte ein Schwur entscheiden. Die Tartler ließen ihn zu. Der älteste Mann von Großschenk wurde geholt, die Gränze nach seinem Gewissen zu weisen. Der aber war ein Pfifficus. Er ging am bestimmten Tage, füllte sich

noch diesseits des Berges Erde in seine weiten Stiefel und verfügte sich sodann an die streitige Gränze. Hier schwur er feierlichst, er stehe auf Großschenker Erde. Der Streit war zu Ende; die Großschenker besitzen jenen Strich Erde heute noch. Nun aber — Gott läßt sich nicht spotten. Als der Falschschwörer nach Hause kehrte, stürzte er sammt seinem Pferde von einer kleinen unbedeutenden Brücke hinab und brachen beide den Hals. Die Brücke aber heißt seither die böse Brücke.

303.

Gränzbetrug.

Mündlich von einem Weidenbächer Fuhrmann.

Der Hattert von Neustadt im Burzenland ist, im Verhältniß zur Größe des Dorfes, außergewöhnlich klein und von dem Rosenauer Gebiet völlig umschlossen. Er war einst größer; aber es entstand ein Gränzstreit zwischen Neustadt und Rosenau, und die Rosenauer, als es zum Eiden kam, schwuren sie ein großes Stück vom Neustädter Hattert ab und betheuerten bei Gott und ihrer Seelen Seligkeit, daß sie auf Rosenauer Erde stünden. Sie hatten leicht schwören, denn sie hatten sich in Rosenau Erde in ihre Stiefel gethan und standen also wirklich auf Rosenauer Erde. Damals waren sie klüger, aber heute sind es die Neustädter, meinen die Leute aus den Nachbardörfern, wenn sie diese Geschichte erzählen.

304.

Gränzbestimmung durch Pfeilschuß.

Mündlich.

Es hat sich schon Mancher, der den Weg von Mediasch nach Marktschelken oder zur Stolzenburg ging und seine Augen auch für Aecker, Wiesen und Weinhalden offen hatte, gewundert, wenn er sah, wie der Hattert des jenseits der Kokel gelegenen Propstdorfs weit herüber in das Gebiet

der diesseits liegenden Ortschaften einwinkelt. Das soll also gekommen sein. Als zwischen den Propstdorfern und ihren Kokelnachbaren einst Streit darüber entstand, ob der Hattert der Propstdorfer und wie weit über die Kokel herübergehe, da verglich man sich dahin, die Entscheidung, wie das alte deutsche Gewohnheit war, einem Pfeilschuß zu überlassen. Wieweit die Propstdorfer von ihrem Gemeindethor aus einen Pfeil schießen könnten der Kokel zu, soweit sollte ihr Hattert gehn. Dabei blieb ihrer Manneskraft Viel überlassen. Nun sandten sie ihre jungen Knechte in den Wald, der damals auch dichter auf den nahen Kuppen stand als heute, eine Bogenstange zu holen. Diese richteten einen jungen Eichbaum zu einer solchen zu, schnitten einen mächtigen Pfeil aus gleichem Holz, spannten dann mit gemeinsamer Anstrengung den Riesenbogen, legten den Pfeil zurecht und schoßen denselben dem Fluße zu. Da hätte man sehen sollen, wie die Nachbaren, welche in dichten Haufen ringsum standen, erstaunten, als sie den Pfeil immer weiter, über die Kokel hinüberfliegen und immer noch kein Ende erreichen sahen. Endlich sank er, weit auf dem linken Ufer, zur Erde, und seitdem treibt die Propstdorfer Heerde herüber, ohne Gränzverletzung und ohne vom Frauendorfer oder Kopischer Amt Pfändung befürchten zu müssen, und seitdem brennen die Propstdorfer ihre Ziegeln auf dem linken Kokelufer neben der Reichsstraße.

305.

Gränzumreiten.

Mündlich

Auf dem Hattert von Reteschdorf, Henndorf und Neustadt zu, liegt ein sehr schöner der Hallerschen Familie gehöriger Wald und unter demselben ein großes fruchtbares Grundstück, ebenfalls Eigenthum jener Grundherrschaft. Dieses Grundstück war früher im Besitze der Henndorfer. Aber ein Vorfahr (der Ur-

großvater) der jetzt lebenden Hallern, sagt man, ging einst mit den Henndorfern einen Vergleich ein, dem zufolge der Haller so viel Grund an jenem Orte sein nennen sollte, als er in der Zeit, in welcher die Henndorfer Kommunität einen Eimer Wein tränke, umreiten könne; doch wurde ausdrücklich ausgemacht, daß das Pferd dabei nur im Schritt gehen dürfe. Und da hat er denn das oben bezeichnete Grundstück umritten, und seine Enkel besitzen es bis auf den heutigen Tag.

306.

Gränzschädigung.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Von der gegen Nyárszó zu gelegenen Waldung von Deritte, von der jetzt nur ein kleiner Theil noch zu dem letztgenannten Orte gehört, erzählt die Sage, daß sie ehemals ganz ein Eigenthum desselben gewesen und daß die Edelleute von Nyárszó nur durch eine List in den Besitz ihres jetzigen Antheils gekommen seien. Sie hätten nämlich einen Stier in diesem Walde angebunden und die Deritter beschuldigt, diesen Stier gestohlen und dort verborgen zu haben, und wären nur unter der Bedingung von ihrer Klage abgestanden, wenn ihnen die Deritter einen Theil der Waldung abträten, was denn auch geschehen sei.

307.

Hattertkürzung.

Mündlich.

Der Wald gegen die Sonnhelt hin gehörte früher den Irmeschern. Aber einmal war einem Irmescher ein Ochse auf Várallyaer Hattert ins Verbot gegangen, und die von der Burg trieben ihn ein und verlangten für die Auslösung so viel, daß es der arme Mann, dessen Eigenthum der Ochse war,

nicht erschwingen konnte. Da gaben jene ihn frei, nahmen dafür aber den Wald in Besitz, der doch zur Hälfte auf Irmescher, zur Hälfte auf Johannisdörfer Hattert liegt. Daß aber der letztere größer ist als der Irmescher, das kommt daher, daß in Johannisdorf gewöhnlich die Herrschaft gewohnt hat.

308.

Die Wolkendorfer Gebirgskuppe, genannt „bae den daeschen" (bei den Tischen).

Mündlich.

In der alten Zeit besaßen die Wolkendorfer im Burzenland keine Viehweide auf dem Gebirge. Nun war vor 600 Jahren eine große Revolution, — da ist denn der Kaiser gekommen mit seinem Heere und hat mit den Kurutzen gekriegt. Durch den Krieg aber war alles aufgezehrt worden, und besonders mangelte es an Wein. Zu jener Zeit bauten die Wolkendorfer ihre Weingärten, die man auch jetzt erkennen kann, noch; allein sie hatten damals grade auch keinen Wein. Da waren aber drei Schwestern, die Pfarrerstöchter, und die älteste war unverheiratet. Diese hatte noch drei Faß Wein gehabt, ihn aber der Unruhen wegen in eichenen eisenbeschlagenen Fässern in ihren Weinberg begraben. — Nun hatte der Kaiser sich in die Gebirge zurückgezogen auf die Kuppe, welche man „bae den daeschen" (bei den Tischen) nennt; aber er hat nicht einen Tropfen Wein gehabt für sich und für seine Mannschaften. Da hat er denn bekanntmachen lassen, daß wer ihm einen Vierziger Wein hinaufschaffe reichlich mit Geld, ja mit noch mehr als Geld belohnt werden solle. Mancher hätte sich nun Viel verdienen können, allein er hatte keinen Wein.

Da gedachten die Wolkendorfer jener drei Fässer, die im Weinberg vergraben lagen, und als sie die Pfarrerstochter darum angingen, sagte sie, sie wolle kein Geld, sondern Etwas,

wodurch ihre Ehre Dauer gewinne, nämlich eine Belohnung der Gemeinde. Das war gut! Aber wie den Wein hinaufschaffen. Die Stege sind so eng und schmal, daß kaum ein einzelner Mensch oder ein Pferd hin gehen kann. Wie hätte man nun ein volles Weinfaß fortbringen können! Allein es muß ja auch damals geschickte Menschen gegeben haben; denn die Wolkendorfer wußten sich zu helfen. Zuerst ging man hin, um den Wein auszugraben. Ein Faß war zermalmt, und nur zweie fand man ganz; aber der Wein hatte so gezehrt, daß in beiden Fässern nur grade vierzig Eimer waren; denn es waren dreizehn Jahre, seit man sie vergraben, vergangen. Nachdem man sich nun hin und her das Weitere berathschlagt, sprach endlich der Hann, er wisse wohl, wie man es machen solle. Und er ließ einen Böttcher kommen und befahl ihm, die Dauben und den Boden zu einem Vierzigeimerfaß zu richten und zu passen; dann ließ er eiserne Reife machen, und endlich gab er jedem Wirthen auf sein Pferd zwei Stück Dauben und nichts mehr, Andern wieder die eisernen Reife. So kam Alles auf die Kuppe, und hier wurde das Faß zusammengerichtet. Dann gab der Hann ihrer Vierzigen je einen Eimer Wein aufs Pferd, und so führten sie ihn aufs Gebirge und füllten richtig das Faß.

Der Kaiser war froh und ließ nun auf die Tische auftragen, und seine Mannschaften aßen und tranken gut. Dann schenkte er — denn also hatte er versprochen — in goldenen Buchstaben dieses Gebirge und viel Geld der Pfarrerstochter; diese aber vermachte es der Gemeinde, und so hat es die Gemeinde bis auf diesen Tag, obschon die Zerneschter schon viele Jahre darum theidigen. Allein die Wolkendorfer Gemeinde hat es in goldenen Buchstaben erhalten vom Kaiser als ihr gutes Eigenthum.

309.

Königsbrücke.

Mündlich.

Jenseits des Törzburger Passes, etwa zwei Stunden vom Mauthaus „am Kreuz“ (wal. la cruce), dort wo das Kalksteingebirge in himmelhohen Felsen jäh in das Thal der Dumbovitza hinabfällt, liegen die Trümmer einer der Sage nach von den Türken erbauten Burg. Ein langer Holzweg, zum Theil förmliche Brücke, führt auf der Seite den steilen Berg hinunter, Königsbrücke genannt, sowie auch die ganze Gegend bei den Burzenländern unter diesem Namen bekannt ist. Die Weidenbächer kennen sie am besten; denn ihnen ist von alten Zeiten her der Platz verpfändet, und sie halten dort jährlich im Spätfrühling, nach bestellter Aussaat, einen Monat lang ihre Heerden und ihr Gestütt, und Niemand darf während dieser Zeit sein Vieh von dort abholen. Das unentbehrliche Zugvieh und die Milchkühe müssen unterdessen beim Hause und im Stall gehalten werden. Woher der Ort Königsbrücke heißt? Nun, ein König hat jenen Weg bauen lassen.

310.

Altes Geweih.

Mündlich.

In dem großen Hörsaal des Schäßburger Gymnasiums befanden sich zwei Hängeleuchter, welche durch Hirschgeweihe gebildet werden, die mit eisernen Reifen zu einem Kreise geschlossen sind. Das eine dieser Geweihe hat einem Vierzehnender angehört, und der Hirsch, der es getragen, soll in der Wildniß des Schulberges erlegt worden sein, als man die älteste Schule dahin baute.

311.

Wo Reen begraben liegt.

Mündlich.

Es ist nicht zu sagen, was Reen in den alten unruhigen Zeiten alles ausgestanden hat; aber einmal besonders ist es den armen Einwohnern hart ergangen. Ein mächtiger wilder Feind, der Bistritz und Teckendorf zerstört hatte, rückte heran und hatte die furchtbare Drohung vorangeschickt, er werde keine lebendige Seele verschonen. Da war einmal ein angstvolles Durcheinanderrennen, ein verzweifelndes Jammern und Heulen! Nachdem der Rath der Aeltesten mit dem Pfarrer lange darüber berathschlagt, wie man das Verderben vielleicht noch abwenden könne, beschloß man endlich auf den Rath des Pfarrers: es solle die gesammte Bevölkerung, Alt und Jung, Mann und Weib, Knaben und Mädchen, in festlichen Kleidern und singend dem Feind entgegengehn; vielleicht könne man dadurch sein wildes Gemüth erweichen und Gnade erlangen. Es war an einem Sonnabend Vormittags, als der feierlich ernste Zug von dem Marktplatze aus sich durch die Kässelgasse hinaus bewegte. Voraus gingen die Schulkinder, und zwar zuerst die Mädchen und Frauen; an diese schlossen sich die Jünglinge, die Männer und Greise an; zuletzt kamen die Aeltesten und der Pfarrer in ihrer Amtskleidung. Stumm und lautlos bewegte sich der Zug zum Thore hinaus, am Ziegenwald vorbei. Als man aber die Höhe des Lotzberges erreicht hatte und in weiter Ferne den Feind auf der Sintuler Straße drohend heranrücken sah, da stimmte auf einen Wink des Pfarrers die ganze Gemeinde einen erhebenden Gesang an und wandelte singend langsam den Berg hinunter dem Feinde entgegen.

Aber dieser war durch den feierlichen Zug nicht im mindesten gerührt, sondern schnaubte Tod und Verderben. Einige tausend Schritte jenseits der Lotzbrücke, da wo jetzt auf der

linken Seite der Sintuler Straße das Kreuz steht, waren die ungeheuern feindlichen Schaaren in Reihen aufgestellt und harrten blutlechzend und mit gezückten Schwertern der Kommenden. Kaum waren diese angelangt, so wurden sie plötzlich umringt und auf ein gegebenes Zeichen, ehe noch die Aeltesten und der Pfarrer ein Wort sprechen konnten, alle grausam niedergemetzelt. Ein Blutstrom floß durch das Feld. Eine große Grube wurde an derselben Stelle gemacht und also die ganze Gemeine in ein großes Grab gelegt. Nach vielen Jahren errichtete man ein Kreuz daselbst, das bis auf den heutigen Tag steht. Die Grasfläche zunächst dem Kreuz wird nie gemäht und abgeweidet, indem man durch dieses Verfahren dem Ort eine gewisse Heiligkeit bewahren will.

Andere erzählen, daß dies Alles auf der Höhe zwischen Reen und Zeplang stattgefunden und daß der Markt dort begraben liege; was aber schwerlich wahr ist, weil dort kein Gedenkzeichen sich findet. Da nun keine einzige Seele von den Einwohnern Reens übrig geblieben, als einige junge Leute, die damals in der Fremde waren, so kamen nun von mehreren Orten aus dem Ober*)- und Niederlande**) neue Bewohner hieher, welche mit den jungen Reenern, die aus der Fremde heimkehrten, die Stammväter der jetzigen sächsischen Bevölkerung wurden. Die Familien: Birker (wird Binder geschrieben, Botscher (Alzner), Wermescher, Felker (Keinzel), Schäßburger, Medwischer, Repser (Lurz) Schinker, Homeridner, Schweischerer, Katzendorfer, Seibriger, Kroner, Broser rc., die mit Ausnahme der Schäßburger, Medwischer und Schweischerer, welche, die Schäßburger vor 80 Jahren, ausgestorben, noch alle blühen, sind in der Zeit nach Reen gekommen.

---

*) Die Bistritzer Gegend.

**) Das eigentliche Sachsenland; das alte Land, wie es die Burzenländer heißen.

312.

Die Gründung von Fogarasch.

Kőváry a. a. O. 160. nach Benkő Milt. II., 300.

Der Woiwode Ladislaus Opor soll Fogarasch im Jahre 1310 erbaut haben. Die Arbeiter bekamen der Sage nach jeden Abend eine hölzerne Marke (fa garas), die am Sonnabend dann mit klingender Münze eingelöst ward. Davon der Name.

313.

Untergangenes Deutschthum.

Mündlich.

In dem Dorfe Szász-Lona bei Klausenburg sprechen die Leute jetzt nichts mehr als ungrisch und walachisch, doch sagen sie Alle, sie seien ehedem Sachsen gewesen und hätten nur in der Kurutzenzeit die fremde Sprache angenommen. Damals, behaupten sie, sei auch ihr Hattert viel größer gewesen. Die meisten Leute im Dorf heißen Hendrich, viele Tod, Hindrik, Jager, Hubert u. s. w. Die Glieder der Familie Wargo sollen durchwegs deutschen Stammes sein, und sie sind alle von besonderer Größe, drei von ihnen klafterhoch, die Andern wenig kleiner. Ebendaselbst steht ein alter schon halbdürrer Birnbaum, der noch von den alten Sachsen gepflanzt worden ist.

314.

Von den Sachsen in Szász-Csávás.

Mündlich.

Die Csáváser erzählen: Die alten Csáváser waren Sachsen und wanderten in unruhigen Zeiten aus und siedelten sich in Pretai an. Sie führten auch die große Glocke von Csávás dahin mit, und ist so den jetzigen Csávásern nur die kleine geblieben.

315.

Egrestö.

Mündlich.

An der Mündung des Felldorfer Baches in die kleine Kokel liegt ein ungrisches Dorf Egrestö, sächsisch Ágreschleng, wovon erzählt wird, die Felldorfer hätten früher daselbst gewohnt. Dann aber hätten sie den Ort verlassen und weiter hinauf im Thal ein neues Dorf gebaut, auch die älteste Glocke damals mitgenommen.

316.

Die Woßling.

Mündlich.

Die Woßling oder Wüstung, jetzt ein Dorf ungefähr fünf Stunden südlich von Schäßburg, war früher ein Prädium des mittlern Schäßburger Stuhls und die Bewohner von Schaas, Schäßburg, Trapold, Henndorf, Denndorf und Neithausen hielten ihre Heerden im Sommer daselbst. Und wenn die Schaaser ihre Heerden daheim haben wollten, so stieg früh am Morgen zu einer verabredeten Stunde ein Amtmann auf die Schaaser Kuppe und rief dem Hirten auf der Woßlinger Kuppe heimzutreiben zu.

317.

Der Hutberg.

Mündlich.

Ein Berg von Trapold gegen Peschendorf zu heißt der Hutberg und man will noch Spuren des Gebäudes daselbst sehen, von dem aus der Wächter nach den nahenden Feinden spähte, der das Dorf zu hüten hatte.

318.
Balintitt.
Blätter f. G. G. u. V. 1838. 248.

Als der ungarische König Ludwig I. in Neapel kriegte, befand sich in seinem Heere unter andern siebenbürgischen Männern auch Valentin Nagy, der unter dem Woiwoden Stefan einen Reitertrupp anführte. Als die Ungarn in einem Treffen hart bedrängt wurden und fast zu weichen begannen, sprengte Nagy in der größten Noth plötzlich mit seinen Reitern heran. Sein Erscheinen ermuthigte alle so sehr, daß sie mit dem Rufe „Valentin ist da“ (magy. Bálint itt!) von Neuem auf die Feinde eindrangen und die Schlacht wiederherstellten.

319.
Fattendorf.
Mündlich. Oberlieutenant W. Wenrich.

Zwischen Mettersdorf und Treppen lag einst ein Dorf Fattendorf genannt. Nun traf es sich, daß durch eine große Seuche alle Einwohner, welche Walachen waren, starben und nur zwei Mädchen übrig blieben. Diese beiden nahmen nun Mettersdorf und Treppen zu sich, und dafür erhielten sie den Hattert von Fattendorf mit dem Rechte, daß sie keinen Zehnten davon geben, auch nicht dem Pfarrer, sondern nur jährlich je einen Kreuzer vom Joch an den Fiscus zahlen sollten. Nach einer andern Erzählung sollen die Treppener und Mettersdörfer Fattendorf mit drei andern Prädien gekauft und den Werth die Treppener in Gold bezahlt haben und zwar so, daß man dasselbige in Trögen maß und strich und nicht zählte.

320.
Das alte Propstdorf.
Mündlich.

Eine Berggegend bei Propstdorf, im Großschenker Bezirke, heißt „af der aulder Kirch“ (auf der alten Kirche). Die

Sage geht, das Dorf sei einst da gestanden; wo es aber jetzt sei, sei damals der Friedhof gewesen. Wirklich findet man auch jetzt noch zuweilen Ueberbleibsel verfaulter Särge und Menschengebeine daselbst, und der vorbeifließende Bach spült Silbernadeln u. dgl., was man den Todten mitgab, heraus. Auf die Grundmauern der alten Kirche soll man beim Pflügen schon mehrmals gestoßen haben.

321.

Feldkauf.

Mündlich.

Das „Reißel", ein Feld, bei Schäßburg, sollen die Schäßburger in der Zeit der großen Pest sammt den angränzenden Höhen von den benachbarten Edelleuten um einen Stiefel voll Dukaten gekauft haben.

322.

Divina.

Mündlich von einem Bauer.

Zwischen Klosdorf und Kaisd heißt ein schönes Feld doweféld oder åf'm duwe bådem, und in seiner Mitte quillt ein guter Brunnen. Dieser Brunnen war früher gemauert und stand mitten in einem jetzt verschwundenen Dorfe, welches den Namen Divina führte. In der großen Pest sind alle Bewohner dieses Dorfes gestorben bis auf eine alte Jungfer; die siedelte nach Kaisd über, und da sie starb, bemächtigten sich die Kaisder des ganzen Hatterts. Die Klosdorfer fingen den Proceß an und würden ihn gewonnen haben, hätten die Kaisder den Richter nicht gegen die Klosdorfer aufgebracht, indem sie ihm vorstellten, die Klosdorfer wollten den Hattert bis Divaldi *), was denn allerdings zuviel gewesen wäre. So verloren diese. Später versuchten sie den Proceß noch einmal und zwar vor

*) Alter Name von Teufelsdorf.

der Herrschaft in der Stadt, und diesmal schienen sie glücklicher zu sein, denn die Kaisder Deputirten ließen sich durch eine Hand voll Dukaten zu einem Vergleich bewegen, so daß das Feld getheilt wurde und nun ein kleines Stück an Klosdorf kam.

323.
Was sich beim Bau der großen Kirche in Kronstadt zugetragen.

Mündlich und Kőváry a. a. O. 226.

Von einem Pfeiler der Kronstädter großen Kirche guckt ein Kind in Stein gehauen in die Tiefe. Man sagt, es sei zum traurigen Andenken an einen Knaben dort angebracht, welchen sein Meister dorthin geschickt habe, ihm die Meßschnur herabzulassen, und welchen er aus Brotneid von da herabgerissen habe.

324.
Der unterbrochene Kirchenbau.

Mündlich.

Das Chor der Mühlbächer Kirche ist in einem schönen gothischen Style gebaut, während Schiff und Thurm bedeutend dagegen abstechen. Folgendes soll der Grund dieser Erscheinung sein. Als die Mühlbächer in der kleinen noch jetzt neben der Kirche stehenden Kapelle nicht mehr Raum fanden und einen großen prachtvollen Dom zu erbauen beschlossen, schrieben sie weit und breit aus nach einem Meister, der das Werk unternähme. Es fand sich ein solcher, der die Arbeit begann und das Chor auch vollendete. Der Bau desselben hatte aber so lange gewährt, daß der Meister darüber starb. Nun schrieben die Mühlbächer abermals nach einem Meister aus, der das angefangene Werk fortsetze. Allein so Viele auch kamen, so war doch Keiner im Stande, das Gewölbe so hoch zu treiben, wie es im Chor stieg, und es überhaupt in irgend einer Hinsicht dem ersten Meister gleich zu thun. So ist denn

das niedrige plumpe Schiff neben dem erhabenen und einfach herrlichen Chor entstanden.

325.

Von der Mühlbächer Kirche.

Mündlich.

Das Mühlbächer Chor, weithin den übrigen Theil des Gebäudes überragend, wird fast allgemein für das schönste in Siebenbürgen gehalten; wäre die ganze Kirche mit ihm gleichmäßig aufgebaut, so dürfte nicht einmal die Kronstädter damit wetteifern. Die Sage geht, daß die Kronstädter und die Mühlbächer Kirche zu gleicher Zeit erbaut und ihre Ausführung von einem und demselben Meister übernommen worden. Er selbst leitete aber den Bau in Kronstadt und überließ die Ueberwachung des Mühlbächer Bauwerkes einem geschickten Lehrling. Als das Chor fertig war, kam der Meister nach Mühlbach, um zu sehen, wie die Arbeit von Statten gehe. Da ihn nun der Lehrling überall herumführte und er sah, daß dessen Werk schöner ausgefallen sei als sein eigenes in Kronstadt, wurde er von Neid erfüllt und stürzte seinen Lehrling vom höchsten Gerüste unversehens herab, daß er unten zerschellte. Kein Meister fand sich, der das Gebäude in der angefangenen Großartigkeit hätte fortsetzen können, und daher rührt seine Ungleichmäßigkeit.

326.

Johannes Hunyadi's Abkunft.

Caspar Heltay Chronika a Magyarok dol.airól etc. Kolosv. 1575. p. 180. Lat. bei Fejér Genus, incunabula et virtus Johannis de Hunyad etc. Budae 1844. p. 2[illegible]. Sieb. Quartalschrift 1.29. Marienburg kleine sieb. Geschichte 72. Paget, Reisen 185. Unterhaltungsbl. f. G. G u. P. 1837. 145. (nach Joh. Hutter).

Der Italiener Anton Bonfinius hat, dem Konig Mathias zu gefallen, das Geschlecht der Hunyader auf die Römer zurück-

geleitet; aber wenn man den von ihren Söhnen mitgetheilten Erzählungen von Leuten folgt, die in Diensten Johann Hunyads gestanden, so verhält es sich damit ganz anders. Als im Jahre 1392, da Sigismund regierte in Ungarn, Moldau und Walachei, der Woiwode des letzten Landes gestorben war, entstand ein großes Zerwürfniß unter seinen Söhnen Dan und Mircse über die Nachfolge. Dan wurde vom türkischen Kaiser mit Truppen unterstützt, dem Mircse wieder half Sigismund. Dieser führte in eigener Person ein Heer der Walachei zu und kam durch Siebenbürgen und hatte sein Lager auch einmal aufgeschlagen an der Stelle, welche damals Sargetia oder Strigins hieß. Dort erzählten ihm seine Hofleute von der großen Schönheit einer Bojarentochter; er ließ sie vor sich bringen, und als er sie sah, kam ihm ein Gelüste nach ihr an und er begehrte ihrer. Sie aber sprach: „Hoher Herr, ich bin eine edle Jungfrau, aus dem Geschlechte Morsinai, und du mußt zuerst sagen, was, wenn ich von dir schwanger geworden, mit mir und meinem Sproßen sein wird." Der König erwiederte: „Wenn dem also geschehen sollte, so glaube mir, daß ich für dich und dein Kind Sorge tragen und euch ein schönes Erbe schenken und dein Geschenk erhöhen will. Hier Wort und Hand darauf!"

Nach einigen Tagen zog der König in die Walachei schlug die Türken und Walachen, setzte den Mircse ins Woiwodat und kehrte darauf nach Siebenbürgen zurück. An demselben Fluß wie früher schlug er sein Lager auf und ließ das Mädchen Morsinai durch seine Diener vor sich bringen. Da zeigte es sich, daß sie schwanger war im vierten Monat, und da sie den König um seine Gnade bat, that sie es nicht vergebens, denn er gab ihr schöne Geschenke und ließ bei ihr einen Ring und ein Blatt Papier als Zeichen. Darauf zog er nach Ofen mit seinem Heere.

Damals hielt sich im Hunyader Komitat ein Bojar aus der Walachei auf, Woyk Buthry, der wegen der Unruhen aus

seiner Heimat hieher geflüchtet war. Derselbige nun nahm, angelockt durch die große Mitgift und die Schönheit der Morsinai, diese zu seinem Weibe und führte sie, als ihn Mircse bald darauf mit dem Versprechen völliger Entschädigung für seine Verluste nach Hause rief, mit sich in die Walachei. Hier gebar sie — Einige nennen sie Elisabeth — einen schönen Knaben, den sie, wie ihr Sigismund geboten, mit Sorgfalt auferzog und Jankulus d. i. Johannes nannte. Bald nach dieser Zeit zog Sigismund abermals mit Heeresmacht wider die Türken und kam auch in die Walachei, wo ihm die Morsinai den Knaben zeigte sammt Ring und Schrift. Der König wurde ganz froh und befahl der Mutter, den Knaben seinerzeit nach Ofen zu bringen, wo der König von Ungarn wohnte, daß er ihn reichlich beschenke. Sigismund kehrte nach einer Zeit nach Ungarn zurück.

Unterdessen starb der Gemahl der Morsinai, und sie kam wieder nach Siebenbürgen und lebte bei ihren Brüdern. Einst bat sie einen derselben, Kaspar, mit ihr und dem kleinen Jankula nach Ofen zu gehen. Dieser schlug ihr zuerst ihre Bitte ab, weil er nicht wußte, was der König seiner Schwester versprochen hatte. Als er aber Alles erfahren, wie es sich verhielt, willigte er ein um seiner Schwester willen. Einige Tage darauf, da die Morsinai mit Kleiderwaschen beschäftigt war und der Knabe weinte, gab sie ihm den Ring. Plötzlich flog ein Rabe herbei, entriß dem Knaben das Zeichen und erhob sich auf einen Baum. Der Knabe weinte heftig; da sah die Mutter den Ring in des Raben Schnabel und erstarrte. Schnell lief sie darauf zu ihrem Bruder Kaspar und beschwor ihn, den Raben zu verfolgen und ihm den Ring abzunehmen, daß die Zukunft des Knaben nicht verloren gehe, denn ohne den Ring werde es unsicher oder gar unnütz sein zum Könige zu gehen. Sogleich schoß der Bruder auf den Raben, traf ihn aber in

seiner Hast nicht gut; aber zum andermal zielte er besser, durchbohrte den Vogel und erlangte den Ring.

Später führte der Bruder die Schwester nach Ofen. Und als der König sich eines Tages nach dem Essen auf dem Markte befand, trat sie vor ihn, hielt ihm den Kleinen sammt Schrift und Ring entgegen und bat ihn flehend, seines Versprechens zu gedenken und seinem Sohn und dem Hause Morsinai gnädig zu sein. Der König erröthete Anfangs; dann aber gab er den Ring der Mutter zurück, lobte sie, daß sie den Knaben nach Ofen gebracht und hieß sie guten Muthes sein. Ohne Verzug ließ er den Ban Franziskus vor sich kommen und befahl ihm, Herberge und alles Nothwendige für sie zu besorgen und zu verhüten, daß sie dem König aus dem Gedächtniß kämen, da er sie völlig befriedigt nach Siebenbürgen entlassen wolle.

Franziskus führte die Mutter sammt Söhnlein und Bruder nach Pest, einem sehr nahe an Ofen gelegenen Ort, hinüber, gab ihnen eine Herberge in dem Hause eines Bürgers und ließ sie dort täglich aufs Beste bewirthen. Oft ließ der König den Jankulus nach Ofen hinüberbringen, spielte mit ihm und ließ ihn nie ohne schöne Ringe, Ketten und goldene Gulden zurückkehren. Nachdem so ein Monat verstrichen, redete der Ban Franziskus einmal zum König, als er ihn sehr wohl gelaunt sah, pries die Schönheit des Knaben und daß er zu Großem geboren sei, und bat den König, denselben besser als mit schnödem Gold zu beschenken. Da verlieh ihm der König den Marktflecken Hunyad mit den benachbarten Dörfern (sechzig sollen es gewesen sein) und Prädien, und gab ihm Briefe mit seinem geheimen Siegel an den Woiwoden von Siebenbürgen, worin diesem geboten wurde, ihn in den Besitz jener Güter einzuführen, und gab dem Jankula und allen Morsinaischen Nachkommen den Raben ins Wappen mit dem goldenen Ring im Schnabel; die Mutter beschenkte er überdies mit vielen Goldgulden und einem sechsspännigen Wagen. Drauf entließ

er sie mit reichem Reisegeld fröhlich nach Siebenbürgen. Dort angelangt, nahmen sie ihr neues Eigenthum in Besitz und die schöne Morsinai wohnte in Hunyad mit ihrem Sohn, woher dieser den Namen Johann Hunyadi erhielt. Die Mutter starb nahe bei Hunyad und wurde — falls wir recht berichtet sind — im Dorfe Telek begraben; denn weder ist Johannes in Pest erzogen worden, noch seine Mutter dort gestorben.

327.

Entscheidung eines Hatterstreites.

Satellit. 1841. 137.

Kronstadt war König Sigismund's liebster Aufenthalt in Siebenbürgen. Daher hat er auch im Jahr 1427 neun Monate mit seiner Gemalin Barbara Hof gehalten allda und auch die Stadt mit befestigten Thoren, mit Wall und Graben verwahren lassen. Damals hatten die Kronstädter einen Hattertstreit mit den Neustädtern wegen der sogenannten Pojane (eine Gebirgsstrecke mit reichen Wiesen und Waldungen oberhalb Kronstadt's). Da kam König Sigismund mit Barbara und seinem ganzen Hofstaat, schickte Kommissäre hinaus auf das streitige Gebiet, ließ sie sich dasselbe ansehen und stellte dann den Kronstädtern eine Urkunde aus, wie man es der Gegend recht anmerke, daß sie der Kronstädter und nicht ihrer Gegner Eigenthum sei. Darum ließen die Kronstädter den König auch mit Scepter und Krone über das alte Klosterthor malen.

328.

Der Grewenberg.

Mündlich.

Unmittelbar hinter dem evangelischen Pfarrhof in Henndorf steigt ein beträchtlicher Berg an, dessen obere Fläche Grewenberg heißt. Als einmal in Folge der großen Pest die säch-

sische Bevölkerung von Henndorf beträchtlich abgenommen hatte, baute sich ein angesehener Bürger oder Gref (Richter) des Dorfes auf jene Höhe ein Haus und tyrannisirte von da aus den Ort. Die Henndorfer aber waren klug genug, einen Vergleich mit dem mächtigen Dränger einzugehen, in Folge dessen sie demselben einen Theil ihres Hatterts, das ganze heutige Gebiet von Reteschdorf, unter der Bedingung abtraten, daß er sein Haus auf dem Grewenberg aufgebe und die Henndorfer in Ruhe lasse. Also gaben sie ihr Eigenthum hin und retteten ihr Freiheit.

329.

Helenenbrunnen.

Mündlich.

So oder Felinebrunnen heißt ein Feldbrunnen bei Trapold (sächs. Ort zwei Stunden von Schäßburg). Jene Edelfrau von Wolkendorf, welche ihre Besitzungen an die Schäßburger Bergkirche vergabte, war dem Trunke sehr ergeben und brachte Alles, was sie besaß, durch. Als sie nichts mehr ihr Eigen nennen konnte, wanderte sie zu Fuß weg von Wolkendorf und ging Trapold zu. Das Gehen wurde ihr schwer und sie setzte sich ermüdet an den benannten Brunnen und löschte ihren Durst mit seinem klaren Wasser. Und so gut schmeckte es ihr, daß sie laut ausrief: „Ei nâ hât ich nët änyden dëses wâsser dränke kënnen, esi wërd ich më geat nöch hun!“

330.

Fleißige Arbeiter.

Mündlich.

Die meisten Bildsäulen auf den Strebepfeilern der Schäßburger Bergkirche sind ohne Hände. Als man an dem Bau der Kirche arbeitete, waren einige Leute so fleißig, daß sie sich die

Hände abarbeiteten. Zur Erkenntlichkeit wurde ihnen die Ehre zu Theil, in Stein gehauen an jene Plätze abgebildet zu werden.

331.

Aufopfernde Liebe.

Blätter f. G. G. u V. 1838. 185.

An dem Dorfe Sommerburg, drei Stunden von Reps, erhebt sich ein ziemlich hoher Bergkegel, auf dessen Spitze die Burg steht. Oft ist sie der Schauplatz blutiger Thaten gewesen und die Sicherung des Eigenthums ist ihr nicht immer so leicht geworden wie heute. Im Jahr 1421 waren die Türken ins Land gefallen und die Bauern flüchteten schaarenweise in ihre ummauerten Kirchhöfe oder, wo sie deren hatten, in ihre Burgen. So thaten auch die Sommerburger, und wie sie zu keiner Zeit dem magyarischen Nachbar, wenn er in feindlicher Absicht kam, ihre Thore verschlossen — oft zu gar geringem eigenem Nutzen —, so ließen sie auch dazumal einen Grafen von Szent-Marton, Lebei Janosch mit seiner jungen Frau in die Mauern ihrer Veste. Als die Türken vor der Burg erschienen, wollten die Tapfern drinnen sich nicht ergeben, sondern fochten und der magyarische Schutzgenosse mit ihnen, bis die Mauern von den übermächtigen Feinden erstiegen waren und das Blut kniehoch stand in den Höfen. Die meisten Vertheidiger kamen um, einige wurden als Gefangene fortgeschleppt, die wenigsten entkamen. Unter den letzten befand sich die magyarische Edelfrau, unter den Gefangenen ihr Gemahl. Fernhin nach Asien wurde er geschleppt und dachte seine Heimat nimmer wiederzusehn. Aber seine Gattin trug eine so große Liebe zu ihm, daß sie Haus und Hof und Alles, was sie daheim hatte, verkaufte und sich auf den Weg machte zu ihrem Gatten. So kam sie eines Tages, nach langer und mühvoller Wanderung, vor das Schloß, in welchem derselbe gefangen war und bat mit Weinen

und Flehen den Herrn desselben um dessen Freilassung. Aber dieser war grausam genug, sie nur in dem Falle zu versprechen, wenn die schöne Magyarin drei schwere Arbeiten vollführt habe: erstens sollte sie den Bruder des Herrn, der von wilden Nachbarvölkern gefangen worden, befreien; zweitens in einem Kahn einen Wasserfall hinunterfahren und drittens ihren Gemahl persönlich aus seinem Gefängniß herausführen, was keine kleine Sache war, weil in einem Gemach vor der einzigen Thüre desselben Löwen und allerlei andere reißende Thiere eingesperrt waren.

Aber das Magyarenweib vertraute auf Gott und fürchtete sich nicht und that Alles, wie es ihr geboten war, und als sie den geliebten Gatten aus seinem Kerker geholt, ließ ihn der Herr frei, und sie machten sich auf und kamen mit einander nach Hause. Hier gedachte nun die treue Gattin ein glückliches Leben zu führen an der Seite des geretteten Gatten. Allein Gott hatte es anders gemittelt. Auf der beschwerlichen Wanderung war ihre Haut braun und rauh geworden und hatte ihre Schönheit mehr ab- als zugenommen. Nun hatte sie eine Schwester, die war weiß und schön, und lebte bei ihr, und der Graf sah sie oft und gerne und gewann sie endlich so lieb, daß er fast den Verstand verlor und auf den Tod krank wurde. Das sah seine Gattin und that, als sie die Quelle seiner Krankheit entdeckt hatte, was wohl nur ein liebendes Weib zu thun im Stande ist. Sie ging — wie sie zum Grafen sagte, zum Besuch einer Freundin — in ein Kloster, und von dort erhielt ihr Gemahl plötzlich die Nachricht, sie sei gestorben und habe ihm in ihrer Todesstunde die Sorge für ihre Schwester aufs Herz gebunden.

Aber sie war nicht gestorben, sondern lebte noch eine Zeit lang im Kloster, glücklich im Bewußtsein ihrer edeln That.

332.

Pfaffenloch bei Kerz.

Mündlich.

In der wilden Tatarenzeit hat man oft auf allerhand Mittel gedacht, um im Augenblick der oft gar plötzlich hereinbrechenden Gefahr Leib und Leben in Sicherheit zu bringen. Die Pfaffen von Kerz, einem 6 Stunden östlich von Hermanstadt gelegenen und der Stadt gehörigen Dorfe, besaßen eine sehr schöne Kirche, die mit der großen Kronstädter Hauptkirche einen Baumeister gehabt haben soll *). In dieser Kirche ist der Eingang zu einem langen unterirdischen Gange, der den Flüchtling unbemerkt zum Alt führt, wo der leichte Kahn ihn an das jenseitige Ufer in Sicherheit bringen konnte. Auf diesem geheimen Wege entflohen in wilder Tatarenzeit einst zwei Pfaffen und hielten sich darauf in großer Verborgenheit in einer am rechten Altufer befindlichen Höhle auf, welche das Volk Pfaffenloch nennt, und wo sie lange ein einsiedlerisches Leben führten **).

333.

Borszék.

Borszék, Sieb's. berühmtester Kurort nebst einem kurzen Anhang über Belber von A. Kurz. Kronstadt 1844. 51.

Schon 1439 sollen Jäger die Mineralquellen in dem Borßekthale entdeckt haben. Auch wird aus viel späterer Zeit

*) Marienburg Geogr. II. 255., wo auch eine steinerne Gnadensäule erwähnt wird, die bis vor Kurzem dort gestanden.

**) In der Mittheilung von Kästner in den Blättern f. G. G. u. V. 185 $^1/_2$, 153. ist der Flüchtige der Abt selbst; oben angelangt, schießt er seine Büchse los, um den zurückgebliebenen oder unstät irrenden Brüdern ein Sammelzeichen zu geben. Diese erscheinen zwar wirklich, aber bald darauf, durch den Schuß gelockt, auch die Tartaren, worauf die Flüchtlinge insgesammt niedergemacht werden

erzählt, daß ein blutspeiender Hirte dort seine Genesung gefunden und auf die Heilkraft des Wassers aufmerksam gemacht habe.

334.

Johann Hunyadi bei dem Fürsten von Bosnien.

Nach Chalkochondylas im Chron. Fuchsio — Lup. Olt. ed. Trausch. I, 31. Note.

Jangus d. i. Johann war von niedriger Abstammung. Seine Heimat war Choniatä, ein Flecken in Ardelium. Von dort kam er zum Fürsten der Triballer (Bosnier), bei welchem er um Lohn diente und sich bei jeder Gelegenheit durch unermüdliche Tapferkeit auszeichnete. Als er sich mit dem Fürsten einmal auf der Jagd befand und dieser einen Wolf sah, rief er dem Jangus zu, denselben zu erjagen. Sogleich machte sich dieser an die Verfolgung des Wildes, das von dem Nachsetzenden in die Enge getrieben, endlich in einen Fluß sprang und denselben zu durchschwimmen begann. Aber Jangus ließ nicht ab, setzte auf seinem Pferd über das Wasser und verfolgte die Spur des Wolfes so lange, bis er den Wolf erreichte, worauf er ihn erlegte und ihm das Fell abzog. Abermals schwamm er nun über den Fluß und brachte dem Fürsten das Fell mit den Worten: „O Herr, geschehen ist was du geboten; ich habe den Wolf getödtet. Nimm sein Fell und verfüge darüber nach Belieben!“ Ueber all dieses war der Fürst sehr erfreut und brach in die Worte aus: „Es kann nicht fehlen, daß dieser Mann einmal zu großer Macht gelange.“ Auch belohnte er ihn reichlich mit Geld und Schätzen, und Jangus kehrte erst nach langem Aufenthalt bei dem Fürsten zu den Pannoniern zurück.

Andere erzählen, daß Jangus, ehe er zum Fürsten von Bosnien gekommen, dem Alys. Benazius um Lohn gedient

habe und dessen Pferdehüter gewesen sei. Doch scheint die Sache nicht glaublich, weil er sonst türkisch gelernt hätte.

335.

Der Rabenbrunnen.

Mündlich aus Petersdorf.

König Matthias hielt sich im Sommer häufig in Mühlbach auf, wo er im jetzigen Seiwertischen Hause wohnte. Von hier aus pflegte er gerne Ausflüge nach dem nahen Petersdorf zu machen, wobei er gewöhnlich im Kloster des heiligen Petrus einkehrte. Dieses Kloster stand auf einem Hügel außerhalb des Dorfes, da wo noch jetzt die Trümmer der alten Kirche mit ihren Ringmauern und dem Begräbnißplatz des Dorfes sich befinden. Einst war der König wieder in jenem Kloster, wollte sich die Hände waschen, zog deshalb seinen goldenen Ring vom Finger und legte ihn auf das offene Fenster. Während sich nun der König an dem Handtuch hinter der Thüre die Hand trocknet, kommt ein Rabe durch den Glanz des Goldes herbeigelockt an das Fenster, ergreift den Ring und fliegt damit in den Wald. Hier auf hohem Bergrücken zwischen Fels und Gestein entspringt eine reiche kalte Quelle. An ihr ließ der Rabe seinen Durst zu stillen sich nieder, verlor dabei aber den Ring aus dem Schnabel, so daß derselbe ins Wasser fiel. Lange Zeit ließ der König den Ring vergebens suchen, bis eines Tages ein Waldschütz zu jenem Brunnen kam und wie er trinken wollte durch das klare Wasser das Kleinod vom Grunde auf schimmern sah. Sogleich holte er es heraus und brachte es dem König, der ihn mit gewohnter Milde beschenkte. Der Brunnen heißt Rabenbrunnen bis auf den heutigen Tag.

336.

Kendofi.

Mündlich

Ein Walache soll sich um König Matthias viele Verdienste und dadurch die Zusicherung des Adels erworben haben. Aber da der König auch vieles andere zu thun hatte, so ließ der Adelsbrief lange auf sich warten, so daß der Ungeduldige, als er einst wieder Lob und Versprechen erntete, mahnend fragte: **Kend o fi?** (Wann wird es geschehen?) Da gab der König der neugeadelten Familie diesen Namen, und so soll es auch in dem Adelsdiplom stehen: **Kendofi** nicht **Kendeffy** oder gar **Kenderfy.**

337.

Die Sachsen berühmte Schützen.

Chron. Fuchs. Lup. Olt. ed. Trausch. II., 291.

Albert Huet, der berühmte Hermanstädter Königsrichter führt in seiner Rede, die er am 10. Juni 1591 vor dem Fürsten Sigmund Bathori und seinen Räthen zur Vertheidigung seiner Nation in Weißenburg hielt, an, daß nach der Erzählung des konstantinopolitanischen Geschichtschreibers Chalkochondylas die Sachsen berühmte Schützen gewesen, also daß als einst Bajazethes, ein vorzüglicher Pascha des Sultan Amurathes, Hermanstadt belagerte, ein sächsischer Stückmeister selbigen Bajazethes so an die Stirne getroffen, daß er niedergesunken und seinen Geist sogleich aufgegeben, worauf sein Heer, durch den Tod des Führers in Schrecken gesetzt, die Belagerung aufgehoben habe.

338.

Der Schwerttanz.

Mündlich. Poetisch bearbeitet im Sieb. Boten. Juli 1852.

Die Kürschner von Hermanstadt sollen einst (bei Talmesch) eine Heldenthat gegen die Türken verrichtet und einen

Comes herausgehauen haben. Dafür erhielten sie die Ehre, bei feierlichen Gelegenheiten, besonders bei der Einführung eines neuen Comes, den Schwerttánz aufzuführen.

339.

Der Untergang von Hamlesch.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1840. 25.

Wo im Repser Bezirk das Dorf Deutsch-Tekes liegt, begrenzt von den Dörfern Kobring und Seiburg und dem Altfluß, stand am Fuße des Buchhorn in alten Zeiten ein Städtchen, Hamlesch oder auch nur das Städtchen vor dem dunkeln Wald genannt. Lukas Hermann hieß einst der Stadtrichter. Derselbe hatte einen Knecht Bukur Waida, der war gebürtig aus dem nahen Orte Königsburg (Kiralyhalom) und hatte daselbst einen Bruder. Dieser kehrte sich wenig an Mein und Dein und weidete seine Schaafherde öfters auf verbotenem Gebiet, zumal auf dem fetten Hattert von Hamlesch. Und wenn ihn die Feldhüter ertappten und pfänden wollten, so drohte er mit seinem Bruder, der im Dienste des Stadtrichters stehe. Darüber ward ein Hüter einst so erzürnt, daß er den Grenzfrevler tödtete. Als diese That geschehen war, verließ Bukur seinen Herrn und ging auf Rache sinnend zuerst in die Moldau, dann noch weiter, dahin wo die wilden Tataren zu Hause sind. Hier gelang es ihm, in eines Häuptlings Dienste zu treten, mit dem er nach der wilden Sitte jenes Volkes viele Raubzüge mitmachte. Auf allen bewies er sich so tapfer und uneigennützig, daß er sich das Vertrauen des Hauptmanns in hohem Maße erwarb und dieser ihm einst erlaubte, sich etwas recht Großes auszubitten und ihm die Gewährung, wenn sie nur möglich sei, im Voraus zusagte.

Da gedachte Bukur seines von dem Hamlescher erschlagenen Bruders und freute sich, daß der Tag der Rache ge-

kommen. Und er bat den Hauptmann, daß er seine Schaar für kurze Zeit unter Bukurs Anführung einen Streifzug nach Siebenbürgen unternehmen lasse, und theilte ihm auf dessen Aufforderung mit was er im Schilde habe. Der Hauptmann ließ ihn gewähren, und Bukur eilte mit einer Tartarenhorde nach Siebenbürgen.

An einem zweiten Pfingsttag, als die Bürger mit Weib und Kind zur Kirche, die auf einer Anhöhe gebaut und mit Mauern umgeben war, gingen, stand ein fremder Handelsmann in der Nähe derselben und bot seltene Waaren zum Verkaufe aus. Es war Bukur. Seine Horde lauerte kaum tausend Schritte entfernt in einem Graben, den die Walachen noch heute poreau taburi (Lagergraben) nennen, auf das Zeichen zum Ueberfall. Da schallte plötzlich das wilde Kampfgeheul der Tartaren in die Worte des Predigers, und Kirche und Kirchhof wurden der Schauplatz des fürchterlichsten Blutbades, das die Sonne je gesehen. Die unglücklichen Ueberfallenen mußten sich wehrlos hinschlachten lassen. Und sie wurden hingeschlachtet; keiner der Anwesenden blieb am Leben. Nicht einmal die Häuser der Stadt blieben verschont, Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht, also daß man heute kaum noch die Stelle weiß, wo das Städtchen gestanden. So rächte der Walache seinen Bruder.

340.

Tartareneinfälle.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Wie die Tartaren ins Rösnerland bei Rodna einbrachen, wurde auch eine aus Jaad gebürtige Magd mit einem gefangenen Manne zusammen auf ein Pferd gebunden und mitgeschleppt. Aber es gelang diesem, sie beide zu befreien und sich in einen Sumpf zu retten. Doch wären sie durch ein kleines

Hündchen fast verrathen worden, wäre der Mann nicht aus dem Wasser hinausgestiegen und hätte dasselbe getödtet. Darauf verweilten sie so lange daselbst bis die Gefahr vorüber war. Bei demselben Einfall hatten die Jaader ein Verhau so gemacht, daß sie die Bäume nicht ganz abhieben sondern nur so weit, bis sie am Fallen waren. Als dann die Tartaren kamen, stürzten sie die Bäume auf dieselben, so daß diese theils erschlagen theils von allen Seiten eingeschlossen wurden.

Auch ein Wallendörfer wurde von den Tartaren gefangen fortgeführt und befreite sich und flüchtete seiner Heimat zu. Aber die Tartaren waren ihm mit ihren Spürhündchen auf dem Fuße, und er mußte sich in einen Sumpf verbergen bis sie vorbei waren. Zu Hause angelangt war er so verändert, daß ihn anfangs nicht einmal seine Mutter erkannte.

Als die Tartaren in die Gegend von Treppen kamen, lief alles in das benachbarte Bistritz. Nur ein einziger Bewohner dieses Dorfes blieb zurück, verbarg sich hinter eine Dornhecke am Johannesberg und sah zu, wie zuerst das Dorf, darauf die Kirche und endlich der Thurm oben bei den Glocken angezündet wurde. Als darauf die Tartaren fortzogen, kam er schnell hervor, zog sich die Stiefel aus, schöpfte damit Wasser und löschte die Flamme am Thurm, welcher der Gemeinde auf diese Weise erhalten wurde.

341.

König Mathias auf dem Királyhágo.

Ad. Schmidl. Handbuch für Reisende im Kaiserthum Oesterreich 532

Der Királyhágo (Königssteig) ist ein gewaltiger Berg an der Grenze zwischen Siebenbürgen und Ungarn, über welchen die Hauptstraße von Klausenburg nach Großwardein führt. Man zeigt auf seiner Höhe einen einzeln stehenden Fels und erzählt, der König Mathias habe ihn umritten.

342.

Géczivár.

Kövary a. a. O. 172

Zwischen Asszonyfalva und Magyar Leta lag die Géczivár. Heute gehört der erstere Ort sammt den beiden Dörfern Füle der Stadt Klausenburg. Die Sage weiß wie sie dazu gekommen. Géczi fand Gefallen an einer Klausenburger Bürgersfrau und entführte sie in seine Burg. Ihr Mann liebte sie zwar sehr; aber dem berüchtigten Géczi gegenüber wagte er nichts. Endlich ermannte er sich doch und ging zu ihm. Wie Géczi ihn erblickt, tritt er ihm entgegen und fragt, was er wolle. Der kluge Schuster erwiedert: „Eine Frau mit zwei Ohren."*) Géczi gefiel dieser Ausweg (denn jener meinte damit nichts anderes, als er solle ihm, wenn er seine Frau behalten wolle, die drei Dörfer als Ersatz schenken) und gab ihm diese Orte als Ersatz; dadurch wurde der Bürger ein reicher Mann; und zuletzt wählte ihn die Stadt in den Rath und bewog ihn, ein Testament zu machen, worin er jene drei Dörfer an die Stadt schenkte. Und so besitzt diese sie noch.

343

Mathias in Kronstadt.

Satellit 1841. 137.

In der Purzengasse zu Kronstadt steht ein Haus, an dessen Vorderseite in einer Vertiefung eine halbe Krone angebracht ist. Hier soll König Mathias unerkannt abgestiegen seyn und gespeist haben. Was? Sechs Eier, erzählt man, und er habe einen Zettel unter dem Tischteppich zurückgelassen mit den lateinischen Worten: Hic fuit Mathias rex, comedit ova sex."

*) Asszony heißt magy. Frau, fül das Ohr; daher das obige Wortspiel.

344.

Die Kronstädter zeigen dem König Mathias ihre goldene Krone.

Unterhaltungsblatt f. G. G. und P. 1837 155. (nach J. Hutter.)

Im Jahr 1460 zog der König von Kronstadt in die Walachei, schlug die Türken mit dem walachischen Drakul Wayda, worüber sich die Kronstädter bei des Königs Wiederkunft so sehr freuten, daß sie ihm ihr größtes Kleinod, die gewachsene ganz goldene Krone zeigten. Darüber bezeigte der König große Freude und sprach: „Ich habe vermeint, es sei mit dieser Krone nur ein Gedicht.“ Die Kroner Herren erzählten dem König solches noch weitläufig, wie diese Krone allda gefunden sei, wo jetzt die Stadt gebauet stehet. Daher hätte sie den Namen bekommen; derowegen führte sie die Stadt im Wappen. Die Stadt verehrte darauf dem König mit schönen goldenen Geschirren, an welchen er einen solchen Gefallen hatte, daß er den Zünften die schönsten Privilegien ertheilte, deren sie sich bis vor Kurzem noch mit vielem Nutzen bedienten. Die Kronstädter hielten diese Krone für ein besonderes Heiligthum, ohngeachtet sie wenigen Menschen ist gezeigt worden.

Weil sie am Tage Johannis Baptistä soll gefunden worden sein, so wurde zu dessen Gedächtniß der Jugend jährlich auf diesen Tag eine Freude erlaubt, auf diese Art, daß sie einen hohen Baum aufgesetzt und eine schöne Krone von Kirschen, Rosen, Rosmarin und Nägelblumen darauf gesetzt, auch sonsten schöne Kränze an den Balken nebst vielen Honigkuchen und anderem schönen Obst daran gehängt, darauf dem, der die Krone erstiegen und gewonnen, ein schönes Glas Wein und ander Geschenk übergeben. Solang demnach die Krone emporgestanden, haben die Mägde, welche die Musikanten bestellet, mit den Junggesellen, so sie zu dieser Freude geladen, immer um den aufgerichteten hohen Baum getanzet.

Dieser Brauch ist aus Kronstadt auch in andere Städte gebracht worden und bis auf die Zeiten des Bethlen Gabor geblieben. Wer in Mediasch die Krone gewann, hieß Johannes an diesem Tage, und wäre es auch nicht sein Name gewesen, und wer ihn anders nannte zahlte zwei Denare als Strafe.

345.

Wie König Mathias die Gerechtigkeit handhabt.

Unterhaltungsbl. für G., G. u. P. 1837., 147. (nach Joh. Hutter.)

Während seiner Regierung hat sich König Mathias oft verkleidet, wie er denn einesmals in der Stadt Klausenburg von des Richters Diener zum Richter ist gebracht worden, daß er allda hat müssen Holz hauen und legen. Wie der Richter aber nicht hat wollen auszahlen, ja auch nicht gar wohl zu essen gegeben, so ist König Mathias wegwollen gehen, ward aber vom Diener geschlagen und vom Richter gescholten, also daß er die Arbeit mußte helfen zu Ende führen, schreibt indessen auf etliche Hölzer seinen Namen und gehet nach vollbrachter Arbeit an seinen Ort. Nach etlichen Tagen kömmt er wieder gen Klausenburg in seinem königlichen Einzug und kehret bei dem Richter zur Herberg ein. Wie er unter Anderem den Richter fragt, wie es in der Stadt zuginge, ob der Richter auch der Armen Recht hielte und sie beschützte, und ob er auch den Arbeitern ihren verdienten Lohn gebe, antwortete der Richter mit Ja. Da hielt der König mit Fragen ein wenig ein und wollte wissen, warum in der königlichen Küche allzeit grünes Holz verbrennt würde. Der Richter antwortete, es sei also der Brauch. Da sprach der König, er solle ihm von seinem dürren Holz eine Klafter schenken, denn die Köche klagten über das grüne Holz. Der Richter dachte nicht, wo der König hinaus wollte und sagte es ihm gerne zu. Da sprach der König: „Du sagst, du gebest den Armen gern den ver-

dienten Lohn, warum hast du denn mir nicht wollen auszahlen, als ich dieses Holz habe helfen zusammentragen und auch legen, sondern ließest mich noch dazu schlagen. Da dieses der Richter hörte, hub er an zu läugnen und sprach: „Ich kenne solchen Menschen nicht, vielweniger denn, daß er mir sollte geholfen haben Holz zusammen tragen." Aber der Richter mußte das Lagerholz zuwerfen lassen. Da wurde des Königs beschriebenes und bezeichnetes Holz zu mehrerem Glauben gefunden, und wie das der Richter sieht, so hebt er an zu bitten; aber vergeblich. Der König läßt den Richter an sein eigen Thor aufhängen, und den Diener der ihn geschlagen, ließ er spießen, allen Andern zur Warnung und zum Exempel, wie Jedermann mit den Arbeitern sollte umgehen; denn wollte man ihnen nicht zahlen, so sollte man sie ja nicht dazu schlagen. Das war ein schreckliches Exempel statuirt und zwar in seiner Geburtsstadt.

Dergleichen hat sich auch jenseits Klausenburg im Gebirge begeben mit einem Mauthner, welcher bei dem König berüchtigt war, als ob er viele Vorbeireisende ermorde. Dieses zu erforschen verkleidete der König sich als ein Reisender und nach gestelltem Hinterhalt, auch gegebenem Befehl, wenn er rufe, sollten ihm seine Leute zu Hilfe kommen, stellet er sich, als ob er vor der Mauth vorbeigehen wolle. Der Dreißiger fällt ihn gleich an und als er etwas Geld bei ihm vermerkt, führt er ihn in seine Stube, wo sein Weib ein Stück eingesalzen Hirschfleisch gekocht hatte und den Mann zu essen nöthigte. Dieser befahl, dem Fremden davon abgesondert auch zu geben. Als nun der Mauthner und sein Weib gegessen hatten, fragt er den nicht erkannten König, welcher sich ganz erschrocken stellte, ob er auch gegessen hätte. Und da er es mit Ja beantwortet hatte, verschloß der Mauthner die Thür, fiel seinen Reisenden an, welcher sich etlichemal von ihm herumtummeln ließ, da jener mit ihm rang. Der König empfand

aber gar bald des Mauthners Ernst, da solcher ihm im Ringen stets nach der Kehle griff, darum schrie er wie ein brüllender Löwe, wie er denn einen solchen Hals zu kreischen gehabt, daß es geschallt wie eine Trompete: „O Mathes König, wo bist du? Komm mir zu Hilf!“ Sogleich sind seine Diener da, brechen die Thüre auf und machen dem Mordspiel ein Ende, wobei der mörderische Mauthner an sein eigen Thor in einen Hacken gehängt ward.

346.

Der Reichthum der Gruben von Offenbánya.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde, 1838 p. 356.
Vergleiche Marienburgs Geographie II, 64.

Offenbánya, ein Dorf mitten im wald- und erzreichen siebenbürgischen Erzgebirge, war früher ein deutscher Ort und hat zahlreiche deutsche Namen gehabt z. B. Offenburg, Quimburg, Quumburg, Quemburg, Schwendburg, Ominburg, Umberg; aber heute nennen es auch die Sachsen Offenbánya. Was jetzt dort an Gold und Silber gewonnen wird, ist indeß gar ein Spiel gegen das, was die Gruben zur Zeit des Königs Mathias lieferten. Da hatte der Obergoldeinlöser zwölf Platten aus purem Gold machen lassen, und wenn er Sonntags und Feiertags zur Kirche ging, ließ er sich die Platten vorlegen, eine um die andere, also daß sein Fuß nimmer anders denn auf Gold trat. Und sechszig Bergleute arbeiteten Tag für Tag auf die reichen Adern; die Zahl der Schmelzhütten läßt sich gar nicht bestimmen. In Valye Harmonyasze und Valye Chori allein standen sechsunddreißig. Aber die ganze Herrlichkeit nahm ein Ende, als einmal an der Stelle, die heute Gyilkos d. i. Mördergrube heißt, ein Bergwerk einstürzte und alle Bergleute, sechszig an der Zahl, erschlug.

347.
Vom Gäßübel.*)
Mündlich

Vom Gäßübel bei Mühlbach erzählt die Sage Folgendes. Derselbe gehörte ursprünglich der reichen und mächtigen sächsischen Grafenfamilie der Henninge, deren Hauptsitz Petersdorf war und nach denen noch heute ein Dorf den Namen Henningsdorf führt. Durch Erbschaft war der Gäßübel an eine ungrische Dame gekommen und ging von dieser an die Stadt über. Vor der Stadt war nämlich ein Lager versammelt, weil man einen Einfall der Türken befürchtete. Die Dame liebte einen Offizier aus dem Lager und kam deshalb nach Mühlbach. Hier von der Reise ermüdet angelangt, wurde sie vom Königsrichter sehr gastfreundlich aufgenommen und gleich bei ihrer Ankunft mit einem ausgesuchten Frühstück bewirthet. Aus Dankbarkeit für diese Erquickung schenkte sie der Stadt den Gäßübel.

Andere erzählen, der Geliebte jener Edeldame sei im Lager gestorben und begraben worden, die Dame habe sich von der Nähe seines Grabes nicht mehr trennen können, in Mühlbach sich wohnhaft niedergelassen und über dem Grabe eine kleine Kapelle als Denkmal errichten lassen. Bei ihrem Tode verordnete sie, daß ihre Gebeine ebenfalls in jener Kapelle beigesetzt würden und vermachte der Stadt den Gäßübel unter der Bedingung, das Heiligthum fortwährend in gutem Stand zu erhalten. Wirklich war eine solche Kapelle noch vor etwa dreißig Jahren auf dem Gäßübel zu sehen.

348.
Von Paul Kinischi's Jugend.
Kővary a. a. O. 153 nach Heltais Chronik.

Bei Csucsa zeigt man am Körösch eine Mühle, aus welcher Paul Kinischi unter die Soldaten gegangen sein soll

*) Andere sprechen Gäßhüwel.

Er war nämlich ein Müllersknecht und so stark, daß er Mühlsteine aufhob und aus dem emporgehobenen Faß trank. Zuerst diente er unter Magyar Balász, welcher ihm um seiner Tapferkeit willen seine Tochter zur Ehe gab.

349.

Wallfahrtsort.

Mündlich.

Vor der Reformation soll Galt ein Gnadenbild besessen haben, zu welchem gewallfahrtet worden.

350.

Klöster in Bistritz.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

In der Klostergasse in Bistritz sollen ein Mönchs- und ein Nonnenkloster gestanden sein, beide untereinander durch unterirdische Gänge verbunden. Von den Mönchen daselbst soll ein mißhandeltes Frauenzimmer umgebracht und dadurch die Reformation herbeigeführt worden sein.

351.

Kirchbau.

Von demselben.

Die nichtunirte Kirche in Magyar Gyerö Monostor konnte erst dann gebaut werden, als ein im nahen Walde verfertigtes Kreuz von zwei walachischen Frauen bei Nacht an die Stelle der jetzigen Kirche getragen und dort aufgerichtet worden. Dieses Kreuz ist auch jetzt noch an der äußern Bretterwand des Chors zu sehen und darauf der Name der einen Frau: Minna, zu lesen.

352.

Alter der Katzendorfer Kirche.

Mündlich

In dem zum Repser Bezirk gehörigen Dorf Katzendorf steht rechts vom Eingang in die Angergasse ein Hof mit steinernem Thorbogen, in dessen Schlußquadern die Jahrzahl 1518 eingemeißelt ist. In dem Hause, das damals dem ehrlichen Bürger Johann Ewe gehörte, sollen die Steinmetze gewohnt haben, welche an dem Kirchbau beschäftigt waren. Zu ihrem Gedächtniß gruben sie jene Zahl in den Stein. So alt ist also auch die Kirche. Die Schwärze der Mauern aber rührt vom Brand von 1706 her.

353.

Das Altarblatt in Schweischer.

Mündlich. Bl. f. G. G. u V. 1851. 31.

Das Altarblatt in der Kirche von Schweischer ist eines der schönsten im Vaterland. Es ist ein Flügelbild und stellt Züge aus dem Leben des von den Katholiken verehrten heiligen Martinus dar, die um eine Kreuzigung als Mittelbild geordnet sind. Auf einem Bild hält der Bischof ein Buch, in dem die Jahrzahl 1522 zu lesen ist. Dieses Altarblatt soll von einem in stürmischer Türkenzeit in der Kirche verborgenen fremden Maler gearbeitet worden sein.

354.

Verböczi.

Kövary a. a O. 260. 215.

In Szökefalva, einem Dorf am linken Ufer der kleinen Kokel ist ein alterhümliches Gebäude, von welchem man glaubt, daß Verhöczi darin geboren sei. Jetzt ist es dem Einsturz nahe. In dem Véeser Schloß soll derselbe Verböczi an seinem Gesetzbuch gearbeitet haben.

355.

Was sich in Hermanstadt bei der Verbrennung der lutherischen Schriften zugetragen.

M. Georg. Haner Hist. Ecclesiae. Transilv. Francof. et Lips. 1694. Lib. IV.

Die evangelische Lehre Doktor Martin Luthers hatte im Jahre 1523 auch in Hermanstadt bereits so stark Wurzel gefaßt, daß der Erzbischof von Gran, unter dem die Hermanstädter Kirche damals stand, sich einen königlichen Befehl an den Rath dieser Stadt auswirkte, daß man daselbst unter Andern des von dem Papst sammt seinen Anhängern in den Bann gethanen Dokter Luthers Schriften in den Häusern aufsuchen und öffentlich verbrennen solle. Damit dieses geschehe, sandte der Erzbischof einen Kommissär nach Hermannstadt. Der dasige Rath ließ ihn gewähren, und er fand auch nicht wenige Lutherische Schriften, die er den Bürgern wegnehmen und auf dem Markte verbrennen ließ. Da, erzählen nun Einige, habe es sich zugetragen, daß, als diese Bücher im Angesicht vieler Bürger allda verbrennet worden, ein Psalter, der mitten in der Flamme gewesen, von dem Winde erfaßt und über den Kopf des erzbischöflichen Kommissärs, der zu derselben Zeit an der Spitze einer feierlichen Prozession um die große Kirche daherkam, geführt worden und habe seinen Schädel so stark verbrannt, daß er ohnmächtig zu wanken begonnen und zur Erde gefallen sei. Das Buch aber wurde durch den Wind auf demselben Wege wieder zurück ins Feuer geschleudert und verbrannte zur Asche. Der Kommissär wurde in seine Herberge getragen und starb den dritten Tag darauf.

356.

Die Reformation in Schaas.

Mündlich.

Zur Zeit als die Lehre Luthers Eingang fand im Sachsenlande, hatten die Schaaser einen ihrer Bürger, Namens

Streff, um Ablaß nach Rom geschickt. Mehrmals bereits hatte er in gleicher Absicht diese lange Reise vollendet, und wenn er mit der Absolution für das Dorf nach Hause kam, waren ihm allemal alle Kirchenglieder von Schaas unter Musik und Glockenklang und heiligen Gesängen entgegengegangen. Darum wunderte er sich nicht wenig, daß ihn diesmal, obwohl er seine Ankunft vorher verkündigt hatte, Niemand einholte und die Straße leer blieb und die Glocken schwiegen. Sein Erstaunen erreichte den höchsten Grad, als er die früher so geachteten Kirchenheiligen in einem Winkel neben der Kirche liegend fand. Auf sein Befragen bedeutete man ihm, daß in seiner Abwesenheit sich auch die Schaaser der neuen Lehre zugewandt hätten. Er aber nahm die Heiligen von dem unheiligen Orte, gab ihnen eine Stelle in seinem eigenen Hause und blieb katholisch bis an sein Ende.

357.

Honterusbrunnen.

Mündlich

In einem sehr freundlichen Waldthälchen östlich von Kronstadt feiert die sächsische Bevölkerung dieses Ortes alljährlich ein Jugendfest, das Honterusfest. Der Honterusbrunnen ist der Mittelpunkt desselben. Von dieser Quelle erzählt man, daß, als der große Reformator des Burzenlandes gelebt, die Pfaffen jenen Brunnen vergiftet hätten, um sich des gefürchteten Gegners zu entledigen. Aber Gott wacht über den Seinen, und so wurde auch diese böse Absicht entdeckt und vereitelt. Von dieser Zeit her heißt der Brunnen Honterusbrunnen.

358.

Das Schloß von Szamos Ujvár.

Kövary a. a. O. 125.

Das Schloß von Szamos Ujvár ist 1540 von Martinuzzi erbaut worden und zwar, wie die Sage erzählt, aus

den Ruinen der einige Stunden davon entfernten Bálványosvár.

359.

Wie Weißkirch an die Hallern gekommen.

Mündlich. Blätter f. G. G. u. V. 1851. 2.

Weißkirch bei Schäßburg war früher ein sächsischer Ort und mit Ausnahme des Grundes, auf dem die alte in deutschem Stil erbaute reformirte Kirche steht und der bis auf den heutigen Tag Freiboden ist, Besitzthum der Schäßburger. Einst aber entstand zwischen diesen und einer reichen Familie, deren Namen die Sage verloren hat, Streit über den einträglichen Besitz und währte derselbe lange Jahre hindurch ohne entschieden zu werden. Es waren aber damals die Hallern ein mächtiges sächsisches Geschlecht und so geachtet im Vaterlande, daß ihnen sogar die erste Stelle in der Nation, die Grafenwürde von Hermanstadt, nicht verschlossen war. Diese Familie nun erbot sich den Streit für die Schäßburger zu führen. Die aber machten es wie ihre Vorfahren, die um der Bequemlichkeit und des lieben Kreuzers willen die Tagfahrten der Gemeinde und des Gaues nicht mehr besuchten wie vordem und sich vertreten ließen von einzelnen Reichen und nur im Stillen zuweilen, wie das denn auch heute noch also geschieht, murrten gegen das, was diese zu Recht erkannten und beschlossen, so lange, bis das Recht in den Händen dieser Wenigen lag und diese allein es kannten und zu weisen im Stande waren und daher auch weisen wollten als Erbrichter zu großem Schaden der Gemeinfreiheit. Nicht um ein Härchen besser und anders machten es damals die Schäßburger: sie gaben das Recht der eigenen Vertretung aus ihrer Hand und mußten es endlich erleben, daß der Besitz von Weißkirch zwar ihren Gegnern abgesprochen wurde, aber nicht ihnen sondern den befreundeten Hallern zufiel. Noch heute sagen die Leute daher von Ei-

nem, der auf ähnliche Weise Hab und Gut erwirbt: „er dient darum, wie der Haller um Weißkirch.“

360.

„Metz nekem is!“
(Schneid auch mir ab.)

Mündlich.

Die Szekler waren zu allen Zeiten zu Empörung und Dreinschlagen etwas schnell bereit. So hatten sie sich um geringer Ursache willen auch aufgelehnt gegen den Fürsten Johann Sigismund Zapolya, waren aber nach kurzem Kampfe bei Neumarkt aufs Haupt geschlagen worden. Ihre Anführer und viel gemeines Volk erwarteten 1562 von dem nach Schäßburg berufenen Landtag Recht und Urtheil. Das wurde ihnen denn in folgender Weise: ihr Hauptmann Georg Nagy wurde unter schrecklichen Martern hingerichtet, den Andern ließ man freie Wahl, ob sie das Leben oder die Nase verlieren wollten. Alle ohne Ausnahme gaben die letztere Preis und drängten sich mit dem Ruf „metz nekem is“ zur selbstgewählten verstümmelnden Exekution. Zwei Viertel oder gar ein Kübel Nasen wurden gesammelt und in das Thürmchen auf der Steinlei verwahrt.

Eine zweite Sage versetzt diese Begebenheit in die Krutzenzeit und erzählt, die Krutzen seien gefangen und in die „große Kirche“ (Bergkirche) eingesperrt worden, und man habe den Spruch gemacht, daß man so Vielen die Nasen abschneiden wolle, bis ein Viertel voll sei, die Uebrigen aber sollten insgesammt das Leben verlieren. Da hätten sie sich mit obigem Rufe haufenweise zur südlichen Halle hingedrängt, wo die Exekution vorgenommen worden.

361.

Der Kronstädter Lederer Johann Weiß(?) wird Fürst der Moldau.

Chronicon Fuchs. Lup. Olt. ed. Trausch. I., 71. Blätter f. G, G. und V. 1838. 194.

Im Jahr 1588 nahm der türkische Kaiser dem Woiwoden Petrus die moldauische Fürstenwürde und setzte in seine Stelle einen gewissen Jankule auf den Thron. Dieser Jankule soll der Sohn eines Kronstädter Lederers Georg Weiß oder nach Andern des Mysen Thysen Hannes (Johann Mathias Mies oder Johann Jeremias Theiß) gewesen sein. Er erlernte in Kronstadt das väterliche Handwerk. Als er aber herangewachsen war und seine Mutter Katharina über gewisse Zeichen befragte, die er an seinem Leibe gewahrte, belehrte diese ihn, daß er der Sohn eines Woiwoden sei. Und weil seine Mutter ihm immer und immer wiederholte, was sie zuerst gesprochen, glaubte er endlich selbst daran, ließ sich sogar von dem Vater enterben und ging nach Konstantinopel. Hier wies er jene Zeichen vor, machte sich bei etlichen Vornehmen des Hofes beliebt und gelangte durch ihre Fürsprache auf den Fürstenstuhl der Moldau. Nach einer andern Erzählung heiratete er zuerst eine reiche Frau von der griechischen Insel Cypern und bestach darauf mit ihrem Gelde die besagten Höflinge. Aber die Bojaren des Landes sahen ihn als einen Fremdling an und nicht als ihres Gleichen, haßten ihn, stifteten Empörungen, und er hatte ein sehr sorgenvolles Leben. Als er sich aber durch sein schlechtes und thörichtes Benehmen gar den polnischen König Stefan Bathori zum Feind machte, da bewirkte dieser bei dem türkischen Hofe die Absetzung Jankula's. Er floh mit seinen Schätzen und wollte durch Rußland nach Deutschland ziehn; wurde aber auf dem Wege von Polen gefangen und auf des Königs Befehl im Jahre 1588

zu Lemberg hingerichtet. — Wieder nach Andern soll der König Stefan mit Heeresmacht wider ihn gezogen sein und Jankule bei dieser Gelegenheit sein Ende gefunden haben. Seine Schätze kamen in des polnischen Königs Gewalt, welcher sie trotz der vom türkischen Kaiser erhobenen Ansprüche auch behielt, aber der Gattin und den Kindern des Unglücklichen gewisse Einkünfte anwies.

362.

Abstammung der Woiwoden zu Dobring.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1841. 200.

Dobring ist ein zum Reußmärkter Bezirk gehöriges Dorf am Fuß der Grenzgebirge gegen die kleine Walachei. Vor nicht langer Zeit ist daselbst die Familie Woiwod ausgestorben. Ueber die Entstehung dieses Namens erzählt die Sage Folgendes:

Vor vielen Jahren stand ein walachischer Knabe Michael im Dienst eines sächsischen Bürgers von Dobring. Als derselbe einst, mit den übrigen beim Pflügen beschäftigten Arbeitern in heißer Mittagsstunde rastend, unter einem einzeln stehenden Birnbaum schlief, sahen die Bauern plötzlich einen Adler grade über dem Knaben in Anfangs weiten, dann immer enger werdenden Kreisen herumfliegen. Als sich die Erscheinung am nächsten und dem darauf folgenden Tage wiederholte und zur selben Zeit furchtbare Gewitter sich über dem Orte zusammenzogen, ging den Bauern die Sache zu Gedanken: das Amt trat zusammen und beschloß, da die wunderbare Begebenheit offenbar darauf hindeute, daß der Knabe einst großes Unglück über das Dorf bringen werde, denselben zu tödten. Aber dieser Beschluß wurde durch Marie, die Tochter des Dienstherrn, die sich des Knaben erbarmte, verrathen, und Michael floh über das nahe Gebirge. In der Walachei nahm ihn ein ansehnlicher Bojar als Hirtenknaben in seine

Dienste, später sogar als Gespielen seines Sohnes in sein Haus. Mit dem jungen Bojaren machte Michael eine Reise nach Konstantinopel, erwarb sich das Zutrauen des türkischen Kaisers, der damals die Woiwoden der Walachei unumschränkt einsetzte und ward endlich von diesem zur höchsten Stelle im Fürstenthum, zum Woiwoden, erhoben. Als solcher gewann er im Bunde mit dem deutschen Kaiser Rudolf II diesem 1599 die Schlacht bei Schellenberg gegen den Fürsten Andreas Bathori. Seine wilden walachischen Völker verheerten weit und breit die Gegend zwischen Hermanstadt und Weißenburg. Michael selbst kam eines Tages mit seinem ganzen Heere vor Dobring, das frühere blutige Vorhaben des Dorfes in seinem wüthigen nie vergessenden Herzen. Die Aeltesten der Gemeinde kamen zwar in sein Lager ihn um Schonung des Ortes zu flehen; aber er verlangte die Auslieferung all derer, die einst seinen Tod beschlossen. Die wackern Dobringer aber wollten lieber alle zu Grunde gehen, als jene dem sichern wahrscheinlich martervollen Tode preisgeben.

Da lebte noch Marie, die den Michael einst gerettet und unterdessen eine stattliche Frau geworden war. Diese beschloß in das Lager hinauszugehn und den von ihr Geretteten und durch sie eigentlich so hoch Gestiegenen um Erbarmen für Dobring zu bitten. In banger Ungeduld harrte das Dorf des Erfolges und athmete bereits auf, als die Plünderung verboten wurde und ein Theil der Truppen mit der Frau des Woiwoden aus dem Lager aufbrach. Aber alles schien vergebens, als Marie plötzlich händeringend aus Michaels Zelt hervorstürzte; schon wollten die Horden anfangen mit dem Plündern. Aber Marie wurde in Michaels Zelt zurückgetragen und kehrte bald darauf in das Dorf zurück. Dasselbe blieb diesmal und auch bei den folgenden Raubzügen der Michael'schen Walachen verschont. Aber der Wütherich hatte diese Schonung nur um die Preisgebung des Weibes gewähren

wollen. Darum trauerte Marie und wollte nicht zu ihrem Gatten zurückkehren, auch den Dank der Gemeinde nicht annehmen. Jammernd erzählte sie das Geschehene und bat, zu Gott für sie zu beten um Vergebung ihrer Sünde. Erst als dieses am nächstfolgenden Sonntag geschehen war, kehrte sie zu ihrem Eheherrn zurück. Nach einiger Zeit gebar sie einen Knaben, der später von seinen Kameraden den Namen „Woiwod“ erhielt, und wie das oft gegangen, es blieb der Spitzname als Familienname empor.

363.

Das Repser Freitum.

Mündlich.

Dasselbe ist ein schöner und ausgedehnter Wald- und Wiesengrund östlich von Reps, angrenzend an den Alt, und gehörte ursprünglich allen zum Repser Stuhl zählenden Ortschaften und wurde auch von allen gemeinschaftlich benützt. Sein alter Name ist Thurzon. Heute aber haben nur Reps, Schweischer, Deutsch Weißkirch, Hameruden, Katzendorf und Draas Antheil daran. Das ist also gekommen. In bösen Zeiten mußte der Stuhl das Freitum an einen Grundherrn von Unter Riokes (Alsó Rákos) verpfänden, und von diesem war es mit der Zeit als sein Eigenthum an sich gerissen worden. Dadurch entstand ein schwerer Prozeß. Zwölf der betheiligten Orte scheuten die Kosten desselben, überließen ihn den sechs übrigen und traten, im Falle des glücklichen Ausganges, ihren Antheil an dem streitigen Gebiet gegen eine zur Anerkennung ihres ursprünglichen Mitrechtes jährlich an sie zu zahlende Summe an jene ab. Diese gewannen den verzweifelten Rechtsstreit und benützen den einträglichen Platz denn auch heute noch ausschließlich.

364.

Die Weidenbächerin.

Nach einer poet. Behandlung im Kronstädter Dialekt aus den Blättern für G., G. und V. 1841. 143.

Vor mehr als dritthalbhundert Jahren fielen die Türken wieder einmal ins Burzenland und trieben Vieh und Menschen als Beute fort. Darunter befand sich auch eine artige hochschwangere Weidenbächerin, die von einem reichen Türken nebst andern Sklaven gekauft wurde. Die Frau erfreute sich seiner Gnade und menschlicher sogar liebreicher Behandlung, während ihre Mitgefangenen ein hartes Loos traf. Als die Frau in die Wochen gekommen war mit Zwillingen, zwei Knaben, betrachtete der Türke dieselben wie seine eigenen Kinder, wartete sie und spielte mit ihnen. So verstrichen vier Jahre. Allein die Frau sehnte sich zurück in ihre Heimat. Eines Tages ging sie zu den gefangenen Landsleuten, und diese flehten sie um Gotteswillen um Erlösung und versprachen hoch und theuer, auf der Flucht für sie sorgen zu wollen. Da verhieß sie ihr Möglichstes, und als der Türke einst auf drei Tage verreist war, löste sie die Ketten ihrer Genossen, nahm einen Sack mit Kostbarkeiten und schlug den Weg zur Heimat ein, nachdem sie zuvor schmerzlichen Abschied von ihren Kindern genommen, die sie nicht mitnehmen konnte. Theurer als diese waren ihr also Freiheit und Vaterland. Aber sie waren nur eine kurze Strecke noch gegangen, als Einer sie ihres Sackes beraubte. Die Andern verließen der Reihe nach das schwache Weib, und bald war sie allein. Kummervoll ging sie des Weges und wagte nur bei Nacht die Wanderung; bei Tage verbarg sie sich, weil sie sich von dem Türken verfolgt glaubte. Und sie irrte auch nicht: als sie einst unter einer Brücke versteckt war, kam er dahergeritten von einem trefflichen Spürhund begleitet. Als dieser bald hierauf zu bellen

anfing, durchsuchte der Türke die Gegend nach der Verfolgten; aber er fand sie nicht und ritt fluchend von dannen.

Unter unsäglichen Mühseligkeiten, oft von Hunger und Durst gefoltert, kam sie endlich in ihre Heimat Weidenbach und betrat die Schwelle ihres Hauses. In demselben fand sie eine unbekannte Frau, grüßte dieselbe in walachischer Sprache und setzte sich auf den Heerd. In ihrer türkischen Kleidung erschien sie der jetzigen Hausfrau — denn der Mann hatte sich wieder verheiratet — etwas sonderbar; diese bot ihr dies und jenes an, um sie fortzuschaffen; allein alles vergebens. Als endlich selbst Schelten nichts fruchtete, rief sie den Mann herbei, der auf der Tenne beschäftigt war. Kaum sah dieser die Fremde, als er sie umarmte und weinend in seine Arme schloß. Nie hatte er sie wiederzusehn vermeint. Darum hatte er sich denn nach langer Trauer eine andere Wirthin beigesellt, die aber jetzt der Erstberechtigten in Folge eines Spruches der Geistlichkeit den Platz räumen mußte. Und Mann und Frau lebten nachher vergnügt und zufrieden noch manches Jahr miteinander.

365.

Michelsdorf.

Mündlich.

Ein Thal, das von Jakobsdorf (im Agnethler Bezirk) sich Neithausen zu hinzieht, heißt Michelsdorf und die Leute erzählen, daß dort vor Zeiten ein Dorf gleichen Namens gestanden. Aber in den bösen Pestzeiten hätten sich die Einwohner, die der Seuche nicht unterlagen, von da weggezogen und Jakobsdorf gegründet an einem gesunderen Orte.

366.

Beilegung des Grenzstreites zwischen Draas und Katzendorf.

Mündlich.

Zur Zeit, als die große Pest in unserem Vaterlande wüthete, wurde Draas von derselben entvölkert, daß nur fünfzig Personen männlichen Geschlechtes übrig blieben. Diese hatten nun mit ihren Familien auf dem nicht unansehnlichen Hattert allerdings hinlänglich Raum und beachteten es wenig, wenn die von der Pest verschont gebliebenen Katzendörfer einen Theil desselben benützten. Dieser Theil, am linken Ufer des kleinen Homorodflußes gelegen, war damals ein mit Schilf bewachsener Platz, der den Draasern, weil er kein Mähgras hervorbrachte, nicht sonderlich werth schien. Doch die Katzendörfer wandelten denselben allmälig in eine sehr ergiebige Wiese um. Und da sie eine lange Reihe von Jahren hindurch in dem Besitz und der Benützung derselben von Niemanden gestört wurden, betrachteten sie selbe als ihr volles Eigenthum. Als sich aber die Einwohnerzahl von Draas, besonders durch Zusammenzug mehrer durch die Pest hart mitgenommener sächsischer Ortschaften, wieder ansehnlich vermehrt, machte der Ort seine Rechtsansprüche auf den im Besitz der Nachbargemeinde befindlichen Hatterttheil geltend und es entstand ein ärgerlicher Streit zwischen den beiden Dörfern. Verbriest und urkundlich konnte keine Partei ihr Recht nachweisen. Endlich ließ die entscheidende Untersuchungskommission, wahrscheinlich bestochen, die Katzendörfer zum Eide zu und stellte die Frage also: Könnt ihr schwören, daß ihr auf Katzendörfer Erde stehet?" Und ein Katzendörfer, der sich in seine Stiefel Erde vom Katzendörfer Kirchfriedhof gethan, schwur: „Ja! ich kann schwören." So wurde jenes Grenzgebiet für Eigenthum der Katzendörfer erklärt. Aber der Mann hatte falsch geschworen und

die strafende Gerechtigkeit Gottes offenbarte sich an ihm, denn als er bei den Rückkehr in sein Dorf vor seinem Gassenthürlein hielt, wurde sein Pferd plötzlich scheu, stürzte zum niedrigen Pförtchen hinein und brach den Reiter so zurück, daß er todt zur Erde fiel.

367.

Das Thürmchen auf der Steinlei.

Mündlich.

Westlich von Schäßburg, nahe der Stelle, an welcher der erste Hügel in ziemlich langer Strecke jäh, fast überhängend gegen die unten fließende Kokel abfällt, steht ein Thürmchen ganz vereinzelt. Fast Alle noch, die des Weges kamen, haben nach seiner Bedeutung gefragt, aber die meisten eine verkehrte, Viele auch gar keine Antwort erhalten. Einige, die klug sein wollen, meinen, das Thürmlein bedeute die Stadtgerichtsbarkeit; Andere, die es auch zu verstehen glauben, sagen, es nehme die Stelle eines früher dort gestandenen katholisch Heiligen ein; die Schaaser, welche durch ihre Späße einen ausgebreiteten Ruf haben, behaupten, es sei erbaut worden zum Gedächtniß des einst dort stattgefundenen Zusammentreffens eines Bischofs mit dem Komes. Das heißt aber Alles nichts, das Volk erzählt es anders, und auch die Gelehrten, welche die unleserlich gewordene Schrift an dem Thürmchen nicht zu deuten im Stande sind, können's diesmal nicht besser erklären. Das Volk erzählt:

Die Türken kamen einmal mit vielem Volk vor die Stadt und gedachten sie zu erobern. Allein die Bürger waren auf ihrer Hut, die Mauern besetzt; in den zahlreichen Thürmen standen die Zünfte mit brennender Lunte an den wohlgerichteten Hackenbüchsen und Schweinsfüßen.*) Kaum erschienen

*) Eine Art kurzer Wallbüchsen.

die ersten Feinde und unter ihnen der Bascha auf gewaltigem Elephanten auf der Steinlei, als es vom Goldschmiedthurm blitzte; pfeifend flog der wohlgezielte Schuß daher und traf den Bascha, daß er von seinem hohen Sitze zur Erde sank. In demselben Augenblick machten die Bürger einen Ausfall, verjagten die Feinde und brachten den todten Bascha und den Elephanten in ihre Gewalt. Und sie begruben den Bascha, auf seinem Elephanten sitzend, in die Erde, wo er gefallen war, und bauten das Thürmchen über ihn, das heute noch dasteht Aber auch der Goldschmiedthurm, obwohl er jetzt zerfallen ist, hatte damals seine Ehre, und der Wächter darin wohnte in einem Gemache, dessen Decke reich mit reinem Golde verziert war.

368.

Die Zerstörung Wolkendorfs.

Nach einer poet. Bearbeitung im sächsischen Hausfreund von 1851. 56.

Als die Tatern im Jahr 1611 in das Burzenland eingefallen waren, kamen sie am 23. September auch vor Wolkendorf. Die Einwohner hatten ihre beste Habe und endlich auch sich selbst sammt Weib und Kind in den befestigten Kirchhof geflüchtet. Aber sie waren zu schwach, um ihn gegen die mächtigen Feinde zu halten; die Tatern erstürmten die Veste und wütheten furchtbar mit Mord und Plünderung. Einige Männer hatten sich in einen festen Thurm geworfen und vertheidigten denselben mit der letzten Kraft, indem sie gewaltige Steine herunterwarfen, und dies mit solchem Erfolg, daß Hans Schabel unter Andern einen vornehmen Tatern, welcher soeben sein Eheweib von ihrem todten Kinde wegriß, zu Boden schmetterte. Hiedurch wurde der Feind noch viel wüthiger, häufte Holz und Stroh um den Thurm und zündete es an, so daß dreihundert tapfere Leute in demselben ihr Grab fanden. Nur

Fünfen gelang es, sich zu retten; und von dem ganzen Dorf blieb nur ein einziges Haus, und dieses halbverbrannt, stehen.

369.

Der Studentenhügel.

J. Dück. Gesch. des Kronstädter Gymnasiums. 1845. 50. Mündlich.

Als am 16. Oktober 1612 der brave Stadtrichter von Kronstadt seine Leute zum Kampf hinausführte gegen den ruchlosen Tyrannen Gabriel Bathori, zogen alle Gymnasiasten von Kronstadt, die Wehr und Waffen zu führen kräftig genug waren, mit Ausnahme Weniger, die im Dienst der Kirche zurückbleiben mußten, mit ihm in die Ebene zwischen Brenndorf und Marienburg. Es waren vierzig hoffnungsvolle Jünglinge. Als die Schlacht durch die Feigheit und Verrätherei der Walachen verloren, auch die Sachsenschaar nach heißem Kampf geflohen, Weiß auf der Flucht getödtet war, lagen neununddreißig von ihnen auf der blutigen Wahlstatt. Ein Einziger, der verwundet unter den Leichen der Kameraden lag, entging den Blicken der blutdürstigen Sieger, blieb am Leben und bekleidete später die Predigerstelle in Marienburg. Die Leichen der gefallenen neununddreißig Studenten wurden in ein gemeinsames Grab gesenkt und der Hügel, der sich darüber erhebt, der Studentenhügel genannt, und das Volk erzählt noch mit wehmüthigem Stolz von den gefallenen Heldensöhnen.

370.

Martin Eisenburger.

Mündlich.

Zur Zeit als Rakotzi I Fürst in Siebenbürgen war, hatten die Schäßburger einen ausgezeichneten Bürgermeister, der hieß Martin Eisenburger und war seines Gewerbes, wie erzählt wird, ein Wagner. Er wohnte in der Beiergasse, und

wenn die Leute zu ihm ins Haus kamen und zufällig in die Werkstatt traten, fanden sie dort oft einen rüstigen Meister, wie er, das Schurzfell vorgebunden, mit Art und Säge an den hölzernen Klötzen hantirte. Traf es sich aber, daß sie nicht mit dem Wagnermeister zu thun hatten, sondern nach dem Bürgermeister fragten, so schritt der erstere zur Thür hinaus in sein Wohnzimmer im obern Stock und beschied sie in kurzer Frist ebendahin. Unterdessen hatte er das Schurzfell abgelegt und das Mente angezogen, und wenn sie nun abermals anfragten, gab er sich ihnen als Bürgermeister zu erkennen. Und es war Keiner unter seinen Mitbürgern, der Amt und Gewerbe so gut und kräftig zu führen verstand als er.

371.

Die Schätze des Kalugers.

Schmeitzel, Sieb. Gesch. Manuskript zum Jahre 1638.

Der Fürst Georg Rakotzi I. hatte auf Empfehlung des walachischen Woiwoden Matthäus einen Kaluger zum Bischof der siebenbürgischen Walachen gemacht, dieser sich aber gegen seine jüngern weiblichen Kirchenkinder so unordentlich betragen, daß ihn der Fürst mit Ruthenstreichen und bei Nacht und Nebel aus Weißenburg hinauswerfen ließ. Unter den Papieren dieses Menschen fand man eine Schrift, in welcher große Schätze als an bestimmten Garten- und Wiesenplätzen verborgen bezeichnet wurden. Der Fürst ließ nachsuchen und soll dadurch sehr reich geworden sein. Die Schätze sollen von den Zeiten des Woiwoden Michael dort vergraben gewesen sein

273.

Ursprung der Forts.

Mündlich.

In Rogeschell bei Klausenburg lebt eine große Familie Namens Forts. Sie findet sich auch in Retjizel und einigen

andern Dörfern jener Gegend und nennt sich eine ursprünglich deutsche. Ihre Glieder sind fast alle nahe an sechs Fuß hoch. Die Leute, welche dort herum wohnen, erzählen Folgendes über den Ursprung ihres Namens. Zur Kurutzenzeit flüchtete Einer aus dieser Familie, die damals Lobons hieß, ins Gebirge und seit des wurde sie dort einheimisch. Zur Zeit Rakotzis focht ein Anderer aus demselben Hause gegen die Türken. Als die Schlacht verloren war, floh Rakotzi nur von Lobons begleitet ins Gebirge. Einige Türken verfolgten sie und waren ihnen sehr nahe. „Nun Lobons“, sagte Rakotzi „wir sind verloren!“ Lobons aber drehte sich im Sattel herum, streckte den nächsten Türken, der schon den Säbel schwang, durch einen Schuß nieder und entkam dann mit dem Fürsten durch eine Seitenschlucht. Für diese That gab Rakotzi ihm den Namen Forts von fortis, der Tapfere.

373.

Der gehörnte Pfarrer.

Mündlich.

Wenn die Tatern nach Siebenbürgen einbrachen, verwüsteten sie nicht nur weit und breit Alles, wohin sie kamen, sondern schleppten auch oft viel tausend Menschen in harte Knechtschaft mit sich fort. So führten sie denn einmal — vielleicht 1658 — auch den Pfarrer von Galt als Sklaven in die Türkei. Als später einmal Sachsen, die dasselbe Loos gehabt, aber jetzt freigelassen fröhlich der Heimat zuzogen, eine Straße gingen, hörten sie vom Felde herüber die Töne eines ihnen wohlbekannten, im Vaterlande oft vernommenen Kirchenliedes herüberklingen. Wie sie näher traten, war es der Pfarrer von Galt, der sich die schwere Knechtsarbeit mit frommem Gesang erleichterte. Aber in welchem Zustand fanden sie ihn! Nicht zufrieden mit dem Raube der Freiheit hatten seine unmenschlichen Peiniger ihm sogar das menschliche Ansehn ge-

nommen und ihm — wer beschreibt die Schmerzen, die er dabei mag empfunden haben? — Hörner in den Kopf eingebrannt. Vergebens jedoch forderten ihn die Landsleute auf mit ihnen zu gehen: er wollte sich dem Spott nicht blosstellen, den seine Mißgestalt von Seiten des leichtsinnigen Volkes ihm zugezogen hätte, und fürchtete den Schmerz, den die Abnahme der Hörner würde verursacht haben. Darum ließ er sie ziehen ins theure Vaterland und blieb selbst in der Gefangenschaft der Ungläubigen.

374.

Solyomkö (Falkenstein.)

Kövary a. a. O. 147.

Auf steilem Felskegel erhebt sich am Alt bei Bückszad die Burg Solyomkö, welche von sehr geringem Umfang war. Hier pflegte man die Falken für den türkischen Sultan einzufangen.

375.

Der besorgte Ehemann.

Mündlich. Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1838. 58.

Die Repser Bezirksortschaft Galt ist oft von Krieg und Verwüstung heimgesucht worden. Als die Tatern wieder einmal in die Gegend einbrachen und auch das Dorf so plötzlich überfielen, daß viele Einwohner nicht Zeit hatten, sich in die Burg zu retten, führten die Feinde viele christliche Leute in jammervolle Gefangenschaft mit sich. So schleppte denn ein Tartar eine Galterin fort, deren Ehemann sich selbst in Sicherheit gebracht hatte. Dieser stand auf dem Friedhof und sah wie sein Weib jenseits des Altes fortgeführt wurde. Da rief er, mehr um das Heil des Feindes als das seiner Ehehälfte besorgt, dem Tatar warnend mit lauter Stimme nach: „Faer, Tater, faer! te wist nët, wat te faerst!“

376.

Wie Michael Apafi sich aus der türkischen Gefangenschaft befreite und Fürst von Siebenbürgen ward.

Blasiusche Chronik.*)

Der Fürst Michael Apafi I. soll von Geburt ein Bethlen gewesen sein und seinen spätern Namen davon haben, weil er seinem Vater als Kind sehr ähnlich gewesen, daher die edeln Herrn, so seinen Vater besuchet, öfters gesagt „az épen atyának fia“ (dieser ist grade seines Vaters Sohn) oder schlechthin „Apa fia,“ welcher Name ihm denn auch geblieben und auch auf seinen Sohn fortgeerbet. Dieses wird auch dadurch bewahrheitet, daß die Bethlenische Familie später der Apafischen Güter wegen an dem Wiener Hofe Prozeß geführt hat, und sie sollen ihnen auch sammt Epeschdorf im Jahr 1775 zugesprochen worden sein und würde ihnen wohl auch dieser Ort angehören, hätte die Majestät denselben nicht den Armenischen Kaufleuten käuflich überlassen, wornach die Bethlenischen mit einem Aequivalent werden zufrieden sein müssen.

Michael Apafi war kurz bevor er zum Fürsten eingesetzt worden, aus der tartarischen Gefangenschaft zu Hause angelangt. Sein tartarischer Herr hatte ihm um ein Lösegeld die Freiheit angetragen, und da er überdies noch Lust bekam Siebenbürgen zu sehen, kamen sie Beide nebst einem kleinen Gefolge bis nach Schäßburg in die Beiergasse. Hier war Apafi wohlbekannt; doch suchte er eine solche Herberge, wo man ihn nicht verrieth, und sagte zu seinem Herrn: „In dieser Stadt hoffe ich soviel auf Borg zu bekommen, wieviel ich für

*) Andreas Blasius, Buchbinder in Schäßburg, schrieb seine Chronik um das Jahr 1776.

meine Freiheit zu zahlen versprochen hab." Aus Erbarmen hat ihm der Tartar noch nachgelassen und ihn aufgemuntert, das Uebrige aufzutreiben. Apafi, der früher gute Nachbarschaft gepflogen mit den Schäßburgern, brachte das Geld bald zusammen, erkaufte sich die Freiheit und ging mit dem tartarischen Herrn auf sein Gut Epeschdorf. Als der Fremde sah daß sein gewesener Gefangener ein Vermögen hatte, reute ihn der Handel fast; doch es war vorbei und Apafi frei. Dieser Tartar soll auch den Apafi später bei der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen empfohlen haben, wie alte Leute versichern.

Andere aber erzählen, Ali Pascha habe bei seinem Aufenthalt in Birthälm den evangelischen Bischof zu einem siebenbürgischen Fürsten einsetzen wollen, welcher sich jedoch entschuldigt, er tauge nicht dazu, viel mehr noch sein Gevatter in den Weiden, womit er den Apafi in Epeschdorf meinte, um dessen Schloß zahlreiche Weidenbäume standen. Indeß meint von dieser Ansicht der Erzähler, daß sie seinen Beifall nicht habe.

377.

Der Schorschberg bei Halwelagen.

Mündlich.

Wenn man im Thal der großen Kokel hinabwandert, so öffnet sich von der Attelshille unterhalb Schäßburgs dem Blick eine schöne Fernsicht bis weit hinab zu den Bergen bei Mediasch. Rechts ziehen sich unabsehbare Weinberge hin, links laufen waldgekrönte nach sächsischer Art bis nahe zum Gipfel angebaute Höhen. Rechts von dem freundlichen Dörflein Halwelagen aber steht ein kahler Berg, höher als die nahestehenden alle. Weil die schwer zugängliche Höhe nun gar so einladend dasteht, so kam einmal auch den im nahen Epeschdorf (heute Elisabethstadt) wohnenden Fürsten Apafi, dem die Türken die Fürstenkrone angetragen, als der sächsische Pfarrer von

Bodendorf sie ausgeschlagen, ein Gelüste an, dorthin eine Fürstenburg aufzurichten, und er wandte sich an die Halwelagner mit der Bitte, ihm den Platz zu gedachtem Zweck zu überlassen. Diese aber bedachten, daß es nicht ohne Beispiel gewesen sei, daß aus des Fürsten Burg eine Zwingburg geworden, und schlugen das Begehren rund und standhaft ab.

Doch scheint einmal, aber in Zeiten, welche dem Gedächtniß der Menschen entschwunden sind, eine Burg auf dieser Höhe gestanden zu haben; denn es soll sich auf der südwestlichen Seite derselben eine Treppe befinden, die zu einem unterirdischen Gewölbe führt, dessen Eingang jedoch eine schwere Eisenthüre verschließt.

378.

Wöprich von Hasensprung.

Mündlich.

So heißt eine Bauernfamilie in dem Dorf Halwelagen. Ihr Adelsbrief stammt vom Fürsten Michael Apafi her und soll auf folgende Weise erworben sein. Der Fürst hielt gewöhnlich im nahen Epeschdorf Hof und mochte wohl auch, wie das Fürsten gewöhnlich geht, seine Neider und Feinde haben. Nun kamen eines Abends in das Haus Wöprich's, eines Bürgers von Halwelagen, zwei ungrische Reiter, um, wie sie sagten, sich aus dem von der Straße bemerkten hellodernden Feuer eine Kohle auf die Pfeife zu nehmen. Ihre erste Sprache an den Hauswirthen war, ob er magyarisch verstehe. Als dieser es verneint, begannen sie die Ermordung des Fürsten zu besprechen, die sie im Schilde führten. Wöprich, der jedes Wort verstand, erstarrte Anfangs vor Entsetzen über die ruchlose That; dann aber faßte er einen raschen Entschluß, machte sich draußen etwas zu schaffen, bestieg sein bestes Pferd, jagte nach Epeschdorf und zeigte die Sache im fürstlichen

Wachthaus an, so daß als die Bösewichter später an demselben anlangten, sie sogleich festgenommen und in Bande und Eisen geschlagen wurden. Für solche That ward Wöprich an die fürstliche Tafel gezogen und mit Danksagungen überschüttet. Die hohen Herren aber gedachten mit dem schlichten Bauersmann ihr Kurzweil zu haben, und da nach dem Essen eine große Jagd angeordnet war, luden sie ihn theilzunehmen ein und gaben ihm einen tüchtigen Säbel als Jagdgewehr. Nun ist, so lange die Welt steht, Niemand mit einem Säbel auf Hasen ausgeritten. Wöprich war indeß guten Muthes, bestieg sein Pferd und ritt mit hinaus. Plötzlich sprang der Hase in seiner Nähe auf; Wöprich hinter ihm her und traf ihn mit dem Säbel so geschickt, daß er ihm nicht blos den Kopf vom Rumpf trennte, sondern denselben auch wie er fortflog mit der Säbelspitze auffing. Ueber solcher Kunstfertigkeit erstarb der Spott im Munde der Höflinge, und die seiner kurz vorher gespottet traten jetzt an ihn heran und lobten ihn über die Maßen. Der Fürst aber, der Alles mitangesehen hatte und ihm auch seine Lebensrettung noch verschuldete, erhob Wöprich in den Adelsstand und gab ihm das Prädikat „von Hasensprung.“ Daher genießt denn diese Familie auf Adelsboden auch adlige Rechte; denn auf Sachsenboden gab es von Alters her keinen bevorrechteten Adelsstand.

379.

Die Leschkircherin.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde, 1838 p. 129.

Die Leschkircher hatten kaum den Einfall der Tartaren ins Burzenland vernommen, als sie alle ihre Habschaften in die Burg schleppten. Nicht nur Früchte, Kleidungsstücke und allerhand Geräthschaften wurden hineingebracht; die Weiber mußten ihren Flachs, Hanf ꝛc. zusammenpacken, das auf die Webestühle schon aufgespannte Garn abnehmen und Alles zu-

sammen in die Kammern der Burg packen. Die kleine Burg wurde ganz voll. Kaum blieb Raum, wo die Leute stehen konnten. Nun war Alles untergebracht und feierte von der Arbeit. Es vergingen 6 bis 7 Tage man hörte, daß die Tartaren sich näherten, allein es war auch am achten Tage noch Keiner zu sehen. Einem geschäftigen Weibe war dieses unthätige Leben unausstehlich. Sie lief vor das Burgthor, sah auf, sah ab, erblickte Niemand und rief endlich vor Verdruß aus: „Ihr verdammten Tatarn, daß ihr nicht einmal kommt!“ So drückte sie der Müssiggang stärker, als die Furcht vor dem wüthendsten Feinde.

380.

Türkische Mauth.

Mündlich.

Bei Schäßburg heißt ein Ort, gleich außerhalb der Beiergasse, am Hundsbach die türkische Mauth; nicht weit davon zieht sich die Türkenschanze quer über den Eichrücken. In der Mauth lagerten einst die Türken und schickten in die Stadt um die Brandschatzung. Eine große Schweinsmulde wurde auf dem Marktplatz niedergesetzt, und jeder Bürger brachte was er an goldenen und silbernen Kostbarkeiten hatte, dahin, um die Stadt zu retten. Ein Urgroßvater der heute durch ihr Alter berühmten Zikesin besaß drei weiße Knöpfe, welche der Bascha auch haben wollte, da er sie gesehen; um sie zu behalten, mußte der arme Bürger sie mit dreihundert Zwanzigern lösen.

381.

Der Landtagsbeschluß.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 129.

Nach dem Tode des Fürsten Michael Apafi hielten die Stände einen Landtag in Fogarasch, wo natürlich auch die

Deputirten der Sachsen anwesend waren. Die Hermanstädter hatten ihren Bürgermeister hingeschickt, und der Magistrat war dadurch genöthigt, mit seinem abwesenden Oberhaupte häufig zu briefwechseln. Der Stadtreiter hatte die Schreiben hin und wieder zu besorgen. So kam dieser denn wieder einmal von Fogarasch mit Briefen des Bürgermeisters an den Magistrat und kehrte unterwegs in einem Dorfe ein, wo ihm sein Quartier bei einer ziemlich betagten Witwe angewiesen wurde, die eine junge Tochter hatte. Der Abend war lang, die Wirthin neugierig und wollte von ihrem Gaste allerhand erfahren. Aber Stadtreiterkehlen waren bekanntlich nicht sehr gesprächig, so lange sie trocken blieben, und die Wirthin machte keine Anstalten, die ihres Gastes zu netzen, obgleich sie ihm mit Reden grade arg zusetzte. Da fragte sie ihn denn auch, was denn die Herren in der langen Zeit auf dem Landtag für das arme Landvolk Gutes ausgemacht hätten. Der Stadtreiter antwortete darauf, das Neueste sei ein Gesetz, das grade auf sie absonderlich passe. Man habe nämlich festgesetzt, daß wenn in einem Hause eine Witwe und deren ledige Tochter beisammen wohnten, künftighin die Letztere nicht vor der Mutter heiraten dürfe. Die Tochter hatte sich bis dahin ziemlich stille verhalten; als sie aber die letzte Rede des Stadtreiters vernahm, sprang sie von ihrem Sitz und ereiferte sich in nicht sehr gewählten Worten gegen das ungerechte Gesetz. Die Mutter aber nahm nicht minder entschieden Partei für die Weisheit des Landtags, ging in den Keller und holte für den Ueberbringer der willkommnen Botschaft einen Krug des besten Weines, den sie im Vorrath hatte. Das Mädchen ging jedoch traurig zu Bette und wollte dem lustigen Gaste keinen Bescheid thun.

382.

Türkenhügel bei Ditro.

Benkö Károly, etc. II, 152.

Das Volk erzählt, daß in einem Hügel, welcher auf dem Wege zwischen Szárhegy und Ditro liegt, die Türken (Tatár) lägen, welche in Abwesenheit der jungen Leute und Männer von den Csiker und Gyergyoer Greisen und Frauen erschlagen worden.

383.

Johann Schuller.

Mündlich.

Als Johann Schuller, der später Bürgermeister von Schäßburg wurde, zwölf Jahre alt war, wurde er von den Türken in die Gefangenschaft geführt. Weil er aber in Schäßburg im Lesen und Schreiben bereits Einiges gelernt hatte, auch der türkischen Sprache ziemlich mächtig war, hielten die Türken ihn gut und bedienten sich seiner häufig als Dolmetscher. Auf diese Weise kam er in die Nähe des Sultans und stand bald in großer Gnade bei ihm. Viele Jahre waren also verstrichen und der junge Mann hatte zugenommen an Gunst und Ansehn; da überkam ihn plötzlich ein schweres Heimweh und ein großes Verlangen, seine Eltern wiederzusehen. Traurig ging er umher, und der Gram zehrte an ihm, so daß selbst der Sultan, der ihn seines Frohsinns wegen liebgewonnen hatte, um ihn bekümmert wurde. Eines Tages forderte er ihn auf, sich Etwas auszubitten; wenn es nur möglich wäre, wolle er ihm es erfüllen. Da bat Schuller, ihn nach Hause zu entlassen. Vergebens stellte ihm der Sultan das Thörichte seines Wunsches vor und wie ihm an seinem Hofe die höchsten Ehrenstellen offen ständen, während er es in der Heimat doch höchstens zum Bürgermeister bringen könne. Allein was sind dem Ehrenämter und Ruhm, der sich nach der Heimat

sehnt! Schuller beharrte auf seinem Verlangen und der Sultan, weil er schon einmal sein Wort gegeben, ließ ihn endlich auch ziehen und gab ihm Briefe mit in sein Vaterland, die ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffneten.

Später soll Johann Schuller zwanzig Jahre lang in türkischer Gefangenschaft gewesen sein, nach einer andern Sage als er die Landessteuer nach Konstantinopel geführt, nach Palästina gezogen sein und von dort jene Rosen mitgebracht haben, die in dem Wappen über dem Thor seines Hauses auf dem Marktplatz in Schäßburg heute noch zu sehen sind. Eine der drei Rosen soll in Wien abgegeben und dort lange in einer Raritätensammlung aufbewahrt worden sein; eine zweite ließ er in Hermanstadt, eine dritte kam nach Schäßburg. Fürst Apafi adelte ihn und ertheilte ihm das Prädikat „von Rosenthal.“ Die Leute erzählen noch, wie sie von ihren Vätern und Großvätern vernommen, was für ein stattlicher Mann der Bürgermeister Schuller von Ansehn gewesen sei und wie er in seinem feinen schneeweißen Hemde auf der Steinbank unter dem Akazienbaum vor seinem Hause gesessen und Gericht gehalten habe.

384.

Steigender Aufwand

Mündlich.

Am Anfang des vorigen Jahrhunderts war Andreas Helwig von Mehburg ein angesehener Mann in Reps, so daß er hier sogar zum Bürgermeister und Königsrichter erwählt wurde. Seiner rothen Haare wegen nannte man ihn allgemein auch den rothen Königsrichter. Er hatte eine Tochter, die war Braut und sollte getraut werden mit ihrem Verlobten. Ihre Freundinen hatten sie aus allen Kräften festlich

aufgeputzt, sie gebockelt*) und viel kostbare Zitternadeln und Bänder in ihren Haarschmuck verwendet. Vor Allem freute sie die seidene Schürze, ein Geschenk des Bräutigams für den heutigen Ehrentag. Als sie nun also geschmückt, ehe der Kirchgang begann, vor dem Vater erschien, daß sie ihm danke für alle Müh und Plage, die er mit ihr gehabt von ihrer Geburt an bis auf den heutigen Tag und ihn um seine fernere Liebe und Gewogenheit bitte, sah derselbe sie lange mit stummem Wohlgefallen an, denn sie war schön und blühend und seine leibliche Tochter. Plötzlich verfinsterte sich sein Blick, und er brach, auf die seidene Schürze weisend, in bittere Vorwürfe aus über ihren Aufwand und wie sie als eine bloße Königsrichterstochter sich mit Dingen putze, die das Gesetz nur für Fürstentöchter erlaube. Aber der Bräutigam, der sich in seinem Geschenk beleidigt glaubte, nahm seine Braut am Arm und führte sie, ohne den väterlichen Segen abzuwarten, zur Kirche. So verderbt war damals schon das jüngere Geschlecht, und der Teufel der Ueberhebung und des Kleideraufwandes hielt bereits seine reichliche Ernte.

385.

Altons Braut.

Mündlich.

Die Tochter des Schäßburger Stadtpfarrers Bartholomäus Melas war die Braut eines kaiserlichen Offiziers, Alton. Als derselbe einmal bei dem benachbarten Halwelagen im Lager stand, veranstaltete er zu Ehren seiner Braut daselbst einen Ball. Allein man tanzte bei dieser Gelegenheit so rasend, daß die Braut todt hinsank und die ganze Freude ein klägliches Ende nahm.

*) So heißt die alte Art des Aufputzes im Sachsenlande, wie er bei festlichen Gelegenheiten im Gebrauch war. Nadeln und Bänder wurden dabei besonders zahlreich verwandt. Vgl. J. K. Schuller „Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenb. 1856. p. 10.

386.

Die Krutzen vor Michelsberg.

Mündlich. Abgedruckt im Sächs. Hsfrd. 1855. p. 88.

Unter der Burg von Michelsberg führt der Krutzenweg hin, ein schmaler Pfad an dem wilden Wasser hinunter. Von dort her berannten die Krutzen in alten Zeiten die Burg. Zuerst schossen sie mit Kanonen darauf, dann stürmten sie; aber wenn sie fast an der Mauer waren, so rollten die in der Burg mächtige Steine hinunter und zerschmetterten die Angreifer. Es waren die Krutzen aber eigentlich arme Leute und nicht ganz schuld daran, daß sie Räuber werden mußten. Denn als man die Stadt (Hermanstadt) baute, mußte man die Steine dazu gar weither aus der Gegend von Guraron herholen und konnte nur sehr langsam vorwärts kommen. So beschloß man einen Kanal zu graben von Guraron bis zur Stadt, um die Steine auf Schiffen fortzuschaffen. Zu dieser Arbeit nun wurden viele Leute aus dem ganzen Lande dahin befohlen und kamen auch und hatten sich mit Essen versehen, doch nur mit soviel, als etwa für zehn Tage hinreichte. Als aber diese Zeit um war, wollte man sie nicht nach Hause lassen; zu essen hatten sie nichts mehr; hungrig konnten sie doch auch nicht arbeiten. So machten sich ihrer 5—600 zusammen und zogen plündern in die Umgegend.

387.

Der gefoppte Krutze.

Mündlich.

Die Sicherheit der Person war in der Krutzenzeit oft nicht größer als die des Eigenthums, und häufig konnten die Feldarbeiten nicht einmal in der Nähe der Städte ohne Gefahr verrichtet werden. Auch einer Frau von Schäßburg wäre

es beinahe übel gegangen, die in jenen Jahren in der Wench*) einmal ihren Weingarten bearbeitete. Ein Krutze, der im Thal daherritt, nahm, durch das weiße Kopftuch — damals die allgemein übliche Tracht der Schäßburgerinnen — aufmerksam gemacht, ihrer wahr, ritt an die Hecke des Weingartens heran, stieg hier vom Pferde und ging, nachdem er dasselbe an einen Baum gebunden, in der Grenzfurche hinauf, um der Frau etwas anzuhaben. Diese hatte Alles mit angesehen, was geschehen war; aber sie war ein „tatriges" Weib und verlor den Muth nicht, sondern band ihr weißes Tuch an einen Weinpfahl, daß sie noch immer sich oben zu befinden schien, und eilte darauf in einer andern Furche hinunter. Zum Glück war das Rebenlaub bereits so dicht, daß sie nicht bemerkt werden konnte, sonst wäre ihre List wohl nimmer gelungen. Unten fand sie das Pferd des Krutzen, machte es frei, bestieg es, und trabte wohlgemuth der Stadt zu. Der Krutze behielt das weiße Tuch und das Nachsehn.

388.

Zikes.

Mündlich.

Als die Krutzen sich einst im Szeklerland sammelten, war es den Schäßburgern sehr daran gelegen, Kundschaft von ihnen zu erhalten. Zu diesem Zwecke machte sich ein Bürger, Namens Zikes, auf und ritt dorthin. Allein er wurde erkannt und verfolgt. Sein Pferd war zwar schneller als die Rosse der Feinde; aber zwei von diesen folgten ihm doch und waren ihm sehr nahe. Bereits war er an der Stadt angelangt und schien gerettet, als er das Weißkircher Thor verschlossen fand. Und ehe es noch aufgethan werden konnte, ereilten ihn die Feinde und hieben ihn vor den Augen seiner ohnmächtigen Mitbürger nieder.

*) Ein Feld, Aecker, Wiesen und Weinberge, etwa eine Stunde von der Stadt entfernt.

389.

Wie der Binkert an die Reener gekommen.

Mündlich.

So heißt ein den Reenern zugehöriges Feld, Szent Iván zu, zu Wiesen und Maisbau benützt; eine Lagerschanze zieht sich darüber. Der General Rabutin lag vor der Zerstörung des Görgényer Schlosses dort mit seinen Völkern und wurde von den Reenern mit großer Opferwilligkeit verpflegt. Dafür schenkte er ihnen, dankbarer als viele Andre gewesen, das Gebiet des zwischen Szent Iván und Abafája gelegenen und wegen verübter Untreue zerstörten magyarischen Dorfes Bentelke. Aber seine Person muß nicht sehr freundlich gewesen sein; denn die Reener erzählen, daß der General einen so grassen (finstern) Blick gehabt, daß wenn er in Hermanstadt ausgeritten, die Kinder voll Furcht vor ihm davongelaufen seien.

390.

Der treue Nachtwächter von Waldhütten.

Mündlich.

Ein Ort in der Nähe des Friedhofes von Waldhütten wird Kapelle*) genannt. Als die Krutzen im Lande hausten, waren sie in einer Nacht bis zu diesem Punkt gekommen und hatten im Sinn, das Dorf zu überfallen und auszurauben. Aber der Nachtwächter war auf der Hut und gewahrte die Nahenden und fing so entsetzlich in sein Horn zu blasen an, daß die Feinde, ihre Absicht verrathen oder entdeckt wähnend, sich erschreckt davonmachten.

---

*) Ein anderer Ort bei Waldhütten, wo früher ein (katholisches) Kirchlein soll gestanden haben, heißt „Kirchelchen," ein Wiesen- und Ackerfeld bei Denndorf „af der Kappäll."

391.

Der „junge Mann" in Holzmengen.

Mündlich.

Die Bevölkerung des sächsischen Dorfes Holzmengen war während der Krutzenkriege so herabgeschmolzen, daß manches Haus beinahe leer stand. Daher wurde auch lange Zeit hindurch keine Hochzeit im Dorfe gefeiert. Als es zum erstenmal wieder der Fall war, da nannte man den Hausbesitzer, der sich verehlichte, ausschließlich den „jungen Mann," und davon heißt noch heute wer immer jenes Haus bewohnt oder sein eigen nennt junger Mann.

392.

Das Studentengrab.

Kővàry a. a. O. 231.

Außerhalb der Mirisloer Gasse in Groß-Enyed liegen die Trümmer einer Kapelle. Püspöki Peter hat sie zum Andenken an jene 28 Studenten erbauen lassen, welche hier bei der Vertheidigung der Stadt gegen Tige 1704 gefallen sind. Das Volk erzählt, Gesindel*) sei auf Enyed gedrungen und das Volk mit 30 Studenten mit Knitteln ihm entgegengezogen. So blutig sei das Handgemenge gewesen, daß von den dreißigen beim Abzug der Feinde nur zwei übrig gewesen. Diese beiden tapferen Jungen steckten ihre Waffen, zwei tüchtige Weidenknüttel, bei ihrer Rückkehr am Rand der Straße in die Erde und sie grünten und wurden zu jenen breitästigen Weiden, die das Volk noch heute an dem Wege zwischen Enyed und Tövis zeigt.

---

*) Labanczok. So nannte das Volk spottend die deutschen Infanteristen in den damaligen Revolutionskriegen in Ungarn.

393.

Krutzengrab bei Kaisd.

Vom Oberlieutenant W. Wenrich nach mündlicher Erzählung.

Außerhalb des Kreutzsams in der Rohrau bei Kaisd ist ein kleiner Hügel, welcher jetzt Ganshügel heißt. Dort sollen die Gebeine der von den Kaisdern im Verein mit den Nachbargemeinden geschlagenen und getödteten Krutzen liegen. Aus der Schlacht entflohene Krutzen haben ihre Brüder bei der Nacht dort beerdigt. Kaisder Bürger haben noch vor nicht langer Zeit im Szeklerlande einen alten Mann gesprochen, der mit in jener Schlacht und bei dem traurigen Begräbniß gewesen sein wollte.

394.

Georg Soterius und sein Zögling.

Transilvania, Zeitschrift für Landeskunde, red. von J. Benigni und L. Neugeboren. II., 205.

Georg Soterius, der im Jahr 1728 als evangelischer Pfarrer von Deutsch Kreuz starb und als siebenbürgischer Gelehrter nicht unrühmlich bekannt ist, hat einen Theil seiner Studienzeit als Hauslehrer in dem Hause des evangelischen Pfarrers von Nyenhusen in Liewland zugebracht, wo er zwei Knaben und ein Mädchen zu unterrichten hatte. Dieses Mädchen soll jene Katharina gewesen sein, welche später die Gemalin des russischen Kaisers Peter I. und endlich nach dem Tode desselben Selbstherrscherin des großen Russenreichs wurde. Die Sachsenheim'sche Familie, die 1791 in den ungrischen Adelsstand erhobenen Nachkommen des Soterius, bewahrt noch einige Messerschalen aus weißem Bein, welche das arme Mädchen ihrem Lehrer und Hausgenossen zum Andenken gegeben. Eine männliche und eine weibliche Gestalt sind einander umarmend auf jeder derselben abgebildet.

395.

Karl XII. in Reps.

Blätter f. G. G. u. V. 1838. 85. Mündlich.

Der Durchmarsch des Schwedenkönigs Karl XII. im J. 1714 hat die Repser über 250 ungrische Gulden gekostet, wie aus alten Rechnungen zu ersehen ist. Aber der König gab ihnen auch die Ehre, daß er in Reps das heilige Abendmal genoß und bei dem damaligen evang. Pfarrer des Orts Herrn Paulus Figuli zu Gast erschien. Als man abgegessen und der König sich entfernt hatte, fand man unter seinem Teller einen Zettel, worauf von des Königs Hand geschrieben stand: „Beten sie für den unglücklichen König von Schweden!"

396.

Eresztevény.

Marienburg Geogr. II., 183.

Nicht weit von dem Burzenländischen Dorf Honigberg liegt ein zum Haromßek gehöriger Ort, Eresztevény. Die Honigberger nennen denselben „lëtt den aulde gaun" (Laßt den Alten gehn) und erzählen, daß bei Gelegenheit tartarischer Streifzüge einst die ganze männliche Bevölkerung von den Feinden zusammengetrieben und mit Ausnahme der Greise niedergehauen worden sei. Wenn die Reihe an einen Alten gekommen, habe es geheißen: „Laßt den Alten geh'n!" (magyar. ereszt ell a vényt.) Dasselbe erzählen auch die Bewohner des Ortes selbst.

397.

„Er ist ein rechter Tartar."

Satellit 1851. 237.

Von Bánffy Hunyad wird erzählt, daß die männliche Bevölkerung einst von den Tatern ganz ausgerottet worden,

und diese sich mit den hinterbliebenen Weibern vermählt und in dem Orte angesiedelt hätten. Noch heute heißt es von tüchtigen muthigen Leuten daselbst: „Er ist ein rechter Tartar!"

398.

Die verschütteten Bergleute.

Nach der Erzählung des Hutmanns mitgetheilt im Satellit, 1846. 309.

Es geht eine Sage unter dem Volk von Gyalár (ein Dorf bei Hunyad mit großartigen Eisengruben,) daß vor Zeiten 72 Menschen sammt Pferden in einer Grube allda verschüttet worden und nie wieder zum Vorschein gekommen seien. Die Sage bezeichnet auch den Tag des Unglücks, und noch jetzt wird an demselben gefeiert, und kein Walach würde es wagen, dann in eine Grube zu steigen. Im Jahre 1841 wurde die Grube, welche als der Schauplatz jenes Unglücks genannt ward, eröffnet; ein Stück Fels stürzte unter den Händen der Arbeiter plötzlich in einen tiefen Abgrund, und man sah, daß hier ein großer Raum schon früher ausgebeutet worden war. Als man den Grund erreichte, fand man Skelette von Thier- und Menschenknochen, Geräthschaften und Münzen, die deutlich auf die Römerzeit hin zeigten.

399.

Der Kaisder Wächterruf.

Transsilvania Beibl. zum Sieb. Boten 1840. 326.

Auf einem Vorsprung des westlich von Kaisd liegenden Berges liegt die Kaisder Burg, von mächtigen Nußbäumen umkränzt und in ihren Mauern und Thürmen ziemlich wohl erhalten. In dem Thorthurm hängt eine kleine Glocke mit gothischer Inschrift und Jahrzahl (wahrscheinlich 1506). Jeden Morgen läutet sie der Wächter und wenn sie Abends ausgeklungen, rief er früher mit lauter Stimme in die

ruhige Nacht hinaus, daß es weithin scholl: „Nicht diesen Weg! Ich sehe dich wohl, du Räuber!“

400.

Ewiges Wachtfeuer.

Mündlich.

Bei der Kirche von Mettersdorf steht ein alter Thurm, dessen untere Halle ganz von Rauch und Ruß geschwärzt ist. Dort brennt das ewige Feuer. Eigens dazu bestellte Wächter unterhalten es mit den von den Bürgern des Orts der Reihe nach zugeführten Holzblöcken und Klötzen. Man sagt, das Dorf sei früher in den Türkenzeiten einmal durch die Unachtsamkeit der Wächter vom Feind überfallen worden und daher habe man den Wächtern später geboten, jenes Feuer zu unterhalten, damit sich Jedermann im Dorf und auf dem Lande an dem Schein und Rauch desselben von ihrer Wachsamkeit überzeugen könne.

401.

Ueble Straßen.

Mündlich.

Die Straßen in Siebenbürgen sind in den alten Zeiten, die man so gerne die guten nennt, nicht besser gewesen als heute. Vor hundert Jahren war die Wegstrecke zwischen Schäßburg und der Steinlei so grundlos kothig, daß sie zu Fuße fast gar nicht zugänglich war, und auch zu Wagen hielt es schwer durchzukommen, da an manchen Stellen der zähe Koth über dem Boden des Fuhrwerkes zusammenschlug. Eine eigentliche gebaute Straße gab es nicht; hundert Geleise durchschnitten den Boden und zogen sich in mannichfachen Windungen zwischen den Gärten dahin. Da geschah es, daß einmal ein Trupp Soldaten in die Stadt kommen sollte. Als aber der Führer auf der Steinlei angelangt die furchtbare

Sumpfstrecke vor sich sah, ließ er seine Leute Halt machen und den Stadthannen, der über die Straßen gesetzt war, vor sich laden. Dieser glaubte, der Herr Kommandant wünsche einen feierlichen Empfang, zog seinen Sonntagsstaat an, setzte sich in seinen Wagen und fuhr hinaus. Ob und wie vielmal er bis zur Steinlei stecken geblieben wird nicht gemeldet. Als er an dem Hügel, wo die Truppe hielt, angelangt war, stieg er natürlich ab, um seine Worte anzubringen. Aber dem Kommandanten war es nicht um Worte zu thun gewesen, sondern um etwas ganz Anderes. Er ersuchte nämlich den Herrn Stadthannen mit Hinweisung auf den schönen Weg, seinen Leuten voranzugehen und sie dadurch von der Möglichkeit des Durchkommens thatsächlich zu überzeugen. Gut oder übel mußte der weise Herr voranspazieren und die Lehre bekam ihm so wohl, daß man kurze Zeit später rüstig an der Herstellung der Straße arbeitete.

402.

Honnersloch.

Mündlich.

Hohndorf zu haben die Halwelagener einen sehr schönen Grund, Honnersloch genannt. In dieses Thal soll sich einst ein gewisser Honner zurückgezogen und daselbst ein einsiedlerisches Leben geführt haben.

403.

Das Mädchen von Schellenberg.

Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1838. 57.

Schellenberg ist ein Dorf bei Hermanstadt und zeichnet sich vor vielen Städten des Landes dadurch aus, daß ein Blitzableiter an seine Kirche angebracht ist. Vor vielen Jahren hat sich hier eine ergötzliche Begebenheit zugetragen. Ein junger Bursche, der seine Mutter verloren hatte, lebte mit

seinem bereits betagten Vater zusammen in einem Hause. Der Vater wünschte vor seinem Tode den Sohn gerne versorgt zu sehen, wußte auch daß ein christliches Haus nicht in Ordnung bestehen könne ohne eine christliche Hausfrau, und drang daher in den Sohn, sich zu verehelichen. Der hatte auch bereits sein Auge geworfen auf eine schmucke Jungfrau am andern Ende des Dorfes; dieselbige war ihm von Herzen gut und die Sache schien ihre volle Richtigkeit zu haben. Aber Mädchen wollen gebeten sein und sich nicht beim ersten Anlauf erobert wissen. Als daher unser Bursche um die Hand unserer Schellenbergerin förmlich beim Vater und Mutter angehalten hatte, und das Mädchen mit der Mutter allein war, machte es allerhand Einwendungen und versicherte, daß es den Burschen noch gar nicht so gut kenne und so sehr liebe, um ihm gleich ohne Weiters ihre Zusage zu geben. Vergebens gab ihr die Mutter, die den Werber gerne zum Schwiegersohn haben mochte, zu bedenken, daß der Bursche tüchtig sei und ein Erbe habe, und daß es noch andere unverheiratete Mägde im Dorfe gebe und der Freier bei dem Drängen seines Vaters vielleicht bei einer Andern anzuklopfen genöthigt sein werde; das Mädchen holte immer neue Einwendungen hervor, bis die Mutter endlich überdrüßig ausrief: „Nun, zwingen werde ich dich nicht!“ Aber das Mädchen hatte es ganz anders erwartet und rief, entsetzt über diese Rede, die im Grunde gar nicht nach ihrem Sinne war, ohne sich zu bedenken: „Ach Mutter, zwingt mich doch!“ Im nächsten Augenblick hatte der Bursche des Mädchens Einwilligung, und sie werden denn auch wahrscheinlich Mann und Frau geworden sein.

404.

Der Stein am Raupenberg.

Satellit. 1841. 137. Mündlich.

Am Raupenberg bei Kronstadt, nur durch die sogenannte „gräft“ von der Stadtmauer getrennt, lag viele Jahre ein

Stein, der führte die Aufschrift: „Wüßtest du was unter mir hier stehet, hättest du mich längstens umgedrehet.“ Mancher versuchte, von Neugier getrieben, auch wohl reiche Schätze hoffend, den Stein zu bewegen; aber noch Jeder hatte unverrichteter Sache ablassen müssen. Da machten sich einmal drei Bursche an die schwere Arbeit und standen nicht ab, bis es ihrer gemeinsamen Anstrengung gelungen, den Stein umzukehren. Was fanden sie? Weder Schatz noch sonst etwas, das sie erfreut hätte. Auf der unten gelegenen Seite lasen sie die Worte: „Habet Dank, daß ihr mich umgedreht.“

405.

Das Falkennest.

Mündlich. Als Grundlage einer Novelle „Ilana und Wassil“ benützt von M. Fuß in den Blättern f. G., G. u. V. 1839. 61.

An der unzugänglichsten Stelle des Gemsensteines (wal. piatra Kaprilor) oder, wie ihn die Sachsen nennen, des Falkensteins, eines steilen zum Zoodthal gehörigen Felsens hing ein Falkennest. Ein walachischer Jüngling versuchte seinem Mädchen zu Lieb dasselbe einst zu ersteigen, verunglückte aber bei dem Wagniß.

406.

Die Apostelkammer in der Kirche zu Mühlbach.

Mündlich.

In der Mühlbacher Kirche sieht man an einer Stelle eine schwere eiserne Thüre, wodurch man über steinerne Stufen in eine Kammer gelangt, wo noch vor kurzer Zeit zwölf Bildnisse, die Apostel vorstellend, in goldenen Rahmen zu sehen waren. Als die Apostel, so erzählt man, von den Juden und aller Welt verfolgt wurden, nahmen sie ihre Zuflucht nach Mühlbach und wurden hier geschützt. In jene Kammer versteckt und eingeschlossen, schrieben sie ihre frommen Schriften.

Zum Andenken daran wurden später ihre Bildnisse an diesem Orte aufgehängt und erinnerten bis in die letzten Tage herab an jene längst vergangene Zeit.

407.

Das Kreuz bei Schweischer.

Mündlich

Bei Schweischer heißt ein Wald „auf dem Kreuzchen" (sächs. „aff'm Kroizken"). Dort soll einst ein schönes Kreuz gestanden haben. Die Aeltesten des Dorfes sagen übereinstimmend, ihre Eltern und noch mehr ihre Ureltern hätten ihnen die Stelle gezeigt, wo sie das Kreuz hätten stehen gesehen; auch seien Leute unter dasselbe zu beten gegangen.

Sonst erzählt man auch, ein kostbares, goldenes oder übergoldetes Kreuz sei aus der Kirche von Schweischer als Sicherung für geborgtes Geld nach Hermanstadt verpfändet worden; ob aber vom Altar oder woher sonst, weiß Niemand anzugeben.

408.

Csik und Gyergyo.

Stephanus Lakatos in seiner Siculia bei Benkö Milkov. II, 135. Timon Additam. ep. II, bei Benkö Milk. II, 151.

Als ein Theil der Szekler die Gegend am obern Alt besetzte, kamen sie über das Gebirge Mitacs und blieben am Alt stehen. Da sie sich hier Nahrung suchten, fingen sie eine Menge Wetterfische, die man magyarisch csik nennt, und benannten die Gegend darnach.

Von der Gyergyo, der Hochfläche am obern Miereschr, erzählt man, sie habe den Namen von dem Ausruf: „Jer, jó" („Komm; hier ist's gut"), womit eine alte Frau die einwandernden Szekler zur Ansiedlung eingeladen habe.

409.

Lügenbrücken.

Mündlich.

Dergleichen gibt es noch viele im Vaterlande. Auf der in Kronstadt versammeln sich die Arbeiter und warten, wer ihnen vielleicht Beschäftigung und Brot biete für den Tag. Einst saß jeden lieben Tag, den unser Herrgott gab, ein Bettler auf derselben und erwarb sich dadurch eine Gabe von den Vorübergehenden, daß er ihnen auf ihr Begehren oder auch unaufgefordert recht handgreifliche Lügen sagte. Davon bekam der Platz seinen Namen.

410.

Das unglückliche Thurmgeländer.

Mündlich.

Der Bistritzer Thurm soll über dritthalbhundert Fuß hoch sein. An demselben läuft in beträchtlicher Höhe ein steinernes Geländer herum, das schon Manchen unglücklich hat werden lassen. So legte sich einmal der Nachtwächter auf die Brüstung desselben, um die Stunde nicht zu überhören oder zu verschlafen; die Angst vor der Möglichkeit des Hinunterstürzens sollte ihn wach erhalten. Aber einst schlief er doch ein und fiel hinab, um nicht wieder aufzustehen.

Und sollte man es denken, ein Schneider wettete einandermal, daß er auf dem gefährlichen Platze ein Paar Hosen nähen wolle. Und wirklich setzte er sich auf das Geländer, ließ die Füße hinüberbaumeln und begann die Arbeit. Aber der Mensch soll sich nicht zu Großes zutrauen. Noch wenige Stiche nur hatte unser Schneider zu machen, da wollte ihm der Zwirnknäuel entfallen; er haschte darnach, verlor das Gleichgewicht und stürzte hinunter und zerplatzte in so kleine Stücke, daß man ihn im Leintuch nach Hause tragen mußte.

411.

Mörderreue.

Mündlich.

In dem zum Elisabethstädter Bezirk gehörigen Dorf Groß-alisch lebten einst zwei Brüder. Der Eine fand einen Brunnen auf dem Felde, in dem ein Silberschatz verborgen lag, und holte öfters von demselben. Als sich aber sein Hauswesen ungewöhnlich rasch erhob, erregte er den Verdacht der Leute und am meisten seines Bruders. Dieser belauschte ihn einmal, entdeckte die Quelle seines Wohlstandes, ließ sich vom Bösen verführen und erschlug den Bruder in einem Hohlweg, als dieser mit Silber beladen heimwärtsging. Als er nun aber mit dem auf so schreckliche Art erworbenen Gut weiter ging, erfaßte ihn im nächsten düstern Hohlweg, durch den der Pfad führte, bittere Reue und er weinte heftig. Mit Mühe nur ging er in seinen schweren Gedanken bis zu einer nahen Quelle; dort setzte er sich nieder und seine Zähren floßen in dieselbe. — Von dieser Begebenheit führen Silberbrunnen, Mord- und Weinenshohlweg und Thränenquelle ihre Namen (sächs. sälwerbrännen, mirdhill, winighill, thraenequell.)

412.

Der Hängegrund bei Propstdorf.

Mündlich.

Ein Thal bei dem Dorfe Propstdorf — bei Agnetheln — heißt hégrainyd (Hängegrund). Einige Knaben hüteten daselbst einmal die Pferde und hatten sich zum Zeitvertreib unter einen Baum versammelt, der noch heute steht. Da schlug einer vor, Aufhängens zu spielen. „Ich selbst will der erste sein, den man hängt; wenn ich aber pfeife oder zappele, so nehmt mich herunter, daß es auch an einen andern komme.“ Der Vorschlag wurde angenommen; man knüpfte einige Peit-

schen zusammen und knüpfte den Knaben daran auf. Plötzlich läuft ein Hase vorüber; die Knaben laufen ihm nach, vergessen des Gehängten und finden ihn, wie sie zurückkommen, erwürgt. Davon hat der Grund jenen Namen.

413.

Der überlistete Betrüger.

Mündlich.

Die Mühlbächer waren gar oft feindlichen Einfällen ausgesetzt und erfreuten sich daher nicht eben großer Sicherheit ihres beweglichen Eigenthums. Daher vertrauten sie häufig der Erde an, was Fleiß und Sparsamkeit ins Haus gebracht, Geld und Kostbarkeiten zumal. So hatte wieder einmal ein Mühlbächer einen Schatz in seinen Weingarten vergraben, der Nachbar ihn aber bei der Arbeit belauscht und das sicher geglaubte Eigenthum entwandt. Einige Zeit darauf wollte Jener nach seinem Schatz sehen; ging hinaus in den Weingarten, grub und fand — wer schildert sein Entsetzen — das Nest leer und den Vogel ausgeflogen. Sein Verdacht traf den Nachbar. Da ersann er sich eine List, wodurch er vielleicht wieder zu seinem Eigenthum kommen könne. Er ging zum Nachbar, entdeckte ihm als einem guten Freunde unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß er bereits vor längerer Zeit einen kleinen Schatz vergraben habe, zu dem er nun noch bedeutende Kostbarkeiten, die er auch näher bezeichnete, fügen wolle, und daß er ihm dies mittheile, damit im Falle seines plötzlichen Todes doch Jemand um die Sache wisse und seine Erben davon in Kenntniß setzen könne. Der Nachbar fand sich scheinbar geehrt durch dieses Vertrauen, hatte aber nichts Nöthigeres zu thun, als den gestohlenen Schatz schleunigst wieder an den frühern Ort zu tragen, um in den Besitz des größern zu gelangen. Wie nun beide Nachbarn hinausgingen in den Weingarten, und der Eine sein frü-

heres Eigenthum wieder an Ort und Stelle fand, dankte er dem Nachbar von Herzen, nahm seinen Schatz und trug ihn wohlgemuth nach Hause. Dem Andern blieb das Nachsehen, und es wird ihm wohl auch an Spott und Schande nicht gefehlt haben.

414.

Frauendorf.

Mündlich.

Frauendorf ist ein Dorf zwei Stunden von Mediasch. Daselbst lebten einst zwei Brüder, die von ihren Eltern nichts erbten, als eine Kuh. Ueber deren Theilung entstand Streit zwischen Beiden; endlich verglichen sie sich dahin, daß die Kuh dem gehören solle, in dessen Stall sie von der Weide heimkehrend hineinginge. Da bauten Beide, der Eine einen schönen kunstgerechten Stall, der Andere — den man auch Eulenspiegel nennt — einen aus grünen Reisern. Die Kuh ging natürlich in den letztern hinein und wurde so Eulenspiegels Eigenthum. Dieser aber wußte nicht, was damit anzufangen sei; endlich schlachtete er sie, lud die ganze Gemeinde zusammen und gab ihr einen großen Schmauß. Zum Dank dafür speiste er dann im ganzen Dorf herum, und so lebte er ein Jahr lang. Darauf verließ er die Heimat und blieb lange aus, bis er einmal mit einer großen Schaafherde heimkehrte. Die Nachricht davon verbreitete sich schnell im Ort, und alle Männer eilten hinaus ihm entgegen und fragten ihn, wie er zu den vielen Schaafen gekommen sei. Er aber trieb diese an dem hohen Kokelufer hin, zeigte ins Wasser, wo sich die Schatten der Schaafe hinbewegten, und sagte: „Von da unten." Da sprangen alle Männer hinunter, um sich Schaafe zu holen und ertranken, wodurch fast alle Weiber Witwen und das Dorf ein Frauendorf wurde.

415.

„Er nimmts ihm noch vom Herzen ab, wie der Fotoscher dem Martonoscher.“

Kőváry a. a. O. 242.

Diese Redensart ist also entstanden. Ein armer Mann aus Martonosch im **Háromszék** blieb einmal einem Fotoscher — ein Dorf ebendaselbst — einen Poltra schuldig. Der Gläubiger mahnte mehrmals; da er aber sein Geld nicht bekam, schwur er, er wolle es dem Martonoscher noch von seinem Herzen abnehmen. Der Schuldner starb und ward nach damaligem Gebrauche in die Kirche gelegt. Der Fotoscher aber trank sich einen tüchtigen Rausch an und kam seinem Schwur gemäß seinen Poltra noch von seinem Herzen zu nehmen. Aber was ihn, wie er gehofft, stärken sollte, machte ihn gerade schwach und er schlief zwischen den Kirchenbänken ein. Als er erwachte, war die Kirche voll Leute: die in jener Gegend damals berüchtigten rothhemdigen Räuber theilten ihre Beute.

Da geschah es, daß sie über einen rubinbesetzten Säbel sich nicht einigen konnten und ihn dem Hauptmann gaben, doch unter der Bedingung, wenn er den Muth habe, denselben in dem Herzen des Todten umzukehren. Der Räuberhauptmann nahm es auf sich, ergriff den Säbel und erkletterte das Gerüste, worauf der Todte lag. Eben will er die unmenschliche That vollbringen, als die Bahre umfällt und der Scheintodte sich aufrichtet. Bei diesem Anblick erfaßt Furcht die Räuber, sie fliehen ohne auch nur ihr aufgezähltes Geld zusammenzulesen. Der Todtgeglaubte aber und sein Gläubiger theilen das Geld bis zum letzten Pfennig; wie aber die Theilung zu Ende ist, kommt dem herzlosen Fotoscher sein Poltra in den Sinn und er verlangt ihn. Es entsteht Zank. Da blickt der Kopf eines Räubers zum Fenster herein; der Schuldner reißt ihm rasch die Mütze vom Kopf und wirft sie

dem Gläubiger mit den Worten hin: „Nimm für deinen Poltra!“ Der Räuber aber, welchen der Hauptmann abgeschickt hatte zu sehen, ob sich von dem zurückgebliebenen Gelde nichts mehr retten ließe, kehrte erschreckt zurück und meldete dem Hauptmann, es seien soviel Menschen in der Kirche, daß aus ihrem Gelde jedem nicht einmal ein Poltra zugefallen, weshalb sie einen mit seiner eigenen Mütze zufriedengestellt hätten.

416.

Schorscher Kirchbau.

Mündlich aus Rohrbach.

Die Einwohner von Schorsch bei Fogarasch wollten einmal eine Kirche bauen. Sie bauten sie auch wirklich, hatten aber auf die Fenster vergessen. Als nun die Leute in die neue Kirche gingen, das Wort Gottes zu hören, war es vergebens; denn es war daselbst stockfinster und sie mußten herauskommen. Und die Gemeindevorsteher wußten auch nicht, wie das Licht in die Kirche zu bringen sei. Endlich nahmen sie einen Sack, und wie sie sahen, daß sich in demselben Licht befand, liefen sie geschwind damit in die Kirche, den Sack mit dem Licht daselbst auszuleeren. Als sie aber hineinkamen, war das Licht aus dem Sack verschwunden. Eben wollten sie denselben Versuch wiederholen, als einer in die Höhe sah und gewahr wurde, daß ein Specht an der Mauer pickte. Voller Freude schrie er den andern zu: „Kommt herbei; seht den Meister, der Fenster machen kann.“ Alles lief hinzu und rief: „Laßt uns ihn fangen.“ Man trug eine Leiter herbei, da flog der Specht von dannen; die Leute ihm nach bis in den Wald, wo er in ein Loch schlüpfte. Nun sollte die Leiter wieder herbeigeholt werden, was aber, da die Träger sie quer trugen und deshalb die Eichen auf ihre Breite abgehauen werden mußten, keine leichte Arbeit war.

Nachlese.

Deutsche mythische Sagen.

417.

Die Teufelsfurche.

Mündlich.

Bei Feldorf zieht ein sonderbarer Graben auf der Kante eines links vom Bach sich erhebenden Berges, Teufelsfurche genannt. Das Feld herwärts davon gehörte den Feldorfern, aber ein Zendrischer schwur es ihnen mit Erde in den Stiefeln ab. Der hat aber auch seinen Lohn bekommen; denn in der nächsten Nacht hörte man ein Brausen und sah, daß der Teufel den Betrüger vor den Pflug gespannt hatte und mit ihm die genannte Furche pflügte.

418.

Der betrogene Betrüger.

Mündlich aus Mühlbach.

In einem Dorfe lebte ein junger, schöner Bursche; der liebte die Mädchen übermäßig; aber seine Liebe war nicht rein, er dachte nur darauf, die armen Dirnen zu verführen. Da dieß jedoch nicht immer gelang, so machte er einen Pact mit dem Teufel, der ihm die Gabe verlieh, so bezaubernd zu pfeifen, daß alle Mädchen ihm nachfolgen mußten. Dafür sollte aber jede zwölfte Seele dem Teufel angehören. Nach dieser Uebereinkunft ging der Bursche jeden Abend pfeifend durch die

Straßen des Dorfes, und kein Mädchen, das ihn hörte, vermochte zu widerstehen, sondern sie ließen Spindel und Rocken aus den Händen fallen und stürzten hinaus dem schönen Pfeifer nach. Dann nahm er die Schönste am Arm und führte sie hinaus aus dem Dorfe und weiter tief in den Wald und hatte da seine Lust mit ihr; und wenn er sein unreines Verlangen gestillt, so hing er die arme Dirne an einen Baumast auf und kehrte zurück. Das ging so fort; alle Mädchen des Dorfes waren vernarrt in den bösen Buben, er verführte eine nach der andern, und keine, die mit ihm gegangen, kehrte jemals wieder. Eilf Mädchen hatte er so ums Leben gebracht; Niemand wußte wohin sie gekommen waren, aber man hatte Verdacht auf ihn, er war der Schrecken der Väter, der Mütter und Brüder. Als er's nun eben wieder auf eines der schönsten Mädchen abgesehen hatte, sprach der Bruder, der ihr sehr ähnlich war: „Ich sehe, der Bube geht dir nach; aber du folge ihm nicht, sondern gib mir deine Kleider! so will ich sie anziehen, und wenn er dich lockt, so will ich mit ihm gehen und sehen, was geschieht.“ Der Bruder kleidete sich in die Gewänder der Schwester und harrte zur bestimmten Stunde auf das Zeichen. Als das Pfeifen auf der Straße erklang, konnte die Schwester nicht widerstehen und stürzte sogleich zur Thüre. Der Bruder aber, ein starker Jüngling, schleuderte sie weit zurück, sperrte sie ein, und ging an ihrer statt hinaus zu dem bösen Pfeifer und mit ihm fort in den tiefen Wald. Da sah er im Mondschein eilf Jungfrauen an den Bäumen hängen; der Verführer deutete darauf und sprach: „Mache dich bereit zum Tode, denn du mußt die zwölfte sein.“ „„Gerne,““ sprach der Verkleidete, „„ich liebe dich so sehr, daß ich willig für dich sterben will, nur lasse es sogleich geschehen und schone meiner Ehre!““ „Diesen Wunsch will ich dir erfüllen,“ antwortete jener — denn er wollte dem Teufel so bald als möglich das Seine geben. Als er aber die Schlinge hervorzog,

packte sie der Andere schnell, warf ihm sie über den Hals, zog fest und knüpfte ihn an den nächsten Ast. Alsbald erhob sich ein Wind und im Wind eine Stimme, die rief: „Dein Glück, daß er hängt und nicht du! denn die zwölfte Seele ist mein.“

419.

Weiße Jungfrauen.

Mündlich.

a) Ein alter Mann in Mühlbach schlief in einer Sommernacht auf dem Schopfen. Gegen Mitternacht erwachte er und sah eine schneeweiße Jungfrau vor sich, die stand unbeweglich, blickte ihn ruhig und mild an und streckte ihm zuletzt die eine Hand, worin sie ein weißes Tuch hielt, ein klein wenig entgegen. Er sah die Gestalt lange starr an, und so lange er's that, blieb sie ebenso beharrlich vor ihm stehen; als er aber endlich mit dem Augenlied zwinkte, war sie augenblicklich verschwunden. Er hatte sein Glück nicht verstanden; hätte er das Tuch ergriffen, so hätte ihn die Jungfrau zu unermeßlichen Schätzen geführt.

b) In dem Wirthshause, das rechter Hand vor dem obern Thore in Mühlbach liegt, ging die Wirthin einmal in der Nacht in den Stall. Da stand dort eine schneeweiße Jungfrau, blickte sie fest an und deutete mit dem Zeigefinger auf den Boden. Als das Weib hinsah, lagen da eine Menge funkelnder Goldstücke. Sie fing an deren aufzulesen und in die Schürze zu sammeln. Sobald sie aber in der Schürze waren, schienens lauter Kieselsteine. Aergerlich warf das Weib ihren Vorrath wieder weg. Da klirrte es aber wie Gold, und augenblicklich waren Goldstücke und weiße Jungfrau verschwunden.

c) In der Rosengasse in Mühlbach steht ein altes Haus, da wohnte vor etwa 70 oder 80 Jahren der Glockengießer Wolf, der die schöne große Glocke gegossen hat. Der sah einmal, als er in seinen Keller trat, eine Flamme aus dem Bo-

den schlagen, und weil er vermuthete, daß da Schätze sein müßten, befragte er einen weisen Mann darüber. Der sagte ihm, daß dort unten wirklich ein großer Schatz liege, der einer weißen Jungfrau und ihren beiden Töchtern gehöre. Die Jungfrauen sammt dem Schatz seien dahin verwünscht, und ein schwarzer Hahn liege auf dem Schatz, und wer das Räthsel zu lösen wisse, der erhalte den Schatz und erlöse die Jungfrauen. Der Glockengießer sann oft viel nach, schlachtete auch einmal einen schwarzen Hahn über der Stelle, wo er's blühen gesehen, und ließ dessen Blut in den Boden rinnen; aber damit war das Räthsel noch nicht gelöst, und der Schatz ist verborgen bis auf den heutigen Tag.

420.

Kirchhofgespenst.

Mündlich aus Mühlbach.

Ein Bäcker hatte eine tüchtige und muthige Magd; die schickte er, da ihn spät in der Nacht ein Gelüst nach Bier ankam, mit einem Kruge zur nächsten Schenke, nachdem er sie zuvor gefragt, ob sie sich nicht fürchte; denn ihr Weg führte über den Kirchhof. Anne Marie aber lachte solcher Frage, nahm flink den Krug und ging furchtlos und ohne daß ihr dabei etwas begegnet wäre, mitten durch die Gräber des Kirchhofes hin, kam in die Bierschenke und ließ ihren Krug füllen. Als sie aber auf dem Rückwege wieder über den Kirchhof kam, — siehe, da saß eine weiße Gestalt auf einem der Gräber und versperrte ihr den Weg. Nun liebten sich das Mädchen und Bäckerknecht. Als sie daher jene Gestalt sah, glaubte sie, es sei der Gesell, der sie erschrecken wolle, lachte und rief ihm zu: „Heda, geh mir aus dem Wege! ich fürchte mich doch nicht." Die Gestalt im weißen Hemde rührte sich nicht. Da geht Anne Marie auf sie zu: „wart ich will dir dein Hemd ausziehen!" und indem sies sagt, thut sies auch. „Siehst du?

— nun bist du fingernackt; schäm dich!“ so sagend, geht sie mit dem Hemde davon. Zu Hause sieht sie sogleich nach dem Gesellen; der aber schießt eben das Gebäck in den Ofen: er kann nicht auf dem Kirchhofe gewesen sein. In der nächsten Nacht nun um 11 Uhr rufts am Fenster: „Gib mir mein Hemde!“ Das Mädchen öffnet den Laden, wirft den Lacken hinaus und will schnell wieder schließen; bis sie's aber thut, ist auch das Hemde wieder zu ihr zurückgeflogen. So oft sie's versucht — sie kann's nicht los werden. Um 12 Uhr ruft die Stimme draußen: „Ich muß nun gehen; aber ich erwarte dich morgen Nacht an derselben Stelle, wo du mir mein Kleid nahmst; denn hast du mir's ausgezogen, so mußt du mir's auch wieder anziehen.“ Das Mädchen erzählt nun die Geschichte dem Liebhaber; dieser will sie begleiten. In der folgenden Nacht gehen sie beide mit dem Hemde auf den Kirchhof. Die Gestalt sitzt da, das Mädchen wirft ihr das Hemd hin. „Du mußt mir's auch anziehen.“ Sie wirft ihr's über den Kopf. „Auch über die Arme!“ Sie nimmt rasch einen Arm und steckt ihn in den Aermel. „Auch den andern!“ Kaum hat sie auch dieß gethan, so umfaßt der Todte sie, drückt sie an sich und ist im Nu mit ihr versunken.

421.

Die Wasserfrau und ihre zwei Söhne.

Mündlich.

Auf der Straße von Mehburg nach Reps war früher ein schöner Wald, in diesem Wald ein See, und in dem See wohnte eine Wasserfrau. Tausend Jahre war sie mit keinem Manne zusammen gekommen; da geschah es einmal, und siehe nach einem Jahre gebar sie zwei Söhne. Den ältern hieß sie Isian, den jüngern Isgau. Als beide groß waren, sagte die Mutter zu ihnen: „zweierlei ist euch bestimmt: einer wird als berühmter Kriegsheld ein großes Land unterwerfen, darüber

König werden, aber von seinen Unterthanen gehaßt und am Ende abgesetzt werden; der andere wird nicht so glänzende Thaten verrichten, aber dennoch am Ende König werden und glücklich sein. Wählet!" Der Aeltere wählte das erstere, dem Jüngern blieb das zweite.

Da hatte Isian sogleich ein mächtiges Heer; damit zog er hinaus aus Siebenbürgen, eroberte ein großes Land und ließ sich eine Hauptstadt bauen und regierte, da er nicht sterblich war, viele hundert Jahre. Zuletzt verführte er aber ein lasterhaftes Leben, peinigte das Volk. Da empörte es sich, setzte ihn ab und jagte ihn aus dem Lande. Nun grämte er sich sehr und wünschte sich den Tod; allein er konnte nicht sterben. Da zog er wie ein Wahnsinniger von einem Ort zum andern und wurde überall fortgejagt, endlich kam er auch zu seiner Mutter. Die erbarmte sich seiner, nahm eine Ruthe und berührte ihn damit ohne ein Wort zu sagen, — und siehe, da sank er hin und war todt.

Isgau, der jüngere Sohn, hatte sich immer in der Nähe des Sees bei seiner Mutter aufgehalten; und wenn Jemand in der Gegend Unglück hatte, dem stand er bei und half; so verschaffte er den Leuten ihr gestohlenes Vieh zurück, so besserte er die Wägen aus, die im Walde zerbrachen, so schützte er die Wandernden vor Räubern. Nach langer Zeit, als der König starb, wählte das Volk ihn zum König, denn einen würdigern konnte es nirgends finden. Isgau zog nun in die Königsburg und regierte weise und gerecht, und das Volk liebte ihn.

Als die Sachsen nach Siebenbürgen kamen, hielt es Isgau gut mit ihnen; allein siehe da, es brachte ihm doch den Tod. Es geschah nämlich, daß viele von ihnen sich an dem See niederließen und den ganzen Wald ringsherum niederschlugen. Nun trocknete der See durch die Sonne allmälig aus, und so verlosch auch das Leben Isgaus und seiner

Mutter, der Wasserfrau, so langsam und schön, wie eine Lampe, wenn ihr das Oel ausgeht.

422.

Der alte Soldat.

Mündlich aus Klosdorf

Ein Soldat, der lange treu gedient hatte, verlangte, alt und müde, endlich seinen Abschied. Der Kaiser bewilligte ihm denselben auch; aber bevor er ihn entließ fragte er ihn, wovon er nun leben werde, und wollte ihm einen Gnadengehalt aussetzen. Der Soldat aber weigerte sich diesen anzunehmen und meinte, das wenige, was er brauche, werde ihm Gott schon zukommen lassen und mit dem Groschen, den er habe, könne er schon nach Hause kommen. Und so machte er sich auf den Weg. Da begegnete ihm ein alter Mann und sprach zu ihm: „Gib heraus was du hast; alles ist mein!“ Spricht der Soldat: „Da wirst du nicht reich werden, denn siehe, ich habe nur drei Kreuzer. Von diesen will ich dir geben, wie viel du verlangst.“ Da forderte der alte Mann einen Kreuzer. Den gab ihm der Soldat und ging weiter seines Weges. Bald aber tritt ihm wieder ein alter Mann entgegen und verlangt von ihm Alles, was er habe, und empfängt wieder einen Kreuzer. Und das geht so bis zum drittenmale. Wie nun der Alte auch den dritten und letzten Kreuzer empfangen hat, spricht er: „Siehe, ich bin Einer und derselbe, der dich dreimal angeredet hat, und weil du mir von deinem Wenigen immer gegeben hast, so wünsche dir nun selbst etwas, und es soll dir gewährt werden; denn ich bin der Heiland und kann dir verschaffen was du wünschest.“ Nachdem der Soldat nun ein wenig nachgedacht, begehrte er vom Heiland nichts anderes als einen Sack, und wenn er spreche „Pack dich in den Sack“ so solle was er wolle in den Sack hinein-gehen müssen. „Ich sehe“ sprach der Heiland „daß du

ein kluger Mensch bist und begehrst nicht Schätze noch Reichthümer; den Sack sollst du haben," und reichte im Augenblick ihm einen hin.

Damit kam nun der Soldat nach Hause in die Hermanstadt. Dort war es aber seit langer Zeit im Bruckenthalischen Palaste nicht geheuer; ein Geist ging darin um, und wer es unternahm, in einigen Zimmern zu schlafen, war am Morgen sicherlich eine Leiche. Das hörte der alte Soldat und ging sogleich mit seinem Sacke zum alten Bruckenthal und bat ihn um Quartier für eine Nacht in jenen Zimmern. Vergebens warnte ihn der alte Herr, er werde es mit dem Leben büßen; der Soldat blieb fest und bat nur um zwei Lichter und eine Bibel. Die wurden ihm denn auch gegeben und ein gutes Abendessen mit Wein und Braten dazu. Er aber aß und trank nur wenig, weil er wach und nüchtern bleiben wollte, schlug die Bibel zwischen den zwei Lichtern auf und laß fleißig darin. Endlich naht die Mitternacht; es wird unruhig in den Zimmern; der Soldat liest immer eifriger in der heiligen Schrift. Da kracht's, und ein Menschenschenkel hängt an der Zimmerdecke. Der Soldat aber bleibt ruhig und spricht: „Wo e i n Schenkel ist, da muß auch der andere sein." Da läßt sich auch dieser herunter. Der Soldat spricht: „Wo zwei Schenkel sind, da muß auch Brust und Arm sein." Auch diese kommen zum Vorschein. Und wie jener darauf sagt: „Zu einem ganzen Körper gehört auch ein Kopf," da fällt ein ganzer Mensch von der Zimmerdecke herunter, geht auf den Soldaten los und packt ihn würgend an der Kehle. Der aber ruft schnell: „Pack dich in den Sack," und drinnen im Sacke steckte das Gespenst und fing bald an zu bitten, er möge es herauslassen, es wolle ihm nichts thun. Der Soldat läßt ihm aber nur den Kopf heraus, der war ganz grau, und fragt, was es hier zu suchen habe. Das Gespenst bittet aber, es ganz herauszulassen, so wolle es alles sagen. Kaum aber

hatte der Soldat es befreit, so fiel es ihm wieder an die Kehle, so daß er kaum Zeit hatte, sein „Pack dich in den Sack" zu rufen. Nun war es wieder drinen und mußte gestehen. Da erfuhr der Soldat, in der Wand seien große Schätze in Fässern eingemauert und diese habe es zu bewachen. Schriftlich mußte das Gespenst nun dem Soldaten einen Theil dieser Schätze abtreten, wobei er es Vorsichtshalber nur bis unter die Arme aus dem Sacke ließ. Endlich wieder befreit, fiel es dem Soldaten zum drittenmale an die Kehle. Der aber, nachdem er es wieder in den Sack gebannt, kannte jetzt auch keine Barmherzigkeit mehr, hieb ihm den Kopf ab und ließ alles bis zum Morgen im Sacke. Als man ihn am Morgen todt zu finden meinte, gewahrte man seinen Heldenmuth. Auf seinen Bericht wurde nun die Wand erbrochen und man fand den schweren Reichthum in vielen kleinen Fäßchen, von denen auch der alte Soldat seinen Theil erhielt, so daß er nun sorglos leben konnte bis an sein Ende. Davon schreiben sich die großen Reichthümer des Bruckenthalischen Hauses her, und wäre dieser Soldat nicht gewesen, so könnte vielleicht auch kein so ansehnliches Vermächtniß gemacht worden sein.

Magyarische mythische Sagen.

423.

Von Rakoczi's Streitroß.

W. Schott in der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde III, 316.

Von Rakoczi's Streitroß wird in Siebenbürgen erzählt, daß es, als sein Herr einst von Feinden verfolgt worden, diesem den Rath gegeben, es verkehrt zu beschlagen. Er that dieses, und die Feinde verloren seine Spur also, daß er entkam.

424.

Wann das „muß sein" aufgekommen ist.

Mündlich aus Klausenburg.

Als unser Herrgott beschlossen hatte, Adam und Eva, weil sie gegen sein Gebot gesündigt hatten, aus dem Paradies zu stoßen, so schickte er zuerst den magyarischen Engel (Gabriel, Gabor) zur Austreibung derselben in ihre Wohnung. Adam und Eva waren aber durch den Apfelbiß schon so klug geworden, daß sie sich zu helfen versuchten: sie setzten dem Engel allerhand Gutes vor, Speise und Trank, und der ließ es sich wohl schmecken. Nach dem Essen konnte der Engel es nicht über sein Herz bringen, seine guten Wirthe aus dem Paradies zu jagen; er kehrte unverrichteter Sache zu unserm Herrgott zurück und bat ihn, er solle einen andern schicken,

er könne es nicht thun. Da sandte Gott den walachischen Engel Florian; denn er dachte, der ist weniger gefühlvoll und wird kurzen Prozeß machen. Adam und Eva saßen gerade bei Tische, als der Diener des Herrn in Bundschuhen, die Pelzmütze unterm Arme, eintrat, demüthig grüßte und seinen Auftrag sagte. Wie Adam ihn sah, hatte er keine Furcht mehr, sondern fragte ganz trutzig: „Hast du etwas Schriftliches bei dir?“ Da erzitterte der Engel Florian, kehrte sogleich den Rücken und eilte in den Himmel zurück. Nun ward unser Herrgott zornig und schickte den deutschen Erzengel (Michael) hinunter. Da hatten Adam und Eva nicht geringe Angst; sie boten aber alles auf, um ihn für sich zu gewinnen, bereiteten ein köstliches Mahl, setzten ihm Schinken, Wurst und Sauerkraut, Bier und Wein und süßen Meth vor. Der deutsche Engel war sehr vergnügt und ließ sich alles so wohl schmecken, daß Adam und Eva leichter ums Herz wurde. Kaum war jener aber gesättigt, da erhob er sich, schwang drohend sein flammendes Schwert und rief: „Alloh, jetzt packt euch!“ Da flehten ihn Adam und Eva an, sprachen, wie könne er so grausam sein. Den Engel aber rührte das alles nicht; er zuckte die Achseln, sagte „muß sein“ und trieb sie ohne Weiters aus dem Paradiese hinaus.

425.

Seegeister.

Arn. Ipolyi, Magyar Mythologia, Pest 1854. 97.

In dem schwarzen See (Feketető) stand der Palast des Feenkönigs (tündérkirály) auf goldenen und diamantenen Säulen; rings aber herrschte ewige Finsterniß, bis des Königs Geliebte, die im grünen See wohnte, ihn bewog, die Finsterniß zu zerstreuen. Zu dem Zwecke ließ der König auf dem Gipfel des Felsthurmes über dem See einen Karfunkelstein aufstellen, der wie Sonnenlicht glänzte, aber nur so lange

leuchten konnte, als die Fee dem Könige treu war. Wie diese aber in Liebe zu einem sterblichen Königssohn entbrannte, verlor jener sein Licht, und der König vom schwarzen See nahm seine Diamanten, Perlen und Gold, stieg in die Tiefe des Sees und schwur dem untreuen Weibe Rache, das nun seiner übernatürlichen Kraft beraubt im Wahnsinn umherirrt und in den brausenden Tannenwäldern des Gebirges auch jetzt noch sein Wehklagen hören läßt.

426.

Wassermenschen.

Jakob Jost, Sprachmeister von Amsterdam. Historische Beschreibung der kleinen Wunderwelt rc. Lübeck 1652. bei Ipolyi a. a. O. 574.

Durch Siebenbürgen läuft viel Wasser und in dem Wasser am Lande sieht man Wassermenschen, halb Fisch und halb Fleisch, sitzend bis ins Mittel im Wasser, und sie schlagen mit den Händen zusammen auf dem Wasser, daß die Reisenden davor erschrecken. Und wenn sie Menschen sehen, tauchen sie sich geschwind unter, und man kann sich so geschwinde nicht umsehen, so sitzen sie wieder an dem Lande. Und bei Nacht reist man nicht gerne desselbigen Weges, aber die Ungern, welche im Lande bürtig sind, sagen, daß, wenn Jemand eine Fackel von Pech gemacht in der Hand hat, dieselbigen Menschen nicht aus dem Wasser kommen dürfen.

427.

Blutschwitzen.

Cserei 85. bei Ipolyi a. a. O. 364.

Nachdem Dionys Banffi unschuldig getödtet worden, wallte viele Jahre lang an der Oberfläche seines Grabes Blut hervor.

428.

Kriegeszeichen.

Cserei 441. 475. 308. bei Ipolyi a. a. O. 81. 82.

In den Zeiten Rakoczi II stand über Hermanstadt am hellen Tage eine männliche Gestalt in der Luft, nackt und ein Schwert in der Hand. Die Stadt Klausenburg umzogen Mädchengestalten mit entsetzlichem Wehruf. Auf den Feldern versammelten sich schaarenweise große alte Geier, jagten das Vieh und brachten es um; so auch die Menschen, welche von ihnen ohne Scheu bis in die Dörfer verfolgt wurden.

Bei Weißenburg (Karlsburg) ließen sich während des Landtages plötzlich wunderlich gestaltete Vögel zu Tausenden auf die Felder nieder, in der Größe den Staaren gleich und bunt gefiedert, aber nie weder früher noch später in Siebenbürgen gesehen. Und wo sie einen Sperling bekamen, brachten sie ihn um und verfolgten diese bis in die Mauerritzen, zerrten sie heraus und zerrissen sie. Damals wußte man nicht, was das Wunder zu bedeuten habe; aber später erfuhr mans an sich selbst, denn viele heimatlose räuberische Kuruzen kamen aus Ungarn und plünderten die siebenbürgischen Sperlinge aus.

429.

Himmelserscheinungen.

Chron. F. L. O. I, 227. Cserei 123. bei Ipolyi a. a. O. 277. 278.

Das Himmelbrennen vom Jahre 1604 deutete die Ueberschwemmungen an, der Komet von 1680 den achtzehn Jahre lang in Siebenbürgen und Ungarn geführten Türkenkrieg.

430.

Traum.

Nach Gabr. Bathoris Leichenrede im Uj magy. muzeum. 3, 94. Ipolyi a. a. O. 577.

Vor seinem Tode träumte dem siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bathori: zwei Geier setzten sich auf seinen Kopf,

schlügen ihn mit den Flügeln und hackten ihm die Augen aus.

431.

Bator Opos, der Drachentödter.

Rakoczi's Memoiren 5, 280. bei Ipolyi a. a. O. 577.

Der Stammherr der Bathori, Bator Opos, tödtete den Ecseder Moordrachen und nahm daher die drei Drachenzähne vom Drachen umgeben in sein Wappen. Unter den Seltenheiten der Ecseder Burg erwähnt Rakoczi noch des Streithammers, mit dem jener den Drachen erschlagen.

432.

Schlangenstein.

Nach einer Bar. Mednyánszki'schen Handschrift Ipolyi a. a. O. 244.

In des Fürsten Gabriel Bethlens Testamente wird unter dem übrigen Schmucke ein Schlangenstein erwähnt.

433.

Wasser duldet nichts Unreines.

Mündlich.

Am 1. Mai 1857 verunglückte ein armer Holzflößer aus dem Szeklerlande bei der Schäßburger Mühlwehre. Am folgenden Tage überschwemmte der Fluß seine Ufer, und es hieß allgemein, daß das Wasser so lange steigen müsse, bis es den Leichnam des Ertrunkenen ausgestoßen habe. Kaum war letzteres geschehen, so sank der Fluß in seine Ufer zurück.

Walachische mythische Sagen.

434.

Wassertaufe.

Georg Krekwitz, Richtige Beschreibung deß gantzen Königreichs Hungarn ꝛc. Frankfurt und Nürnberg. 1685. 171.

Es ist ein gar altes Herkommen, daß wer nie mehr in Feketeto gewesen ist von den daselbst wohnenden Walachen gehänselt wird. Jeder Reisende muß ein Taufgeld zahlen, also daß sie von Einem ein Viertheil oder halben, auch wohl einen ganzen Thaler bekommen. Es hat auch Stephan Bathori, erstlich Fürst dieses Landes, hernach König in Polen, sich nicht geweigert, mit seinem eigenen Exempel solch ihr altes Herkommen zu bestätigen. Welcher sich aber von ihnen nicht gutwillig ablöset, der wird in den Kreischbach, so sie Jordan nennen, gesetzet.

Geschichtliche Sagen.

435.

Almus Tod.

Chronicon Budense 37. bei Ipolyi 524.

Herzog Almus ist in Siebenbürgen (Erdeel) umgebracht worden, denn er durfte Ungarn nicht betreten.

436.

Einwanderer ins Burzenland bleiben in Ungern zurück.

Siebenb. Quartalschrift, VI, 349.

Unter den deutschen Bewohnern des Dorfes Drexelheim im Borschoder Comitat in Ungarn ist die Sage, daß vor etlichen hundert Jahren Deutsche aus Deutschland nach Siebenbürgen zur Bevölkerung des Burzenlandes gegangen, ihre Voreltern aber, welche mit zu diesem Zuge gehört, wegen Krankheit allda zurückgeblieben und vorgenanntes Dorf erbauet hätten. Daher ist Mundart und Kleidung der Derelheimer denen der Kronstädter so naheverwandt.

437.

Die Gründung von Klosdorf.

Mündlich aus Kaisd.

Knechte, welche bei einem Edelhofe oder Kloster dienten siedelten sich später auf Kaisder Hattert an, und daher führen

sie zum Zeichen ihrer Herkunft den Karst im Wappen von Klosdorf.

438.

Wie der Türke die Steuer einhob.

Mündlich aus Reußen.

Mit einem vierspännigen Wagen, auf welchem eine große Kufe war, fuhr der Türke in die Dörfer. Wenn er nun mit der Peitsche knallte, so liefen die Bauern hinzu und warf jeder nach Vermögen einen Groschen oder weniger in die Kufe, denn es war damals wenig Geld unter den Leuten. Der Türke aber war zufrieden mit dem, was man ihm gab, und fuhr weiter.

439.

Von der Pest in Reußen.

Mündlich.

Als das arme Dorf Reußen von einer großen Pest heimgesucht wurde, so schickte oder trug man die Kranken, um die Uebrigen vor Ansteckung zu bewahren, in einen nahen Wald und überließ sie dort sich selber. Und sie mußten auch diejenigen, welche starben, begraben. Damit sie aber nicht vor Hunger stürben, so trug man ihnen vom Dorfe aus an einen bestimmten Ort das Essen hinaus und gab ihnen dann aus der Ferne ein Zeichen, daß sie kämen und es abholten.

440.

Was sich bei der Geburt des Sachs von Harteneck zutragen.

Mündlich aus Mühlbach.

Als Sachs von Harteneck geboren werden sollte, rief sein Vater einen Freund zu sich, welcher der Sterne kundig war, und bat denselben, zu untersuchen, ob sein Sohn in einer glücklichen Stunde zur Welt komme, denn schon fühlte die Mutter die Wehen der nahen Geburt. Der Sternkundige be-

trachtete die Stellung der Gestirne und sagte bedenklich, daß dieselbe im Augenblicke höchst ungünstig sei, und wenn die Geburt des neuen Weltpilgers nicht um einige Minuten verzögert werden könne, bis ein gewisser Stern einen andern Standpunkt eingenommen habe, so müsse jener, nachdem er hohe Ehrenstellen erlangt, eines frühen, obgleich unverschuldeten Todes durch das Schwert sterben. Der Vater eilte in die Stube der Kindbetterin und bath die Hebamme, die Geburt wo möglich noch einige Augenblicke aufzuhalten. Aber es war nicht mehr möglich. Der spätere Graf der Sachsen erblickte unter den ungünstigsten Himmelszeichen das Licht der Welt. Seine Mutter betrauerte ihn von seiner Geburt an bis an seinen Tod. Sein Vater unterrichtete ihn sorgfältig in allen Dingen und lehrte ihn Weisheit und Rechtschaffenheit, um ihn vielleicht so dem gedachten Schicksal zu entreißen. Er wurde auch ein tüchtiger Mann, gelangte selbst an den Hof, erwarb durch seine hohen Geistesgaben großes Ansehen, erhielt den Adel und wurde das Haupt des sächsischen Volkes. Aber die Weissagung ging in Erfüllung: er starb, unschuldig verläumdet, durch Henkershand auf dem Blutgerüste. Wenige Augenblicke nach seinem Tode kam die Begnadigung.

441.

Das Sachsenlager.

Mündlich aus Udvarhely.

Bei dem **Szarkakő** links von **Udvarhely** heißt ein Ort **Szászok tábora** (Sachsenlager) und ein anderer **Lász**. Als die Szekler einmal von den Sachsen geschlagen und hart verfolgt wurden, zogen sie sich auf den Hügel zurück und ließen ihre Leute fort und fort um denselben herumgehen, auch viele Ochsen hineinführen in ihr Lager, so daß die Sachsen glaubten, es sei gar viel Volks drinnen und sagten „Laß sie“ und abzogen.

442.

Der Hund in Reußen.

Mündlich.

Als die Kruzen auf der Ebene von Marktschelken lagerten, hatten die benachbarten Dörfer viel Elend auszustehen, denn sie brachen oft plötzlich ein, raubten und plünderten und schlugen auch viele todt. Um gegen solche Ueberfälle einigermaßen sicher zu sein, stellten endlich die Dorfsleute Wachen aus; denn sie hatten bemerkt, daß wenn die Kruzen die Fähnlein auf der Ebene einzogen, ein Raubzug im Werke war. Dann flohen die Dorfsleute aus den Ortschaften in die Wälder und kehrten erst, wenn der Zug vorüber war, wieder zurück. Weil aber Reußen am meisten ausgesetzt und auch niedergebrannt war, so verließen es seine Bewohner und zogen sich auf die Dörfer des Großschenker und Leschkircher Bezirkes, denn sie fürchteten, wenn sie etwa wieder bauten, abermals angezündet zu werden. Erst nach sieben Jahren, als die Gefahr vorüber war, kehrten sie zurück und fanden keinen lebenden Menschen mehr daselbst, sondern nur einen Hund, den ein Reußener bei der eiligen Flucht vor sieben Jahren daselbst zurückgelassen hatte.

443.

Vom Königsrichter Scharfenbach in Mühlbach.

Mündlich

Ueber hundert Jahre ist es nun, seit in Mühlbach ein Scharfenbach Königsrichter gewesen. Dieser war ein gewaltiger Mann, herrschte wie ein König in der Stadt und alle Rathsherren zitterten vor ihm. Aber voll Habsucht achtete er nicht das Gemeingut, sondern unterschlug die öffentlichen Gelder, riß wo er nur konnte, Gemeindegrund an sich und machte ein Haus wie der reichste Graf. So hatte er ein mächtig Stück Land an dem Weinberge an sich gerissen, das bis auf

den heutigen Tag die Scharfenbacher Halde heißt, und von dem unterschlagenen Gelde sich auf seinem Meierhofe ein prächtiges Landhaus gebaut, dazu viele schöne Gartenhäuschen und Lauben, Alleen von Bäumen und Blumen, daß es herrlich zu schauen war. Aber der Zahltag kam ihm; er wurde von der Gemeinde verklagt, abgesetzt und und verlor all sein Hab und Gut und auch jenen ungeheueren Weingarten, der an die Stadt zurückfiel und, in viele kleinere Joche zertheilt, verkauft wurde. Nur der schöne Meierhof blieb ihm (ein Theil davon bildet jetzt den Eitelschen Meierhof, aber er ist sich nicht mehr ähnlich). Dahin zog sich denn der Scharfenbach zurück, kam nicht mehr in die Stadt, zeigte sich überhaupt Niemanden und sprach mit keinem Menschen ein Wort; denn es wurmte ihn, wenn die Leute, die sich früher bis in den Staub vor ihm gebückt hatten, ihn nun gar nicht mehr ansahen oder im Vorbeigehen ein hämisches Wort über ihn sprachen. So wurde er fast schon bei seinen Lebzeiten vergessen. Sein schönes Landhaus fing zu zerfallen an, die Alleen verwilderten, und wenige Jahre nach seinem Tode war keine Spur mehr von den schönen Anlagen zu sehen. Bei seinem Begräbnisse weinte Niemand; er hatte weder Weib noch Kind hinterlassen.

444.

Die Schwarzburg.

Sieb. Quartalschrift IV, 119 Unterhaltungsblatt 837. 76.

Südlich von dem hohen weithin sichtbaren, auch allen Wetterpropheten wohlbekannten, Zeidnerberg, vielleicht auf dem Helschenberg, wo noch vor nicht langer Zeit Ruinen eines Klosters oder einer Kirche sichtbar waren, vielleicht auch in der Gegend des Räubersteigs lag die Schwarzburg. Sie soll über dreißig Klafter im Durchmesser gehabt haben und ihr Burggraf einige Zeit im Besitz einer der Burzenländer Geistlichkeit gewalthätig entrissenen Zehntquarte gewesen sein.

Anhang.

Was wir sammeln, soll dem Lande zur Freude erhalten und der Wissenschaft nutzbar werden und wir erfüllen damit zugleich eine Pflicht, die unsre Vorfahren für uns sorglos in ihrem Reichthum versäumten, für die Nachkommen.

Karl Müllenhof.

I.

Literatur der Sagensammlung und Sagenforschung in Siebenbürgen.

Da in dem Vorhergehenden bei jeder einzelnen Sage die Quelle, woraus sie geschöpft worden, angegeben erscheint, so ist es nicht nöthig, darüber hier ein Mehreres zu sagen. Wenn zu dieser Sammlung nicht der gesammte Schatz der ältern siebenbürgischen Literatur ausgebeutet wurde, so mag die Unzulänglichkeit der mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel, besonders soweit dieses Handschriften sind, einigermaßen zur Entschuldigung bei Billigdenkenden dienen. So konnte ich z. B. die Szekler Heidenchronik (1533) und Heltais Chronik (1575), welche vielleicht noch manche Ausbeute geliefert hätten, nur aus den Anführungen in A. Ipolyi's Magyar Mythologia für die Nachlese verwerthen. Daß ich den Anonymus Belae regis Notarius als Fundgrube benützte, wird nach den neuesten Urtheilen in- und ausländischer Forscher über diesen Schriftsteller keinen Anstoß mehr erregen (Flegler in der Allg. Monatschrift, 1852, 837. Dümmler, De Arnulfo Francorum rege und über die älteste Geschichte der Slaven in Dalmatien in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften XX. 355, passim. A. Ipolyi in der Magyar Mythologia an vielen Orten.) Nachfolgenden Sammlern wird, besonders auf dem Gebiete der magyarischen und walachischen Sagen, noch ein überreiches Material zur Verfügung gestellt sein.

Wie könnte es auch anders sein, da in der vorliegenden Arbeit die erste, von einem allgemeinern Gesichtspunkte aus veranstaltete Sammlung siebenbürgischer Sagen der Oeffentlichkeit übergeben wird. Bis zum Jahre 1851 war hier in dieser Beziehung so viel wie gar nichts geschehen. Das Material lag bruchstückweise oder modernisirt in der vaterländischen Literatur, besonders den Zeitschriften, zerstreut, aber in der Regel so ärmlich, so ohne Rücksicht auf die Bedeutsamkeit des Inhaltes mitgetheilt, daß eine Sammlung ungleich mehr an das Volk selbst, als an die Literatur gewiesen war. Den ersten Versuch einer solchen und zugleich einer wissenschaftlichen Ausbeute derselben für die Mythologie hat meines Wissens, ohne jedoch vor die Oeffentlichkeit getreten zu sein, der Direktor des evang. Untergymnasiums in Mühlbach, Wilhelm Schuster, gemacht: seine Sammlung ist der gegenwärtigen einverleibt worden. Die erste veröffentlichte Arbeit auf diesem Gebiete ist in der im Schäßburger Gymnasialprogramm von 1855 mitgetheilten Abhandlung Joseph Haltrich's „Zur deutschen Thiersage“ 20—41 enthalten, wo 33 aus dem Munde des sächsischen Landvolkes gesammelte Thiersagen vollständig erzählt werden. Da der Verfasser jener Abhandlung die Absicht hat, dieselben dem vielleicht noch erscheinenden zweiten Bande der deutschen Volksmärchen aus Siebenbürgen einzuverleiben, so durften sie in der vorliegenden Sammlung übergangen werden. Ihr Werth ist übrigens allgemein anerkannt und selbst Jakob Grimm nennt sie eine fleißige und treue Arbeit und eine Bereicherung dieser Literatur, welche zu schönen Bestätigungen einiger von ihm selbst bisher nur als Vermuthung aufgestellten Ansichten führe. Der Vollständigkeit der gegenwärtigen Sammlung ist dadurch kaum merklicher Abbruch geschehen, da die Thiersage einen in sich ziemlich abgeschlossenen Kreis von Volksüberlieferungen bildet. Endlich darf nicht unberührt bleiben eine Anzahl mythischer und geschichtlicher Sagen, welche

in dem 1852 erschienen Werke **L. Kövary's „Erdélyi regiségei“** im Zusammenhange mit dort behandelten Alterthümern Aufnahme gefunden haben. Sie sind der erste bedeutende Schritt in das ohne Zweifel besonders im Szeklerlande, reich blühende Feld der magyarischen Sage in Siebenbürgen, im Ganzen allem Anscheine nach treu erzählt und, wie weiter unten gezeigt werden soll, nicht ohne Werth auch für die Vergleichung mit deutschen in Siebenbürgen aufbewahrten namentlich mythischen Sagen. Da der Verfasser jenes Werkes eine eigene Sammlung derselben nicht in Aussicht stellte, so schien es wünschenswerth, sie in deutscher Uebersetzung oder Bearbeitung der gegenwärtigen einzuverleiben. Letztere war vollständig geschlossen und zum Drucke befördert, als Herr **Kövary** das Erscheinen einer eigenen Sammlung von 100 geschichtlichen Sagen (**Száz történelme rege**, Klausenburg 1857) ankündigte, deren wesentlichsten Bestandtheil nun die bereits in dem früher bezeichneten Werke desselben Verfassers mitgetheilte Sagen bilden. Natürlich konnte diese Sammlung nur bloß für die Abhandlungen ausgebeutet werden, und eine etwaige Uebersetzung derselben ins Deutsche wird in stofflicher Beziehung des Neuen und Interessanten immer noch genug bieten. Sie enthält hundert sogenannte geschichtliche Sagen, von denen 21 in den **Erdélyi régeségei** theils nach mündlichen Mittheilungen, theils nach gedruckten Veröffentlichungen in Zeitschriften und Kalendern 2c., eine ungefähr gleiche Anzahl aus desselben Verfassers noch früher erschienenen **Erdélyi ritkaságai** hier wieder abgedruckt wurden, der Rest neu zugewachsen ist. Es ist zu bedauern, daß der Herausgeber bei diesem Wiederabdruck, nicht zum Vortheile der wissenschaftlichen Brauchbarkeit, an der Volksmäßigkeit des Erzählungstones zu ändern für gut fand (vgl. p. 66 mit Erd. rég. 185; p. 100 mit ebd. 178 2c. 2c.), daß er von den magyarischen die sächsischen und walachischen nicht trennte, daß er auch hier

manche Sagen versificirt gab und endlich die einzelnen Stücke nicht mit Zahlen bezeichnete, wodurch die ganze Sammlung etwas unhandlich geworden ist. Doch verdient der in ihr vereinigte Stoff als Anfang der Ausbeute der dießfälligen Volksüberlieferungen der Szekler und Magyaren in Siebenbürgen Beachtung und Anerkennung und enthält einige sehr werthvolle Beiträge zur magyarischen Mythologie. Geschichtliche Sagen in der von der Wissenschaft festgestellten Bedeutung dieses Ausdruckes hat der Verfasser nur sehr wenige darin gefunden, und namentlich ist der reiche Schatz der magyarischen Stammsagen — vielleicht weil der noch auf Benkö's historischem Standpunkte stehende Verfasser dieselben für reine Geschichte hielt — beinahe ganz unausgebeutet geblieben, wiewohl deren Aufnahme dem Titel des Buches mehr entsprochen hätte als manches darin Enthaltene.

Soviel über die bisher in Siebenbürgen veranstalteten Sagensammlungen, an welche sich die gegenwärtige anreiht. Wenig mehr ist für die Sagen*forschung* d. h. für die Ausbeute der Sagen in mythischer oder geschichtlicher Beziehung geschehen, obwohl die Zahl der Arbeiter auf diesem Felde, angeregt durch den großartigen Aufschwung der einschlägigen Literatur in Deutschland, gerade in den letzten Jahren auch hier erfreulich zugenommen hat. An der Spitze ist zu erwähnen der k. k. Schulrath Joh. Karl Schuller, welcher, als diese Sammlung noch kaum 100 Nummern zählte, bei Gelegenheit der Generalversammlung des Vereines für siebenbürgische Landeskunde in Reps eine, später in den Blättern für Geist, Gemüth ꝛc. 1851. Nr. 6, 7, 8 veröffentlichte Vorlesung „Zur siebenbürgisch-sächsischen Mythologie“ hielt, worin auch die hier unter Nr. 6 und 22 aufgeführten beiden Sagen mitgetheilt und erörtert wurden. In spätern mythologischen Arbeiten (Vorlesung über Volksglauben, Volkssitten und Volkssprache der siebenbürger Sachsen,“ in der Transilvania 1851 Nr. 1, 2,

4, 5, 6; „Zwerge im Volksglauben der Sachsen" ebd. 1855, Nr. 2, 6; „Das Hahnenschlagen am Osterfeste" im Vereinsarchiv, N. Folge I., 403—413), sowie desselben Verfassers Sylvestergabe pro 1856 „Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen" ist auf Sagen nur im Vorbeigehen Rücksicht genommen und Neues in dieser Hinsicht nicht eben geboten. Die demselben zweifelhaft erscheinende Beziehung der hier unter Nr. 269 und 273 erzählten Sagen auf die Einwanderung der Sachsen wird in nächster Zeit durch eine schöne Arbeit von K. Fabritius einige wesentlichen Stützen erhalten.

Bezüglich der Forschung auf dem Gebiete sächsischer Sagen sind außer Haltrichs schon oben erwähnter Abhandlung zur deutschen Thiersage noch zu erwähnen des Herausgebers 1854 erschienene „Beiträge zur Geschichte des Hexenprozesses in Siebenbürgen" (Braunschweig, Schwetschke & Sohn), worin die meisten in dieser Sammlung erscheinenden, auf Hexen und Zauber Bezug habenden Sagen mitgetheilt und erörtert sind, und Wilh. Schusters, „Woden, ein beitrag zur deutschen mythologie" (im Jahresprogramm des evang. Untergymnasiums in Mühlbach, 1856), eine Arbeit, deren Werth noch jüngst ein sehr kompetenter Beurtheiler W. Wenzel in Pfeiffer's Germania II., 119. in ehrender Weise anerkannt hat.

Mehr oder nach Umständen auch weniger ist für die magyarische Sagenforschung in Siebenbürgen geschehen; mehr, insofern Kőváry sowohl in den Erd. rég. als in den Szász tört. reg. eine Deutung der mitgetheilten Sagen versucht hat; weniger, weil diese Deutung im Ganzen durchaus verfehlt genannt werden muß und den richtigen wissenschaftlichen Standpunkt vollständig verrückt. Schon in dem erstgenannten Werke schien es, als ob der Verfasser von der Existenz einer mythischen Sage nicht die leiseste Ahnung habe, indem er den Grundsatz aufstellt (p. 11) daß das Volk die ältesten Burgen Sie-

benburgen von tündérek (Riesen oder Feen)*); die spätern von den Teufeln und die jüngern von Heiligen erbaut sein lasse, und demnach das Riesenzeitalter vor die Römerherrschaft falle, des der Teufel bis zur Einwanderung der Magyaren reiche, das der Heiligen auf die Zeit der Arpadischen Herrscher zu beziehen sei. Die Zeitbestimmung der siebenbürgischen Burgenbauten wird darnach allerdings sehr leicht; aber wie zutreffend sie sei, geht unter Andern hervor, daß dann die Rosenauer, Repser und Kaisder Burg, die Kreuzburg, die Riesenburg bei Kerz, die römischen Werke von Krivadia und selbst der Rathhaus- und evang. Kirchenthurm von Hermanstadt sämmtlich vor die Römerzeit fielen, da sie nach der Volkssage alle von Riesen oder diesen verwandte Hunen entstanden sind. Dieselbe gänzliche Unkenntniß des mythischen Bestandtheiles der Volkssage spricht sich auch sonst noch aus. Siehe unter II. Es wäre nicht nöthig, bei diesen verfehlten Deutungen hier weiter zu verweilen, besonders, da dieselben von dem tüchtigsten Sagenforscher Ungarns, A. Ipolyi, in seiner vielfach trefflichen und mit genauer Bekanntschaft mit der deutschen Mythenforschung zeugenden magyarischen Mythologie bereits verdienter Weise zurückgewiesen worden sind (p. XXVI. 61. 128 etc.), wären dieselben nicht in den Szász történelmi rege p.

*) Der Ausdruck tündér ist ziemlich willkührlich mit óriás (vgl. das finnische vuorilaise = Bergbewohner, W. Schott in Mannhardts Zeitschrift für deutsche Mythologie 2c. III. 315) und einmal mit vajda durcheinandergewürfelt und entspricht meist dem deutschen Riesen. tündérek können auch männlich sein Vergleich A. Ipolyi, Magyar Mythologia Zusammenhang zwischen tündér und óriás bezeugt dasselbe 119, 127 („óriási tündér leányok“); daß zwischen Beiden waltender Kampf erscheint, hebt diese Behauptung nicht auf, wenn die Analogien aus der Mythologie anderer Völker nicht außer Acht gelassen wird.

9—23 mit der Prätension einer „Philosophie der Sagen" neuerdings wiederholt worden. Herr Kőváry würdigt demnach nicht bloß die einschlägige deutsche Literatur keiner Beachtung, was noch hinzunehmen wäre, sondern scheint nicht einmal zur flüchtigsten Lektüre der magyarischen Zeit zu gewinnen. Sowohl in den Alterthümern als hier spricht sich eine Leichtfertigkeit aus, welche seinen Arbeiten höchstens auf so lange Werth verleiht, als dieselben kritiklose Lobredner in Tagesblättern finden. (Siehe Bl. f. G., G. u. V. 1857. 33—40.) Wenn die Nichtbeachtung der Strebungen der magyarischen Literatur von Seiten der fremden, namentlich der deutschen, immerhin zu bedauern ist, so kann dagegen Unbekannschaft mit der deutschen Seitens der magyarischen Schriftsteller, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und dessen was damit zusammenhängt, nur zu beklagenswerthen Verirrungen führen. Die Sagendeutung Herrn Kőváry's ist ein Beweis dessen. Die von ihm veröffentlichten Sagen werden daher mit Dank anzunehmen sein; seine Deutungen sind antiquirt oder unhaltbar, was er selbst einsehen wird, falls er sich die Mühe nimmt, sich um die Literatur seines Stoffes umzusehen.

Für die wissenschaftliche Ausbeute der walachischen siebenbürgischen Sagen ist noch beinahe nichts geschehen. Ich habe die von Schott in seinen walachischen Märchen, 282. mitgetheilte und 377 auf den Weltkampf der Giganten bezogene Erzählung vom Retjesat in die vorliegende Sammlung aufgenommen, weil dieselbe an eine siebenbürgische Lokalität anknüpft. Aus J. K. Schullers Sylvestergabe pro 1857 „Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen" konnte ich die daselbst erklärten Ueberlieferungen von der Vermählung der Sonne mit dem Monde *) und von Herkules nicht benützen, weil sie

*) Die Ueberlieferung dieser Erzählung dürfte kaum volksmäßig sein. Diese eingehenden Beziehungen auf die Cultusformen der grie-

wenigstens in dieser Form dem Boden der Walachei entsprossen sind, und mußte die in Siebenbürgen geschöpfte Erzählung vom überwundenen Riesen (Polyphem) ausschließen, weil sie mindestens nach der von Grimm in der Vorrede zu den Sagen gegebenen Begriffsbestimmung eher ein Märchen als eine Sage zu nennen ist. Dasselbe ist der Fall mit den von Franz Obert später im „Auslande" (Jahrg. 1856) veröffentlichten, aus volksmäßiger Quelle stammenden, walachischen Erzählungen. Hier ist das Feld, so hoch es auch in den Aehren steht, noch von keinem Schnitter berührt worden.

II.

Ueber die mythischen Sagen in Siebenbürgen.

1. Deutscher Sagenkreis.

Obgleich gegen die mythische Sage vorzugsweise seit Jahrhunderten bereits Schule und Kirche den Vernichtungskrieg geführt haben, so hat doch gerade diese sich nicht allein dem

---

chischen Kirche (der ungewebte Rock, die Kerzen, Glocken, Chor, Meßgewänder), diese gelehrten Anspielungen (Muräne, Petale,) diese christlich ethische, allegorisirende Behandlung und Auffassung, diese hohe wahrhaft poetische Anlage des Gedichtes lassen auf eine kunstmäßige Abfassung schließen, welche indessen den tiefmythischen Kern nicht antastete und auch im Einzelnen vielfach in Bildern und Schilderungen volksmäßig mythisches Material verwendete Die Halbgelehrsamkeit der Geistlichen hat in die walachische Dichtung freilich mehr noch als anderwärts ursprünglich sicher nicht dazu gehöriges Zeug eingepfropft was jetzt fast volksmäßig geworden ist. Ob es mit der von Schuller 17. erwähnten Alexandria nicht gleiche Bewandniß haben mag? Sollte die Alexandersage hier ursprünglicher sein, als in der deutschen mittelalterlichen Epik?

Untergange, sondern sogar der Versetzung mit ihr ursprünglich fremden Elementen, der Allegorie und Moral, beharrlich entzogen und ihre naive Objektivität in fast wunderbarer Reinheit erhalten. Nur in die Legende, den Wurzelausläufer der mythischen Sage, ist das Element der christlichen Moral eingedrungen und hat dieselbe hie und da scheinbar ihres ursprünglich mythischen Charakters entkleidet; aber eben scheinbar nur, denn in Wahrheit ist dadurch gewöhnlich nur dem heidnischen Namen ein christlicher substituirt worden, und die Abenteuer Wodans, Donars 2c. erscheinen jetzt als des Heilandes, S. Peters 2c. Thaten. Selbst unsere geschichtliche Sage ist so von mythischen Elementen durchdrungen, daß die von andern Gesichtspunkten her entschieden nothwendige Scheidung beider sich gewöhnlich nur sehr schwer vollziehen läßt. Die Zeit der Entstehung der Sage macht in dieser Beziehung keinen Unterschied; denn es ist, als ob jene innere Kraft, welche einst die Erscheinungen der Natur in Persönlichkeiten der Mythe belebte, noch jetzt in geheimnißvoller Werkstätte thätig sei, und außerordentliche Ereignisse und Bewegungen im Leben des Volkes wie des Einzelnen kleiden sich dem Volke augenblicklich in das nur scheinbar aufgegebenen Gewand der Mythe. Das Christentum hat die heidnischen Götter, gute und böse, aus dem Himmel gestürzt, aber das Volk entzog sie gern durch Verkleidung der Gefahr und räumte ihnen von jeher seine heimlichsten Plätzchen in Feld und Haus als sichere Schlupfwinkel ein. In solchen Schöpfungen macht sich das dem Volke tief inwohnende poetische Bedürfniß Luft, welches noch immer wie in den Zeiten der Erzväter und Homers mit dem religiösen aufs innigste verbunden ist. Diese Erscheinung einer ununterbrochen fortgesetzten Sagenbildung wird wie in den vorangestellten Sagen so in den folgenden Anmerkungen auch für unser Land aufs reichlichste belegt werden.

Auf keinem Gebiete wird die geistige Urverwandschaft der

Völker augenscheinlicher als hier, und je tiefer und umfangreicher die Forschung, desto geringer wird das Maaß des Verschiedenartigen. Sprachstämme grenzen hier nicht oder nur wenig ab und die denn doch in manchen Punkten erscheinende Verschiedenheit beruht meist nur in der geschichtlich begründeten nationalen oder lokalen Färbung des gemeinsam überkommenen Objektes. Ob die deutschen Ansiedler, welche um die Mitte des XII. Jahrhunderts nach Siebenbürgen gekommen sind und hier ein selbstständiges politisches Gemeinwesen gegründet haben, an dem von germanischen Stämmen schon früher bewohnten Boden (Daken?, Gothen, Gepiden) haftende Reste alter deutschen Mythen vorgefunden, ist eine besonders nach Maaß und Wesen erst dann mit einiger Sicherheit zu entscheidende Frage, wenn die einschlägige Sammlung und Forschung in das Mannesalter getreten sein wird. Unwahrscheinlich scheint mirs nicht, besonders wenn die alten Flurbenennungen verglichen werden, obgleich der Mangel heiliger Orte, welche sonst in dieser Beziehung von Wichtigkeit sind, Anfangs stutzig macht. Die nationale Abgeschlossenheit der spätern Kolonisten, der fast gänzliche Abgang gelehrter Ueberlieferung trug dann mit dazu bei, daß die Reinheit des aus der Stammheimat mitgebrachten Kapitals gegen die nun benachbarten fremden Volkselemente im Ganzen bis auf die Gegenwart bewahrt blieb.

Die Reinheit der Ueberlieferung ist kein Merkmal für die Vollständigkeit des Inhaltes und die siebenbürgisch-sächsische mythische Sage der entschiedenste Beweis für die Wahrheit dieses Satzes. Der mythische Stoff derselben ist in außerordentlich zerstückter Gestalt auf uns gekommen. Es wird aus ihnen selbst bei umfassenderer Sammlung nicht ein einziger Mythus vollständig sich darstellen lassen, sondern sie bieten bloße Mythentrümmer, welche nur durch die umfassendste Vergleichung mit den übrigen Volksüberlieferungen (Märchen,

Sitte, Lied, Aberglaube, Sprache ꝛc.) und den Sagen der Stammheimat nach ihrem Zusammenhang und ihrer Stellung zum alten heidnischen Volksglauben erkannt werden können. Auf diese Abschwächung, welche sich besonders in dem beinahe vollständigen Verluste aller Namen darstellt, hat ohne Zweifel die Entfernung vom Mutterlande, die Trennung des lokalen Verbandes mit diesem den größten Einfluß ausgeübt. Das Märchen konnte vermöge seiner ungebundenern Natur die Gefahren der weiten Wanderung überstehen und sich dem Volke auch in seinen neuen Wohnsitzen in reichster Fülle erhalten; als aber die Sage Haus, Feld, Wald, Wasser ꝛc., woran sie bis dahin haftete, verlassen mußte, konnte sie von allem diesen nur mit Aufopferung eines guten Theiles ihrer Kraft sich losreißen, um nun lose freilich und etwas schematisch die allgemeinsten Züge und Persönlichkeiten, die ihr in der alten Heimat eigen gewesen, an die Oertlichkeiten der neuen anzuknüpfen. Vermöge der unversiegbaren oben berührten schöpferischen Kraft that sie dieses nun allerdings und nahm dabei Formen und Farben aus der Erinnerung an das Stammland, die nun aber natürlich an Frische und Lebendigkeit mannichfach geschwächt waren. So mag die jetzige mythische Sage der Sachsen wesentlich erst in Siebenbürgen entstanden sein und erklärt sich ihre verhältnißmäßige Armut an einzelnen Sagenreihen (z. B an solchen, die auf elbische besonders zwerghafte Wesen Bezug haben, deren Namen im Aberglauben so zahlreich begegnen,) sowie überhaupt an konkretem mythischen Gehalte.

Für die Wissenschaft der Volksgeschichte erwächst durch diese Abschwächung der mythischen Sage in einer Beziehung eine große Schwierigkeit. Die Untersuchung über die Stammheimat der einzelnen Kolonistengruppen zieht bis noch nur sehr spärliche Nahrung aus der Vergleichung der sächsischen mythischen Sage mit jener der deutschen Landschaften. Wenn auch die Erscheinung der nord- und mitteldeutschen Frau Holle statt

der süddeutschen Berchta, der nordwestdeutschen Hünen statt der Riesen und Anderes einzelne Fingerzeige geben mag, so ist das doch ein sehr dürftiger Beitrag zu dem auf diesem Gebiete von fleißigen Forschern durch die Untersuchung der Sprache und des Märchens zu erzielenden Gewinn.

Größern Nutzen zieht die vaterländische Geschichte aus diesen Sagen und es ist kein Zweifel, daß in einigen derselben, namentlich den Riesensagen und einigen Wasserfrausagen, Bezüge liegen, welche bis an den Zeitpunkt der Ansiedlung selbst hinaufreichen, und von der bisherigen Forschung wegen der mythischen Färbung nicht zu ihrem eigenen Vortheile allzu vornehm verachtet worden sind. Auch eine Menge anderer in denselben verwahrter auf Gewohnheiten des Hauses, des Rechtes und der Kirche bezüglicher Elemente ruhen noch darin verborgen und werden für den echten Geschichtschreiber zu verwerthen sein.

Die folgenden Anmerkungen wollen in möglichst gedrängter, auch durch die Rücksicht auf die Billigkeit dieses Buches gebotener, Gestalt, indem sie die darin enthaltenen mythischen Sagen theils gruppenweise zusammenfassen, theils einzeln behandeln,

1. Ergänzungen und Varianten nachtragen,
2. den mythischen oder geschichtlichen Gehalt der Sagen andeuten,
3. vergleichend auf die in zugänglich gewordenen deutschen Sammlungen enthaltenen Aehnlichkeiten im Ganzen wie im Einzelnen hinweisen

und so einer vollständigern wissenschaftlichen Ausbeute erleichternde Vorarbeiten liefern. Mehr wollen und können sie gegenwärtig nicht geben, und auch in Betreff des also spärlich und zum Theil mit eigener Beschränkung Gebotenen werden sie die nachsichtige Beurtheilung wissenschaftlicher Leser, für welche

diese Anmerkungen eigentlich allein geschrieben sind, in Anspruch nehmen müssen.

1.

Neuere, zum Theil sentimentale, Züge (Lampe, Schutzgeister, Lichtgewand) sind in diesen einzelnen Erzählungen mit uralten kosmogonischen Vorstellungen verbunden. Die Stückchen der Schaale, woraus die Sterne gebildet werden, sind Feuerfunken aus Muspellsheim, Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Ausg.*) 685. Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, 1855. 20, 22. Der runde Boden der Schaale erinnert an den Sonnenschild, ebd. 22, oder an die goldenen Scheiben der Asen, Völuspá, 60. Daß die Milchstraße (bei uns auch Mehlweg) erst nach dem Weltbrande entsteht, deutet vielleicht auf eine Verwechselung dieses mit dem Urfeuer (muspell), obwohl jene auch nach andern Mythen erst spätern Ursprunges ist (Iringsweg, Phaeton. Gr. M. 330. vgl. 775. Simrock zu seiner Ausgabe der Edda, 1855. 430). Der Name Gottesgürtel mahnt an den Himmelsgürtel (Regenbogen) bei Gr. M. 695. Die Walachen sehen in der Milchstraße zerstreutes Stroh, welches die Mutter Venus im Hofe des hl. Petrus gestohlen. Arth. und Alb. Schott. Wal. maehrchen. 1845. 285., über die magyarische Auffassung siehe zu Nr. 246. Ueber die Sterne als Schutzgeister der Lebenden handelt Ipolyi in seiner Magyar Mythologia, 1854. 267. nach magyarischen Ueberlieferungen. Sterne = Seelen siehe Haupt, Zeitschrift für deutsches alterthum. IV., 390.

2.

Fast rein eddische Vorstellungen von der dem Weltuntergange vorangehenden sittlichen Verderbniß der Menschen, Vö-

*) Wo im folgenden dieses Werk bloß mit Gr. M. angeführt wird, ist immer diese Ausgabe gemeint. Die Abkürzungen werden wohl leicht verständlich sein.

luspá 46., welche zunächst einen schrecklichen allgemeinen Krieg entzündet (echt deutscher Zug: Walserfeld rc. Gr. M. 908 f., Simrock. 180.), der endlich durch den Herrscher aus Morgenland, den mächtigen . . . Starken von Oben der Völuspá 64. (= Fro, Müllenhoff, Schleswig-Holsteinische Sagen. 1845. L. nach Grimm) beendigt wird. Vgl. Brüder Grimm, deutsche Sagen. 1816. 1818. I., 28. 30. 33. Gr. M. 776. Aehnliche Züge in einer Sage aus Kärnten, mitgetheilt von Lexer, und einer andern aus Bayern von Dahn, in der Ztschr. für deutsche Mythologie und Sittenkunde, III., 34. IV., 8., sowie in der bekannten böhmischen vom blanicker Berge („das Blut jener Schlacht wird fließen vom Hradschin bis Podbaba"). Die ganze Ansicht ist auch dem magyarischen Volke nicht unbekannt; sie erwarten die Herstellung des Friedens der Welt von einer großen in der Ebene von Debrezin zu liefernden Schlacht. Ipolyi 357. In der Eiche, unter welcher der Rest des Menschengeschlechtes sich sammeln soll, läßt sich Hoddmimirs Holz erblicken, Wafthrudnismal 45. Gr. M. 756. Simrock 168 f. Sie ist an die Stelle der Weltesche Yggdrasil, Grimnismal 31., getreten, wie sie selbst später durch den Hollunder oder Bäume im Allgemeinen verdrängt wird. Ztschrft. f. d. A. III. 459. Müllenhoff 377 f. J. W. Wolf, beitr. zur d. mythologie 31. (der im rettenden Kaiser Wodan sieht). Ernst Meier, deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. 1852. I. 23. Ign. Vinc. Zingerle, Sagen aus Tirol, 1850. 102. und in der vorliegenden Sammlung Nr. 36. 81.

Weniger bezeugt, aber höchst interessant ist die außerordentliche Fruchtbarkeit des dem Beginne des Weltunterganges vorangehenden Jahres in unserer Sage.

3—26.

Eine Reihe von Riesensagen, deren 17 erste sich meist auf Aussehn und Verrichtungen, die folgenden auf den Untergang der Riesen beziehen. Der unter den Sachsen vorwiegende

Name ist Hüne (hëny, hain etc.), was die Muthmaßung Grimms M 490, daß hûn schon vor dem XIII. Jahrh. = Riese gewesen, wohl unterstützt und niederdeutsche oder genauer niederrheinische Herkunft andeutet. (Gr. M. 489.) Bezeugt sind noch außerdem:

1. thurs im Torreschöng Nr. 6. (thursaskegg = Riesenbart Gr. M. 499) und, falls diese Beziehung stichhaltig, auch in Torrembrig (Thorenburg, Thorda, in einer Urkunde bei Fejér, Cod. dipl. Hung. I., 1, 437. castrum Turda, wozu bei Gr. M. 487 zu vgl. thyrre, thorn, und 488 niederd. thuris = orcus; finnisch turras, Gr. Gesch. der deutschen Sprache. I., 122); den Namen auf Thurm zu beziehen (sächsisch turren, torren) geht kaum an, da der Ort schon vor der Einwanderung der Sachsen erwähnt wird; gegen die Vergleichung von Thôrr streitet die Kürze des Vocales. Die entschieden germanische Wurzel, zusammengehalten mit dem Umstande, daß die Salzgruben daselbst schon von den Römern (Salinae) und Daken (?) bearbeitet wurden, läßt den Namen von alten Zeiten her am Boden haftend erscheinen*) und würde vielleicht den Riesenkult für denjenigen germanischen Stamm bezeugen, der im Besitze des Landes unmittelbar

*) Andeutungen eines solchen, von vorn hinein sehr wahrscheinlichen Festhaltens des alten Namens glaube ich noch zu erkennen in Ereszteïn, Wald bei Tusnád, Urk. v. 1282, bei Fejér. III., 144. Vgl Gr. M. 182, auf den niederdeutschen Eor zu beziehen, dessen Gemahlin (bei den alten Sachsen Here oder Ere, in der Mark Arke, Harke) in unserem Arkeden bezeugt ist, Vgl. Kuhn. Märkische Sagen und Märchen, 1843. VII. und 372; vielleicht in Gizembrig, dessen Zusammenhang mit den Goten und Geten ich trotz Schullers Abweisung in der Transilvania 1852, 13 um so weniger aufgeben möchte, vgl. Gr. Gesch. d. d. Spr. 774, da wohl auch in den Judenburgen z. B. bei Felvinz, wo Neugebaur, Dacien 195 römische Ziegeln fand, nicht Bauten des Volkes Israel zu suchen sind.

nach den Herodotischen Agathyrsen (= schreckhafte Riesen) folgte (Agathursen bei Ptolemäus, Wiener Handschr. Schuller, Siebenbürgen vor Herodot, im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen, XV., wo für den vorliegenden Gegenstand auch der jetzige walachische Name der Kokel tyrnawa = Riesenwasser beigebracht wird);

2. gigant wahrscheinlich verschliffen in Gantermanaly Nr. 21, dessen zweite Sylbe wohl ein verdorbenes Marei ist;

3. Troll (Gr. M. 493) im Familiennamen Trölls;

4. der alte riesische Oegir in der Uglerin Nr. 22. Vgl. Gr. M. 216—219, besonders die überleitenden Formen Uogihelm und Wiegel. Pflug und Hahn bezeugen unwiderleglich den mythischen Gehalt. Schuller in den Bl. f. G., G. und V. 1851. 60.

5. enz (ags. ent) zum Kobold herabgesetzt im Enzepenz (Henzempenz) Schuller in der Transilvania, 1855. 21.

6. lüpel = Tölpel. Vgl. Gr. M. 492.

7. Der Ausdruck Riese ist kaum irgendwo volksmäßig oder wo er es ist, vor Kurzem erst eingedrungen. In den in dieser Beziehung am festesten haftenden Flurnamen habe ich ihn nirgends angetroffen; in Nr. 5 und 20 sind die Erzähler Magyaren und der Ausdruck demnach eine Uebersetzung von óriás; in Nr. 9 scheint er eine bloße Ungenauigkeit, da sonst auch im Nösnerlande hain bezeugt ist; in Nr. 24 war der Erzähler ein Städter.*) Daß demnach der verhältnißmäßig jüngste Name der Riesen hier durchgeschlagen hat, darf um soweniger auffallen, da wir es mit einem dem alten hiunenlande (Un-

*) Ob in den Ortsnamen Reußmarkt, Reußen, Reußdorf das ahd. reus = Riese oder ein mir jedoch zweifelhafter Bezug auf die Reußen liege, wage ich nicht zu entscheiden. Die älteste bezeugte Schreibung von Reußmarkt in Ruhemark, Urk. zwischen 1290—1301 im Urkundenbuch zur Gesch. Siebenbürgens. I, 223.

garn) benachbarten Gebiete zu thun haben, und überall wo derselbe sich findet, bald an Riesen, bald an die frühern Bewohner des Landes gedacht wird. Simrock, 436. (s. unten).

Was die äußere Gestalt der Riesen anbetrifft, so weichen unsere Sagen wenig von den allgemein bekannten und in Nr. 3, 11. zusammengestellten Vorstellungen ab. Ein mir später erst aus Reen bekannt gewordener Zusatz bietet indeß die interessante Variante: sie hätten vorn ein Auge gehabt und hinten eines, was der Einäugigkeit der Cyclopen wenigstens nahe kommt. Gr. M. 494. Bei den Magyaren ist sie vollständig bezeugt, Ipolyi, 121.

Bedeutsam ist, daß Nr. 3 die Riesen als Menschenfresser bezeichnet, ein Zug, der in deutschen Sagen nicht oft vorkommt (Gr. M. 522. Riesen und Menschenfresser in einer schwäbischen Sage bei Meier 152, als Menschenräuber in einer schwedischen, Ztschr. f. d. A. IV., 504. ebenso bei Ipolyi, 121.), und auch wegen der Großmutter auf den Teufel zu beziehen wäre, lenkte der Schluß der Sage nicht wieder so ganz in die früheste Gestalt des Riesenmythus ein, wo die älteste Götterdynastie Blitz und Donner noch nicht an die jüngeren Asen abgetreten hat. Wir würden demnach in dieser Sage, wie in Nr. 34, einen Anklang des alten Riesenkultus und einen Bezug auf Thrym, den ältern Donnergott, wie ihn die Edda erscheinen läßt, finden. Tkrymskvida, Völuspá 2. Gr. M. 165. Simr. 66. 431. 438. Auch in andern Zügen erscheint Verwandtschaft der Riesen mit spätern mythischen Gestalten: so als Kirchenbaumeister in Nr. 9, 24, 25 mit dem Teufel, vgl. Gr. d. S. II., 175. Meier, 154. Müllenh. 275. F. Panzer, Beitr. zur deutschen mythologie, 1848. I., 242. Gr. M. 515. 972., eine Vorstellung, auf welche vielleicht die an manchen Kirchen angebrachten Mammuthsknochen ꝛc. geführt haben. Bemerkenswerth ist in Nr. 14 die nördliche Richtung des Chores, welche an die beim Gebete nach Norden schauen-

den Heiden mahnt, Gr. M. 30., und der Menschenraub in Nr. 5, der ebenfalls auf den Teufel hinweist.

Als Burgenbauer erscheinen sie in Nr. 16, 18, 19, 20, als Burgbewohner in Nr. 5, 6, 9, 11, 12, 16, 17, 18, 19, 20, 21, als Städtegründer in Nr. 24, wozu Gr. M. 500, Meier 151, 155, 279, 280, Müllenh. 266 f., Ipolyi 127, zu vgl. zur „Götzenburg" insbesondere Gr. d. S. I., 27, und über die Burgspuren daselbst Ackner im Jahrbuch der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1856. 46.

Zum Zeichen ihrer Gewaltigkeit wird erzählt, daß sie Menschen als Spielzeug benützten, Nr. 4, 6, 7, 9, 16, 19, (Gr. M. 505. Simrock 436. Gr. d. S. I., 24. Ztschr. f. d. A. IV., 392, 506, und mit einer interessanten, aber auf spätern Ursprung deutenden Wendung — der Riese packt die Bauern wegen ihres Hochmuthes — Ztschr. f. d. M. IV., 20.), in mächtigen Schritten von Berg zu Berg, von Thurm zu Thurm gingen, Nr. 7, 9, 12, 24, 25, oder über den breiten Fluß setzten, Nr. 23, (jenes auf Bergriesen, dieses auf Wasserriesen, einen weiblichen Wate, deutend. Gr. M. 512 f. Simr. 445. Gr. d. S. I., 211, 417, 419, 421 f.), auf Bergsätteln ritten (ein schöner mir sonst nicht vorgekommener Zug), sich Gegenstände über weite Entfernungen zuwürfen, so die Art Nr. 9, (an die Stelle des Hammers getreten. Gr. M. 510. Gr. d S. I., 27. Ztschr. f. d. M. II., 182. Müllenhoff 268 f.), das Sieb Nr. 12, (Gr. M. 1066.), die Spuren ihrer Tritte dem harten Gestein aufdrückten Nr. 9, 10, (vgl. auch Nr. 90 den Biß in den Glockenklöpfel. Gr. M. 513. Gr. d. S I., 308, 317, 411. II., 79. Meier 158, 156, 162. Müllenh. 19, 141 f., 545 f., auch von Heiligen und Helden und vom Heiland erzählt), durch die Reinigung ihrer Stiefel oder den Verlust von Erde aus der zerrissenen Schürze Hügelbildungen ver-

anlaßt hätten, Nr. 8, 13, 15. (Gr. M. 507. Simr. 449. Gr. d. S. I., 421. Panzer, I., 243, 244. Müllenh. 273).

Auch unsere Sagen fassen die Riesen im Ganzen als ein trotz seiner Gewaltigkeit gutmüthiges Geschlecht: nachbarlich erbauen sie ihre Burgen Nr. 12, 16, 17, 20, und wollen auch mit den Menschen in Frieden leben, deren Gebiet sie nicht überschreiten dürfen. Doch sind sie bereits im Untergange begriffen: sie ahnen diesen, wehren sich, verlassen aber am glücklichen Ausgange des zwischen ihnen und den Menschen entstandenen Kampfes verzweifelnd das Land Nr. 4, 9, 11, 20, 25. Die Zurückbleibenden sterben aus Nr. 11, 22, 24, testiren ihr Besitzthum den Menschen Nr. 21, 22. (Schuller in den Bl. f. G., G. u. V. 1851, 59—60. Die Stellen über das Hahnenopfer hat gesammelt Schuster im Woden 41. vgl. dazu Fiölsvinnsmal 24, 25 und Simrock in seiner Ausgabe der Edda 420), und werden von diesen dafür begraben Nr. 22. Das Volk kennt noch ihre Denksteine Nr. 24 und Gräber Nr. 26, bewahrt in großen Kleidungsstücken ihr Andenken Nr. 11 (Meier, 153), und bezeichnet Mammuthsknochen als Gebeine derselben Nr. 25 (Gr. d. S. I., 211, 422. Kuhn, 190).

In diesen tragischen Zügen berührt sich unsere Riesensage mit der geschichtlichen und deutet, wie mir scheint, auf Kämpfe der deutschen Kolonisten mit sporadisch im Lande vorgefundenen ältern Bewohnern, wodurch der Begriff des desertum nicht aufgehoben, sondern nur noch näher bestimmt wird; ja in Nr. 5 sind unzweifelhaft die deutschen Ritter im Burzenlande zu Riesen geworden, wozu das goldene Kreuz stimmt, (die goldene Kette in Nr. 19 paßt nicht zum Steinalter der Riesen und mag übertreibender Zusatz sein). Der Grundgedanke des ganzen Riesenmythums: Ueberwindung der Naturgewalten durch das geistige Prinzip des Anbaues (Thórr) findet auch in unseren Sagen einen Ausdruck; nur daß wie

30

die Riesen selbst, so auch ihr unversöhnlicher Gegner, zuletzt vermenschlicht worden ist. Unter den Ansiedlern auf einem der Kultur seit fast einem Jahrtausend entfremdeten Boden mußte gerade dieser Mythus die reichsten Sprossen treiben. Vgl. Liliencron zum Harbardslied in der Ztsch. f. d. A. X., 192 f.

Der Mangel jedes Bezuges der Sagen auf Frostriesen erklärt sich aus der Schwierigkeit ihrer Anknüpfung an die im Ganzen doch mildere Natur Siebenbürgens.

27.

So vielfach sich, wenn auch nicht der Audruck „Zwerg," der gar nicht volksmäßig ist, so doch Namen einzelner Zwerge (Albrich, Domen Hans, den übrigens Simrock 312 auf Thôrr bei Hymir bezieht, gêpesch, îfald, wichtel, ålf und ålwän, bitschi, päkes, vgl. Schuller, Zwerge ꝛc. Transilv. 1855. 17—23. Schuster, Woden. 8), auch in sächsischen Volksüberlieferungen finden, so spärlich begegnen uns eigentliche Zwergsagen. Nur die Erhabenheit der Riesensage behielt ihre Bedeutung, für die heimliche Thätigkeit der Zwerge war das lebendige Gefühl gebrochen worden, und höchstens in Namen und Aberglauben finden sich noch Bestandtheile der Zwergmythen in größerer Fülle. Auch die vorliegende Sage ist eine gebrochene dahin einschlagende Erzählung oder gar noch zur Riesensage gehörig, falls Müllenhoff's Bemerkung XLVII. „wo ein Zwerg als Baumeister genannt wird, darf man einen Riesen an die Stelle setzen" richtig ist. Daß hier nicht ein Einzelner, sondern „das kleine Volk" — über den Ausdruck Gr. M. 421: Gr. d. S. I., 39 — als Erbauer genannt wird, deutet aber doch wohl auf Zwerge, da Riesen in unsern Sagen wohl zu zweien und dreien erscheinen, aber nie als Volk.

28.

An den Namen des Ortes, der vielleicht aus dem altn. holtesmene = Halsban von Wald, waldumfaugen (Schu-

ster) zu erklären ist, hat sich eine Erzählung geknüpft, welche zur Riesensage gehören kann, (Simrock 438, wornach das Holzmandel als Waldriese zu fassen wäre), aber füglicher als Zwergsage genommen wird (ebd. 461. Gr. M. 428. Gr. d. S. I., 45). Auf einen historischen Squatter Regulator, welcher vor der fortschreitenden Kultur tiefer in den Wald zurückweicht, wage ich sie nicht zu beziehen. Kőváry erzählt Szász tört. reg. 90 von den burgenbauenden Riesen (tündér) auf der Baczkavár, daß sie die Glocken sammt dem Thurm den Menschen zerstört hätten, darauf ihnen aber die Trinkquelle versiegt sei, und weil sie aus dem Brunnen der Menschen nicht schöpfen können, so hätten sie auswandern müssen.

29—33.

Wodanssagen Schuster, welcher den Stoff unserer Wodansüberlieferungen im Mühlbächer Programm von 1856 so gründlich bearbeitet hat, daß hier nur eben darauf hinzuweisen ist,*) zweifelt 33. Note, ob in dem Pfarrer vom Bedner-

---

*) Ich glaube für den durch Schusters schöne Arbeit empfangenen Genuß hier durch einige Ergänzungen dankbar sein zu müssen. Der Wodesch p. 11 wird doch wohl auf Wodan zu beziehen sein als attributiver Genetiv eines abgefallenen Hauptwortes: Wald oder Holz. Vgl. 's Wuotas bei Meier XVIII. = Wodans Heer. Ebenso der Trudengeiger, vgl. Kuhn in der Ztschfr. f. d. A. V., 481 der Teufel und die Hexen treten in ihren nächtlichen Umzügen an die Stelle Wodans und des wüthenden Heeres. Der Maikönig wie der während des Faschings früher z. B. durch die Gassen von Großschenk geführte und zuletzt geprügelte „erheeman" sind von Kuhn a. a. O. 484. 472 auf Grund märkischer Sagen demselben Mythus zugewiesen worden, ebenso 492 der Schwerttanz. Dazu Wolf. Beitr. 14. als althessische Sitte bei Gr. d. S. I., 241. Ob bei Bodendorf — im XV. Jahrh. villa Budonis — nicht ebenfalls an Wodan zu denken? was hieße wohl terrae villa? Auf die Michaelskirchen hat schon Schuster hingewiesen. Ich bemerke dazu nur noch, daß diesem Heiligen der röm.

berg Nr. 29 an Wodan zu denken sei. Mir scheint die Kleidung — der breite Hut — und besonders das Stöckchen — Wünschelruthe — bedeutend. Ganz ähnliche Hanthierung des Ranzenpuffers in Schwaben bezieht auch Meier XVIII. auf Wodan. ebd. 113. Vgl. ebd. den Junker Jäkele, 100, bezüglich der Kleidung Gr. d. S. I., 360. Meiner, 93. Müllenh. 102, 177. Gr. M. 133, zur Bannung in den Wald Gr. d. S. I., 184, und die Kraft des Fluches in solchen Lagen, Gr. M. 1176. Wollte man den allerdings elbischen Gänsefuß Gr. M. 490 betonen, und den Hut als Tarnhut bezeichnen, ebd. 431, so müßte der letztere seine Natur gerade umgekehrt haben und statt unsichtbar, sichtbar machen.

Eine unzweifelhaft auf Wodan zu beziehende Sage ist Nr. 30; der Schätze zeigende, helfende, waldbewohnende, weiße Gott im dreieckigen Hut und langen Kleidern tritt hier ganz deutlich hervor.

Ebenso zuversichtlich erblicke ich im Zauberer Nr. 31 einen allerdings zum Schwarzkünstler herabgesunkenen Wodan, umsomehr als der Hahn von Wolf, 58, als sein Vogel nachgewiesen wurde. Die Erzählung selbst findet sich fast ohne Abweichung in Grimm's Märchen, Nr. 149 „der Hahnenbalken" und gemahnt an das Schwimmen der Heruler durch das Flachsfeld, Gr. d. S. I., 33. Vgl. auch Meier 251, 316. Zum Hahn vgl. auch das Hahnenschießen am Ostermontag in Kronstadt, wobei der Hahn weiß und der Kamm vergoldet sein

---

Kirche neben Maria und S. Nikolaus verhältnißmäßig die meisten Kirchen gewidmet gewesen und daß namentlich der Karlsburger Dom an dem Platze eines alten Heidentempels soll erbaut worden sein. Aehnlich in Rheinpreußen, wo in Köln allein vier Michaelskirchen Wolf, 33. Sie stehen besonders gern auf Bergen, wo sie vielleicht an die Stelle alter Opferstätten treten. Andere Bezüge auf denselben Gott sollen noch gelegentlich erwähnt werden.

mußte (vollständiges Opferthier) bei J. Dück, Gesch. des Kronstädter Gymnasiums. 1845. 35, und das Gallusfest ebd. 37.

Der Waldjäger Nr. 32 ist ein Rest der bereits gebrochenen Sage vom wüthenden Heere und dem wilden Jäger und das Geheimniß der nie fehlenden Flinte auf Gungnir zu beziehen. Gr. M. 134. Schuster in Woden, 19, 43. Die ganze Vorstellung ist in dem Aberglauben verkümmert, wozu Schuster a. a. O. die geschichtlichen Belege beigebracht hat. Vgl. dazu Müllenh. XLV., 369 f. Meier 118. Dieß ist fast wunderbar, da in den waldigen Gegenden Siebenbürgens gerade die Personifikation des die Wolken jagenden Sturmes sich eigentlich lebendig hätte erhalten sollen.

Zum Springgras Nr. 33. vgl. Gr. M. 924. Gr. d. S I., 11, II., 357. Ipolyi, 252. Kőváry Szász tört. r. 34.

Wodans Beziehungen zu den Schatzsagen s. unter Nr. 52, 91—116, wo auch über die Wünschelruthe zu sprechen sein wird.

34.

Riesen hielten Ziegenheerden. Weinhold, Altnordisches Leben, 1856. 43. Die Ziege hier auf Odins Heidrun zu beziehen und in der Riesin einen weiblichen Wodan zu sehen, scheint mir bedenklich. Eher noch wäre an Donar (oder Sif) zu denken wegen der Analogie mit den Riesen und dem frühern Namen der Burg: Rothburg. Wolf, 64 f., falls nicht, was auch wegen des Geschlechtes das wahrscheinlichste ist, Bezug auf Ostara angenommen wird, welche sich mit Thórr berührt und der ein Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern geopfert wurde. Wolf 88. Simr. 407. Den rastenden Donar (S. Peter) s. Panzer, I., 245, zu Rothburg vgl. die sächs. Ortsnamen: Rothbach, Rothberg, zu Donar überhaupt Liliencron in der Ztschr. f. d. A. X., 190 f. und Wolf a. a.

D. 63—101*) (Uhland's Thôrr stand mir leider nicht zu Gebote), zu den Steinspuren Gr. d. S. I., 205 f.

35.

Thôrr's Hammer Miölnir (= Wetterstrahl) als Donnerstein gefaßt, gewöhnliche Vorstellung, ist hier sehr verbreiteter Glaube: ein solcher Stein im Hause schützt vor dem Blitze. Gr. M. 163 f. Simr. 284. Der dafür bei Grimm bezeugte Ausdruck schûrestein (Schauerstein) könnte in dem Ortsnamen Schoresten erhalten sein. Vgl. Meier 253. Müllenh. 358. Ueber die verwandte magyar. Vorstellung (menykö) Ipolyi 9. Das Wiedererscheinen des Steines bezieht sich bekanntlich auf den in des Gottes Hand zurückkehrenden Blitzstrahl. Ob das vom Riesen in Nr. 5 gehütete Kreuz nicht auf den von Thrymr dem Thôrr entwendeten und vergrabenen Hammer sich bezieht? Vgl. Gr. M. 165. Meier 40.

Auf die Berührung der Donarsage mit der Teufelssage wird später Rücksicht genommen werden.

---

*) Das Rothkehlchen tödten bringt den Brand (Blitz) ins Haus. Wenn es blitzt, darf man mit dem Finger nicht gen Himmel weisen. Die Hochzeiten fangen gerne Donnerstags an, so in Rode. Vgl. Donar als Ehegott. Wolf, 80. Auch die Ortsnamen, Donnersmarkt vielleicht auch Dunnesdorf sind zu beachten, ebenso Flurbenennungen wie: ätelschüll, ätelslôch, ätelsoachen (Thôrr als atli, Gr. M. 153. Wolf 58.) und die Ausdrücke: verhimmert, untorren (= anfahren, wozu dänisch torden = Thori fragor zu vgl. Gr. D. Gramm. III, 353.) gedånnerstig, dånnerschlächtig, die Flüche: dåt dich der dånner, dåt dich der hummer, das Donnerkraut, die tôren (Wanderheuschrecken) ꝛc. So zeigt sich schon von dieser Seite her, abgesehen von Märchen, Kinderspielen und Frühlingsgebräuchen, eine reiche Bezeugung dieses Gottes. Nur die Peterskirchen scheinen nicht eben zahlreich gewesen zu sein: aus meiner Nähe kenne ich nur eine Flurbezeichnung „auf Peterskirche“ bei Deundorf. Hieher gehört vielleicht auch der Flurname „gegen Burgvater“ bei Peschendorf und der Donnergraben in der Transilvania. 1852. 14.

36.

Die zwölf Asen in ihrer Bergentrückung während des letzten Entscheidungskampfes, wie in der badischen Sage bei Simrock 181. Ein einzelner Schläfer im Berge deutet auf Odin. Simrock 179. Gr. M. 905. Wolf, 59. Vgl. die drei Tellen bei Gr. d. S. I., 385. II., 29, 238. Müllenh. 374 f. Ueber die Zwölfzahl s. Gr. M. XLV. Die Sage würde also am füglichsten mit Nr. 2 zusammenzustellen und vielleicht auch Nr. 405 dazu zu ziehen sein.

Die Burg selbst gehört zu den frühesten aber nicht vor dem XIII. Jahrh. entstandenen deutschen Burgen Siebenbürgens.

37—42.

Bei der Schwankung der deutschen Mythologie bezüglich des Unterschiedes von Holda, Berchta, Frikka und Freyja müssen hier fünf Sagen zusammengefaßt werden. Weibliche Gottheiten finden in der sächsischen Sage überhaupt, außer als Hexen, wenig Vertretung, und wo sie auftreten, sind sie meist unmilde; daher auch die sonst freundliche Holda oft an Hel streift, an die Spitze der Hexen tritt, oder als unglückbringende, weiße Wald- und Brunnenfrau erscheint. Es mag darin ein Zeugniß für die noch ungemilderte ältere Natur dieser Götter zu finden sein. Wolf, 148. Bei dem Abgange eines eigentlichen Adels und ritterlicher Burgen fällt die ganze, anderwärts für diesen Gegenstand so fruchtbare Erscheinung der Burgfrauen und Fräulein weg, welchen wir in der magyarischen Sage so reichlich begegnen. In Flurnamen tritt uns dagegen besonders Holdazahlreich entgegen, Nr. 37 und 38 belegen dieß und bezeugen zugleich in dem unterirdischen Gange die Verwandtschaft mit Hel (Simr. 351. Panzer, I., 277, 304), in der von ihr eingefaßten Quelle die ordnungliebende Aufsichterin des Haus- und Hofwesens. Gr. M. 248. Weinhold, Deutsche Frauen im Mittelalter, 1851. 35. Ich merke

dazu noch an: Holbach, Horleschberg (Zeiden), Helpesthal? (Neudorf) hûldaberg, hûldegruowen (Schuller. Bl. f. G., G. u B. 1851. 68). Auch der koboldische Hollepeter Gr. M. 473, 482 ist hier nicht unbekannt.

Die weiße Frau Nr. 39 ist identisch mit Berchta, Gr. M. 257. Simr. 414, 423, deren Namen in der sächsischen Sage mir nicht vorgekommen ist, wohl aber vielleicht in Personen- und Ortsnamen: Brecht, Berthold, Pretei (?) Vgl. Gr. d. S. I., 357. Meier, 1, 19 f. 25 f. 33, 36, 303. Müllenh. 170, 180, 183, 579. Ztschr. f. d. M. III., 173. Die schöne Untersuchung Kuhn's über die weiße Frau (= der weißen Wolke, Athene) in der Ztschr. f. d. M. III., 368—392 wird zu einer andern Sage ausgebeutet werden.

Auch in der Waldfrau Nr. 40, welche ihr Heiligthum unentweiht hält, sehe ich Beziehung auf Holda, welche gerade in dieser Eigenschaft freilich nur durch dänische und norwegische Sagen bezeugt ist. Gr. M. 249. Doch könnte sie hier auch riesischer oder elbischer Natur sein, ebd. 520.

Als Brunnenfrau Nr. 41 ist Holda allgemein bekannt. Gr. M. 246, 455. Meier 76. Ztschr. f. d. M. III., 172. Weinhold, D. Fr. 35. Schott, Walach. M. 297. Dagegen möchte ich in Nr. 42 eher Bezug auf einen grausamen Nix sehen als auf Holda. Gr. M. 462. Gr. d. S. I., 69—72, 78—80. Verbreitet ist übrigens die Vorstellung allgemein und vielleicht das dem alten Wassergott schuldige Opfer darin zu erkennen.

Holda als Spinnerin ist in der sächsischen Sage mir nicht begegnet.*)

---

*) In der Sitte vielfach. Am gainzeleniuwend, Freitag vor Weihnachten, wird von den Mägden das Spinnen in den Rockenstuben beschlossen, indem die Knechte dann alle Rocken und Spindeln zerbrechen, daher die Mägde nur altes Geräthe oder gar bloß Knüttel mit-

43—44.

Der persönliche Tod als Bote Hels valkyrinartig reitend und die Verfallenen abholend in Nr. 43 (vgl. Nr. 155), demnach ganz heidnischer Zug. Gr. M. 803. Nur der Eingang, das Fangen, ist spätere Vorstellung, (ebd. 805. Vgl. Meier 107. Müllenh. 244), wie die Möglichkeit der Abweisung, wozu Müllenh. 245 zu vgl. Siehe auch Nr. 49.

Schwarze Farbe des Todes mahnt an die später zum Gevatter Tod gewordene Hel, Panzer I., 307; seine Sense, an sich christlicher Zug, könnte wohl an die Stelle des alten Botenstabes (Hermes) getreten sein. Gr. M. 803. Vgl. Gr. d. S. II., 181.

45—47.

Die Pestjungfrau läßt kaum eine andere Deutung als auf Hel zu und berührt sich mit zahlreichen deutschen und slavischen Sagen. Gr. M. 1140, 804. Meier, 30, 31, 356. Müllenh. II. Wolf, 202—204. Panzer, I., 275, 29, 356. Vgl. dazu die sächsischen Flurnamen: häll (Birthelm), hillwig (Schaas), hellebrunnen (Zeiden), die Ortsnamen: Helsdorf (denn so ist wohl zu schreiben und der Held im Wappen, Nr. 289, erst später entstanden, als der Name nicht mehr verständlich war, obwohl Simr. 383 eine Sage anführt, in welcher Hel und Held gleichbedeutend sind), dazu die Schwarzburg, Schwarzbach rc.

Nr. 46 und 47 beziehen sich auf das Todaustragen (Gr. M. 728, 732. Gr. d. S. II., 8, wo das Ausgraben der drei Bildsäulen Unglück bringt, und 79). In der letzten Sage erscheint das Hemde als ein Opfer, wie in der später zu erwähnenden magyarischen Sage Nr. 196, 197. Vgl. dazu übri-

---

bringen. Mit dem an demselben Abend gesponnenen Garne werden Possen getrieben, Fallstricke gemacht, Thüren zugebunden rc. rc. (Großschenk).

gens Gr. M. 1052. Müllenh. IL.: „den Riesen schrieb man große Seuchen zu; die einzelnen Krankheiten erscheinen dagegen als elbische Wesen, die im Lande auf allen Wegen und Stegen umherirren,“ verdient schließlich hier noch Beachtung. Krankheiten werden auch im sächsischen Volksglauben allgemein persönlich gefaßt.

48.

Von keinem besondern mythischen Gehalte. Vgl. dazu Meier, 90, 111.

49.

Grimm's Vermuthung von einem männlichen Hel M. 804, welcher von Wolf 204 auf Grund norddeutscher Sagen mit dem Wodenjäger ꝛc. ꝛc. zusammengestellt, also auf Wodan bezogen wird, der wie Hellia die Seelen empfängt und auch Todtengott ist (Simrock, der gute Gerhard und die dankbaren Todten, 1856. 134 f.), erhält, wie ich denke, durch diese Sage einen frischen Halt. Der Reiter auf weißem Roß in langen Pfarrerkleidern (vgl. Nr. 29) deutet (wie das Nothhemde in Nr. 47), abgesehen von dem Ort und der Zeit seiner dießmaligen Erscheinung, auf den Todtengott. Aus dem Stabe oder Speer hat die christliche Auffassung die Bibel gemacht. Ueber das auf Kirchhöfen und sonst erscheinende Todtenpferd s. Gr. M. 1095. 1135. Simr. 386. Müllenh. 245.

50.

Eine Erzählung, welche nichts von den gewöhnlich mit den elbischen Nachtmaren verbundenen Vorstellungen Abweichendes bietet, aber allgemein verbreitet ist. Gr. M. 433, 1193. Simr. 464. Gr. d. S. I., 130. Kuhn, 197. Die weiße Frau ist natürlich eine Hexe oder Zauberin. Eine Beziehung auf den Pferdemar s. Nr. 130.

51.

Ein aus ähnlichen Ursachen leer stehendes Haus zeigte man 1851 in der obern Vorstadt von Kronstadt. Das Her-

abfallen der Steine scheint von Poltergeistern herzurühren, Gr. M. 481 oder Herenspuck, der durch des Popen Dazwischenkunft gebannt worden. Walachische Pfarrer stehen bei dem sächsischen Landvolke allgemein in altpriesterhaftem Geruch. Vgl. Nr. 117, 224.

52.

Eigentlich zu den Schatzsagen gehörig, aber wegen des auf einen unerlösten Geist deutenden Umgehens und der Wünschelruthe hieher gestellt. Die letztere, welche von Gr. M. 390, 926, wie von Spätern auf Wodan bezogen wird, hat W. Mannhardt in seiner Ztschr. f. d. M. III., 105 dem Donar als Schatzgott zugesprochen. Die schwarze Henne weist auf den Teufel Gr. M. 929, 961, der überhaupt in den jüngern Schatzsagen als der eigentliche Besitzer gilt; und da er nachweislich vorwiegend an Donars Stelle getreten, dessen Symbol neben dem Hammer die Nuß ist, und die Wünschelruthe eine Haselgerte sein soll, so mag Mannhardt's Ansicht allerdings Manches für sich haben. Vgl. Meier, 244. Müllenh. 203.

53.

Die Einförmigkeit des fast märchenhaft gehäuften Spukes hat manchen alterthümlichen Zug aufbewahrt: den Frosch, die Schlange, das Mädchen im Sarge, und erinnert zuweilen an den elbischen Hinzelmann in seiner bösen Gestalt. Gr. M. 471. Gr. d. S. I., 92, 123, 124. Das Mädchen wie das Schloß könnte wohl auch auf eine zu erlösende Jungfrau deuten, Gr. M. 921, aber der Ausgang ist dieser Annahme nicht günstig, da nicht sie sondern nur der Ort befreit wird. Wahrscheinlich haben sich also elbische Züge mit solchen, welche von weißen Frauen gelten, in der vorliegenden Sage gemischt. Das halb schöne (weiße) halb verdorrte (schwarze) Mädchen muß nicht nothwendig auf Hel bezogen werden, Gr. M. 289, 920. Panzer I., 274 etc., zu welcher sonst die unterirdischen Gänge stimmen, sondern es kann die Verschiedenheit der Färbung auch

die Stufe der Erlösung ausdrücken. Wolf, 204. Die ganze Gestalt ist auch der magyarischen Sage nicht unbekannt, Ipolyi 99. Noch ärger erscheint der Spuk in dem Mandschiferu der walachischen Sage bei Schott, 215, 358. Frosch und Schlange deuten nicht unbedingt auf Wasserungeheuer. Ipolyi, 103.

54.

Unverkennbar ist die elbische Natur des Kindes. Darauf deutet das Reden unmittelbar nach der Erscheinung auf der Welt, das Verlangen nach menschlicher Speise und die Gabe der Weissagung. Gr. M. 437, 934, 439. Simr. 462. Gr. d. S. I., 19. Doch ist die ganze Sage verworren: das Kind wird wohl in der ursprünglichen Erzählung ein Wechselbalg gewesen sein, welcher zum Schlusse gegen das echte Kind ausgewechselt wurde.

55.

Eine arme Seele, welche, weil nicht gehörig begraben, zum Poltergeiste wird, um ihre Erlösung herbeizuführen, Gr. M. 481, und dieselbe endlich durch ein Grab in geweihter Erde (christlicher Zug) erlangt.

56.

Der Todtenbote, ein alter Fiedler, Gr. M. 807., verschwimmt mit einem Gespenste, ebd. 865, dessen unheilvoller Wirksamkeit der Muth eines Menschen ein Ende macht. Vgl. Nr. 420, 182. Goethe's Todtentanz ꝛc.

57.

Diese Sage findet sich mit geringen Abweichungen auch anderwärts in Siebenbürgen (ein Mädchen statt des Todtengräbers und ein weiblicher Todter in Schäßburg, wo die Erzählung jedoch mit dem Besuche des Todten abbrach; vier von goldenem Baume fallende Blätter, dreimalige Einkehr des Todten, der auf den Rath des Pfarrers zweimal durch verkehrtes Hinlegen zuerst der Messer, dann des Löffels zum Fort-

gehen genöthigt wird, in Peschendorf) und ist auch sonst vielfach bezeugt: aus dem Elsaß ohne den Blattfall durch Stöber in Menzels Literaturblatt, 1852, 296, aus Ratzeburg ebenso durch Müllenhoff 172. Vgl. dazu Gr. d. S. I., 225. Des Knaben Wunderhorn I., 73. Kosegarten, Gesicht des Arsenius; die sieben ephesischen Jünglinge, welche zur Zeit der Decius'schen Christenverfolgung einschlafen und unter Theodosius erwachen. Der Bauer, der im Blaniker Berge die Heerschaar betrachtet, glaubt eine Stunde drinnen gewesen zu sein und ist ein Jahr lang ausgeblieben. Die verschütteten Bergleute in Schweden im sächs. Hausfreund, 1856. 101.

Sehr rein erhaltene Züge uralter germanischer Vorstellungen von der Unterwelt, wo Paradies und Hölle noch nachbarlich zusammenliegen. Der Todtengott in seiner frühesten freundlichen Gestalt (an Hermes, Wodan mahnend) Gr. M. 799 führt einen Sterblichen (Orpheus, Odysseus, Aeneas. vgl. Ipolyi, 179) durch einen dunkeln Gang (die Thäler der Hel, Gr. M. 763. die unterirdischen Gänge der alten Todtengrüfte, Panzer I., 298, 370) zu den Auen der Seligen. Gr. M. 782 in den Himmelspalast (Odins Saal, Valhöll, Gr. M. 778), dessen Bewohner der Führer zu sein scheint (Berührung von Wodan als Todtenbote und Todtengott), aus dessen Fenstern Himmel und Hölle, von einer einzigen Sonne erleuchtet, übersehen werden können und in dessen Garten ein großer Baum steht (die Esche Yggdrasil, der Baum der Welt und Zeit zugleich, Gr. M. 756. Simr. 38), der alle hundert Jahre ein Blatt fallen läßt. Eine Führerin (Schäßb. Variante) würde auf Hellia deuten, welche dann hier in ihrer ältern, weniger höllischen, göttlichen Gestalt erschiene. Gr. M. 292. Simr. 348 f.

Späterer Einfluß oder fremder äußert sich vielleicht außer in Einleitung und Schluß, wo er unzweifelhaft stattgefunden, in der Aufführung der zu ewiger Strafe Verdammten (Sisy-

phos, Tantalos etc.), obschon mindestens die außerordentliche Ahndung der Grenzverrückung auf frühe Zeiten zurückweist. Vgl. Gr. D. Rechtsalterthümer. 1828. 546 f.

58.

Wahrscheinlich auf den Teufel bezüglich, der als schwarzes Pferd nicht selten vorkommt, Gr. M. 946 und hier Schätze andeutet oder Unglück stiften will (Vgl. Kuhn 255. Rank, aus dem Böhmerwalde, 282) oder auch bloß muthwilligen Spuk treibt. Ob das Füllen dann weiter zurück auf Fro zu deuten? Vgl. Nr. 130.

59.

Bart und Alter deuten an, daß wir es mit mehr als einem bloßen Gespenste, etwa einem elbischen Quälgeiste, zu thun haben. Gr. M. 429.

60.

Die elbische Gestalt, noch kenntlich an dem Gänsefuß, Gr. M. 419. Gr. d. S. I., 222. Meier, 66 und der Lust, menschliche Kinder zu entwenden, Gr. M. 436, berührt sich mit dem Teufel. Den ersten Theil des Wortes Kriumtuch beziehe ich auf den in grima = vorgebundene Larve (Isangrim, Krîmhilt) erscheinenden Stamm und sehe in dem Ganzen ein vorgebundenes verbergendes Tuch.

61.

Wenn auch eine Verwandlung Wodans in einen schwarzen Hund unbezeugt ist, dieser vielmehr bloß bis auf den Teufel deutet, so ist doch in dem Heckepfennig ohne Zweifel Bezug auf die Wunschbörse jenes Gottes enthalten, und Wolf, 18 schon hat den Ring Draupnir zur Vergleichung herbeigezogen, von welchem in jeder neunten Nacht acht gleiche Ringe tröpfeln. Gr. M. 972. Simr. 223. Schuster, Woden, 13, 34. Als Schatz allein würde er auf Donar zu beziehen sein, zu dem auch der Teufel und der Hund stimmen. S. oben zu Nr. 52. Vgl. Gr. d. S. I., 49, 51, 143. Auch der schwarze

Kater, der bei Kuhn, N. S. 470 (eine Sammlung, welche ich leider nur aus Anführungen, hier Simr. 488 benützen konnte), den Heckethaler verschafft, deutet auf den Teufel. Zum schwarzen Hunde vgl. Müllenh 190 f. 354.

62.

Wafthrudnism. 36, 37 und Gylfaginning 18 nennen einen Riesen Hräswelg, der im Adlerkleide als Windgottheit an des Himmels Ende sitzt. Riesisch ist auch der dem Sturmriesen Fasolt der Heldensage verwandte Windherrscher Kâri. Ich wage kaum im Bergnamen Keliman unmittelbaren Bezug auf Kâriman zu behaupten, obwohl die Flüßigkeit der Liquiden dieß erlaubt und Bergnamen, mit Mann zusammengesetzt, nicht ungewöhnlich sind (Watzmann; Rottenmann; om = Mann, die höchste Spitze des Butschetsch); daß aber in dem Wetterführer eine Gottheit verborgen sei, darf nicht bezweifelt werden. Der verschüttete Wetterführer, der früher Wolken und Gewitter heraufgeführt hat, würde am ehesten auf den Regengott Donar, den riesenverwandten, passen, der durch sein eigenes Element aus der zufälligen (?) Gefangenschaft sich zu befreien sucht und so unendlichen Regen verursacht. Gr. M. 599, 602. Der „Herr Blasius," obwohl nach Wolf, 93 später erst zum Thormythus hinzugekommen, steht doch im Verbande mit ihm und fehlt auch der sächs. Volkssprache nicht. Der Wind allein ohne Regen und Gewitter wäre auf Wodan zu beziehen, Gr. M. 603. In Bistritz sagt man: wenn der Wetterführer an einen Ort kommt, so läutet man gegen ihn; denn er flieht vor dem Glockentone, wie der Räuber vor Hundegebell.

63.

Eine auch sonst vorkommende etwas schwankartige Erzählung, Zingerle, 355. Ztschr. f. d. M. I., 438. IV., 80, zu welcher Meier am vorletzt angeführten Orte bemerkt, daß darin drei Gottheiten (Elemente) als bei dem Gedeihen der Frucht

betheiligt erscheinen: Donar, Fro und Wodan = Regen, Sonnenschein und Wind.

64.

Ganz das Märchen „das Todtenhemdchen" bei Gr. 109. Vgl. dazu III., 190. Wackernagel in den Altdeutsch. Blättern II., 174 „übermäßiger Schmerz stört die Ruhe der Todten"; Gr. d. S. I., 319. Müllenh. 144 und in der Helgakw. III., 43, wo der Walkyre Sigrun um Helgi geweinte Thränen diesen die Freuden Valhöll's nicht genießen lassen. Simrock 389 f.

65—67.

Die Spuren des Barrechtes in den sächsischen Volksüberlieferungen (Gr. D. R. A. 930) sind nachgewiesen in des Vf. „Beiträge zur Geschichte des Herenglaubens und des Herenprocesses in Siebenbürgen. Braunschweig, 1854." 63. Zum Blutschwitzen vgl. Müllenh. 76.

68.

In Gewässer versenkte Schätze, bei denen verwünschte Jungfrauen der Erlösung harren, sind eine der gangbarsten Vorstellungen des Volksglaubens. Gr. M. 920, 933. Nixen und Seegeister, die Begleiter der auch in Brunnen und Teichen hausenden Holda, schwächten sich im Laufe der Zeit zu Prinzessinen ab, verrathen aber durch ihre Grausamkeit noch die alte Natur. Simr. 475. Mildere Züge Nr. 421. Vgl. Müllenh. 109. Meier, 67. Vgl. auch Nr. 411.

69.

Aus der unendlichen Masse des Aberglaubens herausgehoben, weil gerade auf die durch den Umzug der Götter geheiligte Zeit der Zwölften — Weihnachten bis h. Dreikönig — bezüglich. Vgl. zum Scheiterholen Gr. M. 1071, heilawâc muß schweigend geschöpft werden. Gr. M. 144, 327, 544, 551, 553. Ich füge als Ergänzung noch hinzu: Wer in der Neujahrsmitternacht am Sternenhimmel einen goldenen Sarg

sieht und Gesang hört, stirbt im nächsten Jahr (Reen); gelost und geweissagt wird gleichzeitig auch durch Bleigießen, Zwiebelschaalen (Schäßburg). Wenn man am letzten Tag des Jahres die Bäume zu Mittag bindet, so tragen sie viele Früchte (Pruden). In der Christnacht darf man das Feuer im Ofen nicht abkommen lassen. Wenn fünf Vespern sich erreichen (= der Christtag Donnerstags fällt), so ist guter Wein zu erwarten. Ueber die Zwölften s. Gr. M. 872 f. Simr. 240, 409. Meier, 315.

70.

Der zu Ehren der Gemahlin Wodans Frigg genannte Freitag wurde unheilvoll seit des Heilandes Kreuzigung und sank (neben dem Mittwoch) besonders zum Hexentage herab. Gr. M. 1092. Müller, Hexenprozeß, 57. Personificirt erscheint er in einem Spruche in Bulkesch, welchen man Kindern zuruft, wenn sie ihre kleinen Geschwister Freitags, besonders Abends, allein lassen: „woräm hôstet ellî gelossen? Won der frëgtig wêr kun en haet et genûn!“

71—80.

Die tiefe Sehnsucht des Menschen, zukünftige Dinge vorher zu erfahren, sowie die innerliche Ueberzeugung eines geheimnißvollen Zusammenhanges zwischen der Menschenwelt und der Natur von den Gestirnen des Himmels an bis zu dem Gewürme des Erdbodens hat eine Masse von Aberglauben erzeugt, welcher, durch die Benützung heidnischer und christlicher Priester an Götter und Heilige geknüpft, für die Mythologie besonders in den Vorzeichen und Angängen fruchtbar gemacht worden ist und noch fort und fort reiche Ausbeute gewährt. Von der einfachen Vision in Nr. 71, einer Sage, die vielleicht richtiger in den magyarischen Kreis einzureihen gewesen wäre, steigert sich die Sage zu den Thierangängen, Gr. M. 1079 f., in Nr. 72, 76. Hunde und Eulen gelten für Leichenthiere, ebd. 1088. Wenn jene heulen, er-

kennen sie den den Menschen unsichtbar nahenden Tod (Brand), Gr. M. 632. In dem weißen Sperling der letzten — denn die Schwalbe galt als Glücksvogel, Gr. M. 1087 — wird man kaum mit Unrecht einen abgeschwächten Raben des Kampfgottes Wodan erblicken, da Huginn und Muninn zum mindesten als Tauben bezeugt sind, ebd. 135. Ich bin dem weißen Sperling und dieß als schützendem Vogel seither noch einmal begegnet und zwar in Kaisd, wo er die Feuersbrunst von einem Hause abwehrt, welches er umfliegt (wie der Pfarrer Schenker in Schäßburg durch Umreiten, was noch entschiedener auf Wodan deutet). Bei Weiß mag er als Bote Wodans valkyrienartig oder die unsichtbare Valkyrie sichtbar begleitend erscheinen, um ihn, den dem Tode Verfallenen, abzuholen, Gr. M. 800, 394, 398. Gr. d. S. I., 443. II., 55. Wolf, 27. Angangsthiere erwähnt schon die Edda, Gudrunarkw. II., 22. Sigurdharkw. II., 19 f.

Auch in Nr. 78 ist der Bezug der Vögel auf Walvögel deutlich. Der Hase Nr. 74 galt als entmuthigendes Zeichen, und die türkischen Weissager mögen es nur deshalb glücklich gedeutet haben, weil das Thier gefangen worden. Gr. M. 1079. Müllenh. 19, 229.

Ebenso galten außergewöhnliche Erscheinungen des Pflanzenreiches gewöhnlich für unheilverkündende Vorzeichen: wenn die Bäume zum zweitenmale blühen und Früchte tragen, Nr. 72, Gr. M. 1090, wenn sie ungewöhnlich spät blühen Nr. 77, ebenso Verkehrtheiten und Mißgeburten im Thierreiche, Nr. 78, wenn die Maus die Katze beißt, Nr. 74. ꝛc.

Erdbeben, Bergstürze, Gewittermangel, Blutregen, sonderbare Erscheinungen bei der Geburt eines Menschen, Nr. 80, wurden und werden natürlich auf nachfolgendes Unglück bezogen.

Am aufmerksamsten war aber die Vorzeit auf außerordentliche Lufterscheinungen: dicke Luft, stinkende Nebel, dessen

phantastische Bildungen Gespenster sehen ließen, ein bleiches Kreuz im Monde mit rothen Ecken (Nr. 72) deuten auf Pest; ein Regenbogen im Dezember (Nr. 77), Besen und Rechen (Nr. 78), funkensprühende Flammen am Himmel (Nr. 79) auf Krieg; Sonnenfinsterniß auf Hitze, Kometen auf Ueberschwemmung. Miles, Siebenb. Würgengel 41, 117, 140.

Das alles wurde von gewissenhaften Chronisten aufgezeichnet und mit nachfolgenden Landesplagen in Verbindung gebracht. Am ergiebigsten für die Mythologie sind die Bemerkungen über kämpfende Luftheere (Nr. 75, 78), Schießen in der Luft (Nr. 77), gekreuzte Schwerter (Nr. 79) und Flammenerscheinungen auf den Spitzen der Speere (Nr. 74). Schuster hat im Woden 43 f. eine Anzahl derselben aus Chroniken und nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt, aber Zweifel ausgesprochen, ob dieselben sich auf Wodans wüthendes Heer bezögen oder eben auf bloße Himmelszeichen. Mir scheint das „tympanarum sonitus“ von 1609 auf das Giallarhorn zu deuten (Vgl. Wolf, 15 und die Gegenbemerkungen von Alb. Hoefer in Pfeifer's Germania I., 102 f.) sowie ich in den leuchtenden Speerspitzen, welche schon Tacitus annal. 12, 64, 15, 7, und die Edda Helgakw. II., 15. Gr. M. 869 kennen, von Wodan verliehene günstige Vorzeichen des Sieges erblicken muß. Vgl. Wolf, 27. Meier, 193. Müllenh. 247.

Aber nicht nur Naturerscheinungen sollten ungezwungen die Zukunft andeuten; man suchte die Gottheit zum Weissagen zu nöthigen und goß Wachs — wie sonst Blei, Gr. M. 1072 — Nr. 73. Ztschr. f. d. A. I., 147, oder zog Gottesurtheile in der alten Form des Zweikampfes Nr. 73. Tacitus German. 10, zu Hilfe, welche sonst nur zur Aufhellung dunkler Ereignisse der Vergangenheit angewendet wurden. Gr. M. 1061. Diese letztere Form scheint wegen ihrer sonst seltenen Bezeugung besonders bemerkenswerth.

81.

Die Beziehung dieser Sage zum Weltende s. oben Nr. 2, und vgl. dazu Gr. M. 910. Zingerle 102. Ein verdorrender Baum bezeichnet als Anfangspunkt des großen Krieges, Gr. d. S. I., 382. Bezug des Baumwuchses auf die Geburt eines Schloßerben in Folge eines elbischen Fluches in einer kurländischen Sage, Ztschr. f. d. M. IV., 56. Vgl. auch den Birnbaum Nr. 313.

82—84.

Aehnliche Sagen, in denen eine göttliche Gewalt ihren Willen bezüglich des Bauplatzes besonders von Kirchen durch außerordentliche Erscheinungen andeutet oder durch Zerstörung des am Tage Gebauten durchsetzt, finden sich häufig. Vgl. Müllenh. 111, 113 f. 542. Meier, 317. Gr. d. S. I., 449. II., 143. Guhl und Casper Kunstatlas II., 77. Müller und Falke, Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte, 1857. 189. In den meisten Fällen sind es Marienkirchen, und da Maria vielfach mit Holda sich indentificirte und diese als Erregerin des Schnees bezeugt ist, Gr. M. 246, so heiligte dadurch gleichsam die alte Gottheit sich den Bauplatz, wie im Rechtsbrauche durch den gespannten Seidenfaden, dessen Zusammenhang mit Maria Wolf, 176 mir überzeugend nachgewiesen zu haben scheint. Simrock's Unterscheidung der Holda und Hilde (Freyja) 396 f. ist scharfsinnig aber in diesem Punkte kaum überzeugend.

Im Gegensatze zu dieser nächtlichen Zerstörung des am Tage Gebauten hält man manche Gebäude für nicht zerstörbar, z. B. den Goldschmiedthurm in Schäßburg, von welchem mir erzählt wurde, daß die Tags gebrochenen Steine Nachts wieder zurückgingen. Vgl. dazu Gr. d. S. I., 155, 379. Ztschr. . d. M. III., 393, wo eine Kirche von den Ungarn (?) nicht verbrannt werden kann. Der Glaube, daß der zu solchen Bauten verwendete Kalk mit Wein gelöscht worden, findet sich auch hier. Gr. d. S. I., 455.

Erzählungen über eine früher dichtere Bevölkerung sächsischer Orte, so wie größern Reichthum sind ziemlich allgemein verbreitet: die alten Piener fuhren mit sechs Hengsten zum Pfluge. Vgl. Nr. 292. Stolzenburg hatte übrigens nachweislich noch um 1494 eine Bevölkerung von ungefähr 3600 Seelen. Eder, Observat. crit. ad Felmer, 1803. 239.

85.

In dem hier allein in Betracht kommenden alten Manne mit den gebrochenen Augen habe ich bereits in meinem Hexenprozeß, 61 Bezug auf Wodan „senex orbus oculis, hispido amictu“ Gr. M. 133, nachgewiesen, wozu auch das Friedreis als Wunschgerte stimmt, hier freilich als bloße Zauberruthe, Gr. M. 926, die wie es scheint, unsichtbar macht. Vgl. auch Gr. in Pfeiffer's Germania I., 484.

Vermischung heidnischer und christlicher Elemente in solchen Sagen ist gewöhnlich. Vgl. Kuhn in der Ztschr. f. d. A. V., 380. Eine sehr ausgiebige Reihe von Zaubersprüchen wird G. D. Teutsch im Archiv des Vereins f. sieb. Landeskunde N. F. III., demnächst veröffentlichen. Zum Ausdruck Friedreis vgl. in dem Münchener mhd. Spruche bei Gr. M. Anh. CXXXIII. f. den Frideschilt und das Fridhemede. Der Name des unsichtbar machenden Krautes ist leider nicht überliefert.

86—90.

Glocken spielen in dem Volksglauben noch jetzt eine große Rolle, und ihr Verhältniß zur Mythologie ist, wie mich dünkt, noch nicht genügend erörtert. Mir scheinen in den darauf bezüglichen Sagen zwei Elemente, ein heidnisches und ein christliches, stark gemischt zu sein. Glocken in Verbindung mit Schätzen gehören in den Kreis des Gottes, der als Schatzgott vorzüglich hervortritt, und das wird wohl Donar sein, da die Glocke ihrer Form nach hier an die Stelle des alten Kessels, der auch noch vielfach vorkommt, getreten ist und dieser in dem

die Erzählung der **Hymiskw. 33** verjüngenden Märchen als starker Hans oder Hermel sich geradezu statt des Kessels eine Glocke aufs Haupt setzt. Gr. M. 170. Simr. 312. So könnte auch das Läuten gegen das Gewitter als altes dem Wettergotte dargebrachtes Opfer gelten, wobei wieder der Kessel (die spätere Glocke) bezeugt ist. Gr. M. 49 f. Vgl. Wolf, 96. Ohne heidnischen Bezug ist diese Vorstellung gewiß nicht, und Panzer I., 314 vergleicht die aus heidnischen Hügeln von Schweinen ausgewühlten Glocken richtig mit dem Schwerte aus dem Heldengrabe und mißt beiden wunderthätige Kraft bei, und wenn dieses als Zio's Geschenk gilt, so kann jene immerhin auf den Schatzgott Donar weisen.

Das hindert nicht, daß auf der andern Seite in den Glocken, als lautredenden Symbolen des Christenthums, auch ein den alten Göttern feindliches Element ruht, Riesen und Elbe und die spätern Hexen und Teufel von dem tiefsten Hasse dagegen erfüllt sind, Gr. M. 4, 973, 1039 f. und das Volk in dem Wetterläuten schon längst nicht mehr ein Opfer an den Gott, sondern eine gegen ihn gebrauchte Waffe erblickt. Beide Elemente sind in unsern Sagen aufs innigste gemischt (vgl. Nr. 112, 113) und knüpfen sich äußerlich oft an die Erinnerung an untergangene historische Orte. Dieß ist namentlich bei Nr. 87, 88 und 89 der Fall. Die erstere Sage, welche Schuster 1852 mit manchen Zügen vermehrt hörte (die Zerstörer des Ortes hatten ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufgenagelt, um das Nachsetzen zu verhindern) bezieht sich auf den von den Türken zerstörten Ort Angderben (in Urk. Undyrfft; so heißt ein Thurm des Kastelles in Schaffhausen Unburft, Illustrirte Zeitung, 1854, Nr. 575, p. 19), dessen Flur 1543 von der sächsischen Universität unter die Nachbarorte Leschkirch, Alzen und Kirchberg aufgetheilt wurde. Vereinsarchiv. IV., 36.

Zu den versunkenen Orten vgl. noch Meier, 33, 35, 144

(Burgstall, vgl. den Burgstadl bei Schäßburg) und Gr. M. 934; zu den versunkenen und zuweilen erklingenden Glocken: Meier 73, 296. Kuhn, 156, 160 (im See, wie Nr. 87. Note). Gr. d. S. I., 227, 444. Müllenh. 118 (klingt am Ostermorgen wie Nr. 87 Note, dieß auf Ostara deutend, welche sich auch sonst mit Donar berührt. Vgl. Simr. 406. Wolf, 88. W. Menzel's schöne Zusammenstellung über Osterfeierlichkeiten in Pfeiffer's Germania, I., 66 f.)

Ueber das Schwein als Schätze aufwühlendes Thier s. unter Nr. 91—116.

91—116.

Es konnte nicht anders kommen, als daß die Schatzsagen in dem Lande eine besonders reiche Verbreitung fanden, dessen Boden in Wirklichkeit so viele von den zahlreich darüber gegangenen Völkern darin niedergelegte Schätze an Gold und Silber birgt und jährlich fast der zufälligen Entdeckung preisgibt. Mit diesen thatsächlichen Erfolgen verbanden sich mythische Vorstellungen ältester und neuester Form, von den alten Riesen an bis zum Teufel herab, und schufen so eine Reihe von Erzählungen, die fast jeder Ort dem Sammler bietet, der hier (und in den Hexensagen) die ihm sonst nicht leicht freistehende Auswahl treffen kann. Stellen wir hier zunächst die bedeutendsten hier gebotenen Züge zusammen, wobei ein für allemal auf Gr. M. 922 f. hingewiesen wird.

Schätze sind entweder über der Erde verborgen (Nr. 91, 109, 110) oder unterirdisch (Nr. 92—108, 111—116). Die letztern allein bieten eine Ausbeute für die Mythologie: was über der Erde liegt, darüber hat der Teufel keine Macht. (Nr. 99). Diesen unterirdischen Schätzen, welche zum Theil nicht von Menschen herrühren, sondern gleichsam altes Erbtheil der Erde und der Götter sind (vgl. Nr. 94, 96—98, 103, 104, 108, 114?) wohnt eigenthümliches Leben bei: sie heben sich an gewissen Tagen im Jahre, „blühen“ und zeigen sich (Nr.

99, 102, 105, 106, 108), kündigen sich an durch Pochen und Klopfen (Nr. 91, 103), werden verrathen durch die Wünschelruthe (Nr. 103) und bewacht: durch Löwen (Nr. 93), Schweine (Nr. 94, 112? 113?), Büffel (Nr. 99, 106, 110, 116), schwarze Hunde (Nr. 114, 116), Schlangen (Nr. 95), Hühner (Nr. 97, 103, 111), Steine (Nr. 98, wozu Kőváry, Sz. t. r. 26 zu vgl.), schwarze Ungethüme (Nr. 111), Geister (Nr. 96, 101, 104, 108) oder gesichert durch Flüche (Nr. 99, 100, 102, 114). Sie bestehen in Gold (Nr. 95, 104, 106, 107, 111, 116), Silber (Nr. 91, 114) oder beiden zugleich (Nr. 93), gemünzt oder ungemünzt, selten Kupfer (Nr. 102), öfter Glocken (Nr. 112, 113, 115 vgl. 86—90, 300), oder werden im Allgemeinen als unermeßliche Reichthümer bezeichnet Sie ruhen in verfallenen Burgen (Nr. 92, 93, 105), in Kellern (Nr. 103), bei Brücken (Nr. 94) in Höhlen (Nr. 96, 98) in Bergen (Nr. 100, 104, 106—108, 113, 115), in Flüßen (Nr. 95, 114) oder allgemein in der Erde (Nr. 97, 101, 111, 112, 116). Sie können gehoben werden von Furchtlosen (Nr. 103, 116), Sonntagskindern, die nicht heimisch sind (Nr. 104), Ehrlichen (Nr. 106); erscheinen aber dem ersten Anblicke oft als werthlos: als Asche (Nr. 101), Kohlen (Nr 103), Pferdekopf mit Fröschen gefüllt (Nr. 106), Staub (Nr. 107). Ihr Besitz, besonders jener der verfluchten, ist lebensgefährlich (Nr. 92, 102, 103, 106) oder mindestens die Erwerbung (Nr. 93, 94, 98, 99, 104, 105, 116), letztere zuweilen geradezu unmöglich (Nr. 98, 114). Ueber den nähern Vorgang bei der Hebung des Schatzes — mit Ausnahme der von Menschen verfluchten — ist mir in unsern Sagen nichts vorgekommen.

Die deutsche Heldensage, welche in dem Nibelungenhorte und dem Harlungengolde hieher verglichen werden muß, greift bekanntlich tief in das germanische Heidenthum zurück, und es ist denn auch hier von vorne herein Einflechtung mythischer

Bezüge anzunehmen. Die Volksansicht sieht in den meisten die Schätze begleitenden Erscheinungen teuflischen Einfluß und spricht dies zuweilen geradezu aus (Nr. 99, 101, 114—116). Da nun aber der Teufel eine der jüngsten Gestalten der deutschen Mythe ist und in seinem Wesen unter dem Schutze spätmosaischer Vorstellungen Bruchstücke fast aller ältern auf einzelne Gottheiten bezüglichen Begriffe und Ansichten zusammengeflossen sind, so hält es auch in den Schatzsagen schwer, im Einzelnen die Bezüge über den Teufel hinaus auf die Gottheit, an deren Stelle er trat, zu verfolgen. Ueberwiegend scheint mir in unsern Sagen Bezug auf Donar zu walten: das rothe Gold (und Erz), die Feuererscheinungen, das Sichheben des Schatzes, der Kessel, die Glocken, die Kohlen, die Wünschelruthe, die Hausthiere als Wächter, das Erklingen am Ostermorgen, die Bezeichnung als schwarzer Peter (Nr. 96), die Verbindung mit dem schweren Wetter (Nr. 86), die Brücke, der Teufel selbst, der z. B. in den meisten Hexensagen an dieses Gottes Stelle tritt. Gr. M. 582, 963, 965 f. Wolf, 70 f., 81 f., 88. Simr. 305, 315, 557, 568 f. 407, 480, 280. Vgl. Müllenh. 203, 356. Kuhn, 31, 92. Meier 52, 53, 60, 151. Gr. d. S. I., 233, 235, 238, 239, 290. Panzer, I., 53, 212, 293 f. 286 f. 309 f., der übrigens Hahn (Wodans oder Hels Vogel) und Huhn nicht auseinander hält. Ztschr. f. d. M. II., 183. III., 384. IV., 11, 17.

Daneben sind freilich auch viele andere Gottheiten noch berührt: so Wodan in Nr. 103 (wahrscheinlich, da auch Donar als der „Alte" bezeichnet wird. Gr. M. 153. Müllenh. 358. Vgl. Schuster im Woden 11. Gr. d. S. I., 290. Müllenh. 206), weiter in Nr. 106 (der Pferdekopf, Gr. M. 41 f. vgl. Meier, 98, 102, 143. Panzer, I., 291, 342), Nr. 108, wo der schneeweiße Bart verbietet an den rothbärtigen Donar zu denken, Nr. 95, da der höchste Gott unter dem Schlan-

genbilde verehrt wurde. Gr. M. 649, 929 f. Simr. 385, 514.

Auf Fro deutet das Schwein in Nr. 94, 112, 113. (Gr. M. 194 f. Simr. 552. Altd. Bl. I., 292. Kuhn, 11, 108. Meier, 149. Gr. d. S. I., 170, 191, wo sogar die „steinerne Brücke" vorkommt), auf Holda oder Berchta Nr. 96, wo die Frau mit der weißen Schopphaube wohl die bergentrückte weiße Frau vertritt, (Gr. M. 914 f. Vgl. Müllenh. 350, 352), auf Hel Nr. 114, 116., da die Verbindung des schwarzen Hundes mit ihr von Panzer, I., 317 f. so erschöpfend nachgewiesen worden. Darauf weist auch die Ansicht, daß Schatzheber bald sterben müssen. Vgl. Simr. 386. Panzer, 258. Meier, 19, 21, 24, 27, 30, 33, 35. Gr. M. 929. Riesen erscheinen in Nr. 104.

Elbisch scheint der Alte an der Altbrücke, der vor dem Kriege seine Schätze unter das Flußbett birgt. Der Ochse deutet auf einen Wassergeist (vgl. den sächs. riruessen), und ich wäre geneigt in demselben einen Nachklang von Fafnir zu sehen, der durch Oegir's Helm Wassergeistes Natur annimmt (Simr. 355, 443) und die Schätze der Erde (= den reichen Pflanzensegen) vor dem Kriege (= dem Winter) wie einst das Niflungengold im Wasser birgt. Simr. 385. Vgl. Müllenh. 30.

Die ganze Asenfamilie endlich sitzt in der Sascsorer Burg und zwar höchst interessant, 13 männliche und 13 weibliche Gottheiten, wie auch die Edda 12 Asen außer Odhin kennt und wohl entsprechend auch 13 Asinnen. Vgl. J. V. Zingerle, Die Oswaldlegende. 1856. 95. Simr. 194. Der König ist Wodan, Gr. M. 912, ob die Königin wohl Hel? Vgl. zu 199—201.

Die Sicherung des Schatzes durch Drauflegung eines Gegenstandes, Nr. 92, erinnert an die Grunderwerbung durch aufgestreute Erde, Gr. d. S. II., 247, an die Bezeichnung des

Kirchenbauplatzes durch Schneefall, oben Nr. 82—84, Gr. M. 923. Die Mühlbächer Schatzsage Nr. 100 ist auch sonst vielfach gefunden worden: Meier, 283. Müllenh. 41, 202, ebenso der Verlust des Stiefelabsatzes Nr. 105: Gr. d. S. I., 234. M. 923. Panzer in polnischen Sagen, I., 312.

117—120.

Nach den Andeutungen, welche zu Nr. 91—116 über die Persönlichkeit des Teufels gegeben worden, können wir hier kurz sein. Auch hier findet Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen statt. Während in Nr. 117 das Nußbäumchen (Mannhardt in der Ztschr. f. d. M. III., 95 f.), der Name Piter (Gr. M. 106. Wolf, 81 f. Simr. 314), die Beziehung zum Mißwachs (Gr. M. 159 f. Sim. 280) und das durch die Lüfte Fahren (Wolf, 66) auf Donar deuten und selbst der Pope an des alten Heidenpriesters Stelle getreten sein kann, welchem besondere Kräftigkeit beigemessen wurde; so sind doch Kreuz und Gebet christliche Züge. Auch die Idee eines förmlichen Vertrages mit dem Teufel ist erst mittelalterlich, Gr. M. 969, obwohl sie aus der Idee des Schutzverhältnisses zu Odhin hervorgegangen sein mag. Simr. 227 f. Blut aber als Festigungsmittel eines solchen im heidnischen Rechtsgebrauch nicht selten. Gr. D. R. A. 192 f. Vgl. die magyarische Sitte beim Anonym. Belae regis notarius. cap. V.

Der Teufel als Unfriedenstifter Nr. 119 mahnt mehr an Wodan, dem als kriegliebendem Gotte auch Stiftung von Feindschaft zugemessen wurde. Gr. M. 964. Sein Verhältniß zu den Schätzen wurde schon oben erörtert. Nr. 120 klingt an den Wetterführer Nr. 62 an, dessen wahrscheinlicher Bezug auf Donar dort erörtert wurde. Der betrogene Teufel endlich ist eine ganz gewöhnliche spätere Vorstellung. Gr. d. S. I., 267—270. Vgl. die Baaßener Sage bei Kőváry Sz. t r. 91, wo die Zweideutigkeit von Seele und Seil im Sächsischen — sîl —

zu einer Katastrophe führt, welche durch den Popen vermittelst Hahn und Brod zu Gunsten der gefährdeten Braut gelöst wird.

121.

Diese Sage mußte schon um der Localität willen aufgenommen werden. Im Zalmoxis hat nach Gr. Gesch. d. d. Spr. 121 auch Simr. 517 Odhin erkannt: er war der Wirth der Unsterblichen im Himmelssaale Walhall (Simr. 212. Jüngere Edda, Simrock's Ausg. 278); zu ihm kamen die im Kampfe gestorbenen Todten; auf seine Waffe, Gungnir, deutet die Art, wie hier die Geten ihm Menschenopfer darbringen. Vgl. Gr. M. 38 f. Das dreijährige Verweilen in dem unterirdischen Hügel vergleicht Gr. Gesch. d. d. Spr. 187 mit Frey's Hügel. Der griechische Erzähler wohl brachte diese so ganz germanischen Mythen in die äußerliche Verbindung mit Pythagoras.

122.

Die Erscheinung Klingsors ûz Ungerlant war schon oft Gegenstand verfehlter historischer Untersuchungen, die ihn sogar bis zum Verfasser (!) des Nibelungenliedes erhoben. An seinem mythischen Wesen darf nicht gezweifelt werden. Bestimmend für das Urtheil wird hier die Mantelfahrt sein, und diese, schlecht vermittelt durch den Teufel (vgl. Gr. M. 980. Altdeutsche bl. II., 289), führt ziemlich sicher auf Wodan. Wolf, 5 f. Simr. 222. Ipolyi 55, wozu zahlreiche Beispiele beigebracht worden sind. Vgl. Gr. d. S. I., 252. II., 205. Schott W. M. 202. Ztschr. f. d. M. IV., 39. Die Sterndeutung hat Klingsor in Babylon erlernt. Hormayer, Taschenbuch f. vaterl. Gesch. 1822. 211. Siehe darüber Simr. 204. Der Schluß der Sage, sowie die Bezeichnung des hohen Gehaltes, den der Dichter bezogen haben soll, mögen in Ungarn selbst entstanden sein, wo dergleichen Uebertreibungen nicht selten selbst urkundlich erscheinen. S. Urk. v. 1184—1186 bei

Endlicher, Monum. Arpad. I., 245 und im Urkundenbuch zur Gesch. Siebenb. von G. D. Teutsch und Fr. Firnhaber. Wien, 1857. I., XV. Vgl. auch Nr. 126.

123—125.

Der Held der tiefsinnigsten jüngern deutschen Sage hat sich auch in dem Bewußtsein der fernen Ansiedler wach erhalten, freilich in einer so zerbröckelten Auffassung, daß außer dem Namen fast nur der mit dem Bösen eingegangene Vertrag und der gemüthliche mitleidige Schluß übrig geblieben. Sonst ist sein Treiben ganz teuflisch (vgl. Müller, Hexenprozeß, 26 f.) und erinnert vorwiegend an Riesenverhältnisse. Diese, neben den Zwergen, kegeln (Gr. d. S. I., 23. Ztschr. f. d. M. IV., 38. Vgl. Gr. K. M. Nr. 4. Vom Fürchten lernen und III., 9 f.), diese erscheinen als Kirchenbaumeister neben Wodan (Wolf, 30, s. Nr. 14), diese als Straßenpflasterer Gr. M. 501, vgl. Meier, 167. Faust im Sturmwind dagegen könnte auf Wodans wüthendes Heer gehen. Die Katze ist Freyja's Thier und daher in der Hexensage vorzüglich zu Hause. Dem Teufel als Mühlenbauer begegnen wir bei Meier 158 und in der walachischen Sage Nr. 220. Die böse Siebenzahl ist stehend im Volksglauben. Charakteristisch ist, wie die freien Hermannstädter privilegiengemäß ihr ausschließliches Bürgerrecht selbst dem Teufel gegenüber wahren.

126.

Hexen- und Teufelssagen sind hier in einandergeflossen; jenem gehört der Schluß der in das XV. Jahrh. hinaufversetzten Erzählung an, diese bilden den Kern. Hexen als Pferde und Katzen bei nächtlichen Gelagen und der aus der Mühle kehrende Bauer (s. Nr. 152) sind typische Figuren jener. Ich habe in meinem Hexenprozeß, 15, 27 diese Sage zur Faustsage gezogen, besonders wegen des rothen, beiden gemeinsamen, Mantels und demnach ihre Entstehung erst im XVI. Jahrh. als möglich bezeichnet; wie ich jetzt glaube, mit Un-

recht. Mag die Bezeichnung des rothen Königsrichters auf dessen Mantel oder Haare sich gründen, so wird die ganze Auffassung und Darstellung wohl über beide Jahrh. hinausgehen und sich der Faustsage wie den Teufelssagen von gemeinsamen ältern mythischen Grundlagen aus nur genähert haben. Der Mantel allein würde auf Wodans Wunschmantel deuten (s. zu Nr. 122); aber dessen rothe Farbe, die hier nicht zufällig sein kann, sowie die Wälschnüsse weisen den Kern dieser Sage dem Donarmythus zu. Der rothe Mantel ist übrigens für Donar ausdrücklich bezeugt, Wolf, 71. Meier 285, wo das Wiederkehren der Messer in die Hand der Rothmäntel entschieden an den Blitz mahnt. Nichtsprechen ist bei solchen Fahrten ebenso geboten, wie beim Schatzgraben. Vgl. Gr. M. 923. Müllenh. 102, 204, 205. Menenges hat Marienburg im Vereinsarchiv N. F. II., als 349, Dominicus nachgewiesen.

Ueber wunderbare Befreiung aus der Gefangenschaft s. Simr., der gute Gerhard, 124. Als der Gott, der dabei thätig ist, erscheint vorzugsweise Wodan, doch auch Donar zuweilen. Ztschr, f. d. M. I., 316, wo in einer ähnlichen Eifelsage sogar der goldene Becher nicht fehlt.

127.

Ueber das Einschließen des Teufels in eine Flasche s. Gr. K. M. III., 179 f., zur ganzen Sage meinen Hexenprozeß, 26, wo auch Paralellen angeführt sind. Die zu Grunde liegende Vorstellung ist uralt (Medea und Pelias) und erinnert an Donars geschlachtete und wieder belebte Böcke in der jüngern Edda. Simr. 307. Vgl. Gr. M. 1208. Müllenh. 6. Wolf, 88. Daß die Verjüngung gerade in Roßmist vorgehen soll, ist kaum ohne Bedeutung, da die Fruchtbarkeit des Mistes selbst einer Walkyrie den Namen gegeben, Simr. 389, und auch nach einer weitverbreiteten sächsischen Sage Gott den Szekler aus einem Roßapfel geschaffen, wozu die Schöpfung des Slovaken

aus einem Mistfladen, Ztsch. f. d. M. II., 158, verglichen werden kann.

128.

Eine geschichtliche Persönlichkeit mit Bruchstücken der Faustsage in Verbindung gebracht.

129.

„Wie Holda die Kinder in ihren Brunnen zieht, so werden dieselben gleichfalls in ihren Berg gelockt.“ Wolf, 171. Der Rattenfänger ist der Zwerg, der die Kinder zu Holda führt oder nach Simr. 461 ein Bote der Unterweltsgöttin. Beide gingen später in den Teufel über. Kövàry, Sz. t. r. 130, hat die Ansicht Feins (die entlarvete Fabel vom Ausgange der Hammelschen Kinder. Hannover, 1749) mitgetheilt, wornach die Beziehung dieser Sage auf die siebenbürger Sachsen sich darauf gründen soll, daß die in einer Fehde zwischen den Grafen von Eberstein und Bischof Wittekind am 28. Juli 1295 gefangenen Bürger von Hammeln bei dem Sevenberge vorbei heimgekehrt seien; eine Erklärung, worüber kein Wort weiter zu verlieren ist. Das abgeschmackteste in die reiche Literatur dieser Sage gehörige Werk ist vielleicht Mart. Schookii Fabula Hamelensis. Groning. 1662. 16, 264. Seiten, wovon 174 der Einleitung angehören. Von Siebenbürgern hat Martin Bertlef (starb als öffentlicher Lehrer in Thorn am Anfang des XVIII. Jahrh.) einen Exodus Hamelensis geschrieben. Vgl. Seiwerth, Nachrichten von einigen sieb. Gelehrten. 1775. 31. Vgl. den ähnlichen Teufelsgeiger bei dem See von Lamaix im Elsaß. Menzel, Literaturblatt, 1852. 299, und Schott W. M. 139.

130.

Hier scheint der Teufel an die Stelle des elbischen Nachtmars, der die Pferde reitet Gr. M. 1194. Simr. 465 f. getreten zu sein. Ob das Schütteln der Hafersäcke gerade auf Fro zu deuten ist, welchem die Haferweihe vorge-

nommen wurde und der der Patron der Pferde war, weiß ich nicht. Wolf, 125.

131.

Da mir diese Sage ohne nähere Bezeichnung, ob sie aus Deutsch- oder Walachisch-Pian stamme, vorkam, habe ich sie hieher gestellt, bin jedoch geneigt, darin eine walachische Ueberlieferung zu sehen. Verzaubern durch bösen Blick ist übrigens der deutschen Mythologie eine gangbare Vorstellung, Gr. M. 1054 Meier, 175 und wird von Panzer, I., 361 auf Hel (Gorgo, Persephone) zurückgeführt. Vgl. meinen Hexenprozeß, 60.

132.

Wie die Brunnenentstehung oft mit Göttern zusammenhängt, besonders mit Baldur, Wolf, 133 f., und die Brunnen selbst Eingänge zur Unterwelt, zu Hel, Holda ꝛc. oder zu Zwergenwohnungen sind (Gr. d. S. I., 39); so verband sich, vielleicht nicht ohne Einfluß des in Cana vom Heiland verrichteten Wunders, früh schon (Gr. M. 551 f.) mit manchen Quellen die Vorstellung, daß sie zu gewissen Zeiten statt Wassers Wein enthielten. Die Rückumwandlung habe ich nirgends wie in der vorliegenden Sage motivirt angetroffen. Am nächsten kommt derselben eine Erzählung bei Müllenh. 102. Der Szörényer h. Kreuzbrunnen wandelt sein Wasser in Blut, so oft ein ungarischer König stirbt oder in Gefahr kommt. Ipolyi 203. Quellenkultus zeigt sich auch sonst in unsern Sitten, Märchen ꝛc. namentlich die Verehrung mineralischer Quellen: so steht eine Kapelle bei dem Salzbrunnen bei Udvarhely und Felső Boldogasszonyfalva (Ober Marienborf). Vgl. zu Nr. 199—201 und Gr. M. 554; so richten die Knechte in Bulkesch die Feldbrunnen im Frühling in festlicher Weise her. Ebenso Flußkult: als vor einigen Jahren der Pfarrer von Großpropstdorf sich ertränkt hatte, setzte man ein Wachslicht auf eine Brotkrumme, und ließ es die Kokel hinabschwimmen,

des Glaubens, daß es, wo der Todte liege, stille stehen müsse. Mit dem „Gespreng“ bei Kronstadt verbindet sich die Vorstellung eines Hungerbrunnens. Meier, 262. Müllenh. 104.

133—135.

Während die Schlange dem deutschen Heidenthum als ein heilbringendes, unverletzliches Thier galt Gr. M. 651, ist der Drache d. h. die geflügelte Schlange, als riesenhaftes, gewöhnlich auch schatzhütendes, oft der Unterwelt angehöriges (Panzer, I., 292, 345 f.) Ungeheuer, der Gegenstand der unausgesetzten Bekämpfung durch Götter, besonders Thôrr Gr. M. 653, und Helden, besonders Sigfrid. Noch die spätere epische Volks- und Kunstpoesie des Mittelalters ist voll von darauf bezüglichen Abenteuern. Unsere Sagen verwechseln offenbar Schlangen und Drachen und erzählen von jenen, was diesen gelten sollte. Im Einzelnen ist nur der Hahn zu bemerken, der, falls er schwarz war, als Unterweltsthier erscheint. Die Vergiftung des Drachens erscheint fast wörtlich wie in Nr. 135 bei Panzer, 27, obgleich an Entlehnung nicht zu denken ist. In der walachischen Sage entspricht dem deutschen Drachen der slavische Smeu. Vgl. Müllenh. 206 und Nr. 213, 214. Simr. 431 sieht in diesen menschenfressenden Drachen Spuren alter Riesenopfer und in den Drachen überhaupt oft nur verwandelte Riesen. Vgl. Nr. 198, 431—432.

136—158.

In den bereits mehrmals angeführten Beitr. zur Gesch. des Herenglaubens rc. habe ich, besonders im V. Abschnitte „das Verbrechen und die Strafe,“ zusammengefaßt was mir aus Prozessen, Aberglauben, Sagen und Märchen zugänglich geworden war. Da die Vorstellungen, welche sich mit der Herérei verbinden, im Ganzen nicht viel Abwechselung bieten, so darf es nicht wundern, daß was ich dort benützte im Wesentlichen auch in dieser Sammlung nicht vermehrt erscheint. Es ist dadurch zuläßig, was die Darstellung der hieher gehö-

rigen sagenhaften Volksüberlieferungen anbelangt, einfach auf jene Arbeit zu verweisen; und ich beschränke mich im Folgenden darauf, Paralellen zu einzelnen Zügen zu geben oder mythische Beziehungen anzudeuten, was dort der mehr culturgeschichtlichen Aufgabe gemäß spärlicher geschehen ist.

Sturm- und Hagelmachen (Nr. 136). Gr. M. 1040 weist das hohe Alter der Vorstellung von einem zauberhaften Saatverderben nach und vergleicht dazu bereits die Walkyrien, eine Ansicht, welche Kuhn in der Ztschr. f. d. A. V., 489 erweitert, indem er die Hexen in dieser Eigenschaft geradezu die Walkyrien vertreten läßt. Vgl. Gr. d. S. I., 338. Meier, 190, 200.

Hexen segnen den Mehlsack (Nr. 138, 152). Eine Variante aus Mühlbach: Ein Bauer sieht auf einem erlenbewachsenen Rasenplatz bei der Mühle einen Trupp Truden im Kreise tanzen. Er grüßt sie:

Gott vermîr ich iren dånz!
Gott vermîr ich ire krånz!

Sie antworteten:

Gott vermîr ich ire såck,
Dåte näckest lädig wirt.

Und wirklich wurde sein Sack nie mehr leer. Da in diesen Sagen überall das Ereigniß wie der Tanz der Hexen auf Wiesengrund in die Nähe von Wasser versetzt wird, so ließen sich darin elbische Wesen erkennen. Die eigentliche Trude erscheint sonst nicht leicht als gutartig. Kuhn in der Ztschr. f. d. A. V., 373 f. bezieht gesegnete Mehlsäcke unter andern Umständen auf Frigg.

Hexensalbe (Nr. 140, 149). Vgl. Gr. M. 1023.

Hexe als Katze (Nr. 144). Vgl. Müllenh. 207, 211 f. 227 f. Auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen fährt Freyja. Gr. M. 282, 634. Demnach gehören die Hexen in dieser Verwandlung zu ihrer Dienerschaft, während sie als

schwarze Hühner (Nr. 139) mehr zu Hel passen, wie als Kröten, Gr. M. 1025, deren sächsischer Name murkes mir mit der altsächsischen Bezeichnung des Teufels mirki = tenebrosus zusammenzuhängen scheint. Gr. M. 945.

Hexe als Wirbelwind (Nr. 141). Vgl. Meier 257, bei Müllh. 225 als Wasserhose; in beiden Fällen wieder valkyrienartig zu Wodan gehörend. Gr. M. 599.

Blühender Garten im Winter (Nr. 147). Vgl. Gr. d. S. II., 189. Meier 167.

Hexe mit Hufeisen beschlagen (Nr. 148). Vgl. Ztschr. f. d. M. II., 180. Meier, 191. Müllenh. 226. Ob die Pferdegestalt bloß bis zum Teufel, der oft so erscheint Gr. M. 946, oder bis zu einer Gottheit hinaufzuführen, etwa zu Loki, dessen Verwandlung in eine Stute bekannt ist?

Herzsaugen (Nr. 150). Auch in dieser Eigenschaft könnten die Hexen vielleicht dem Mythus von Loki angehören, dessen Bezug zum Herzessen Wolf, 140 f. nachgewiesen hat. Den Stiftern des Bösen mußte an dem Verderben des Sitzes der Seele vorzugsweise gelegen sein.

Tödten durch Wachsbilder (Nr. 151). Vgl. Gr. M. 1045. Müllenh. 223. Der Brand des Meleager. Preller, Griech. Mythol. II., 205. Die Substitution des Bildes hängt mit dem schon im Alterthume bekannten Verfahren zusammen, wornach dem heilenden Gotte das geheilte Glied in Wachs abgebildet zum stellvertretenden Opfer gebracht wurde.

Seele als Mücke (Nr. 154) Personificationen der Seele sind häufig: als Mäuslein, Gr. d. S. I., 335. Meier, 175; als Katze, Gr. d. S. I., 337; Eidechse (?) ebd. II., 90; Wiesel, ebd. 142; Käfer, Meier, 183; Spinne, ebd. 184; Vgl. Gr. M. 789.

Zu Nr. 157 vgl. Nr. 56.

Auf einer Seite roth, auf der andern tod. (Nr. 158), vgl. Nr. 53.

Die Scheintodte (Nr. 155) gehört strenge genommen nicht hieher, konnte aber bei der Entfernung des Druckortes vom Verfasser nicht mehr an die gehörige Stelle, etwa hinter 43, eingereiht werden. Das Pferd kann nur das Todtenpferd sein.

159.

Vgl. Gr. d. S. I., 259. Hier anekdotenartig erweitert; doch ist das Todtenspiel zu merken. Den Tod wie den Teufel darf man selbst im Scherze nicht rufen. Unser Kinderspiel „schåmpelän dît“ (= wandelnder Tod) verdient aufmerksamere Würdigung. S. zu Nr. 420.

160.

Das auch in der geschichtlichen Sage Nr. 367 erscheinende Thürmchen auf der Steinlei bei Schäßburg trat wahrscheinlich an die Stelle eines katholischen Heiligenbildes, weßhalb es auch den Namen stënebëld (Steinbild) führt, und letzteres mag der h. Agneta (nît) geweiht gewesen sein.

161.

Die alten Götter haben sich bis in die Träume der Menschen zurückgezogen. Der freundliche, glückspendende Alte hier könnte, wie schon Schuster Woden 11, bemerkt, Wodan sein. Gr. M. 1098. Auf den Zug, daß gefundene Schätze unglücklich machen, wurde bereits hingewiesen. Vgl. Gr. d. S. I., 290. Müllenh. 206.

162.

Ob in dieser Sage eine bloße Anekdote oder mythisches Element zu sehen, ist mir ungewiß. Mannhardt hat in der Ztschr. f. d. M. III., 76 f. nach Müllenhoff's Vorgange den Bezug der Brautsteine in Norddeutschland auf den Ehegott Donar dargethan. Da nun mit jenen Localitäten ähnliche Vorstellungen sich verbinden, nur daß Brautpaare daselbst versinken oder versteinern, so könnte hier ähnlicher Glaube nur in sentimentaler Form verborgen liegen. Die alte romanische,

also mindestens dem XIII. Jahrh. angehörende Kirche würde auf eine alte Cultusstätte des Gottes deuten, wenn die Deutschen diesen Boden als Heiden betreten hätten. Oder dürfen wir auch hier getisch-gothische Nachwirkung erblicken?

163—164.

Auf denselben mythischen Vorstellungen ruhend wie Nr. 162; nur daß Donar hier durch den Blitz noch deutlicher wird. Daß die Götter Rächer des Meineides sind, spricht schon Sigurd gegenüber Brynhild in der Edda aus: „Unselig ist der Schwurbrecher" Sigrdrifumal 23, und die deutsche Sage weiß manches davon zu erzählen. Meier 79, 125, 309, 313. Müllenh. 108.

165.

Symbolisirende Züge, welche spätere christliche Entstehung nachweisen, haben einzelne nicht uninteressante Körner aufbewahrt, welche in ihrer Naivität an die früheste Gestalt der Thiersage erinnern, so namentlich die Ansicht, daß die Thiere früher die menschliche Sprache gesprochen. Gr. Reinhart Fuchs, 1834. V. Ueber die Thiersage unter den Deutschen in Siebenbürgen hat Haltrich im Schäßb. Gymnasialprogramm 185⁴/₅ werthvolle Beiträge geliefert. S. besonders p. 11.

166.

Ich habe zu dieser weitverbreiteten Sage (Vgl. Ztschr. f. d. M. I., 41, 471. II., 13. IV., 150. Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen. Deutsch von Bresemann, 1847. I., 148. Kronstädter Blätter f. G., G. u. V. 185¹/₂. 258), die ich nach einer Mittheilung aus Streitfort veröffentlichte, eben noch vor Thorschluß folgende interessante Variante aus Klosdorf erhalten: Der Heiland tritt als Lehrjunge in den Dienst eines Zigeunerschmiedes, brennt im Walde die Kohlen auf seinem ausgebreiteten Mantel, den er unversehrt unter dem Haufen hervorzieht und zum Löschen der glühenden Kohlen benützt, beschlägt darauf Pferde, indem er ihnen mit einer Art die

Beine abhaut, diesen in der Schmiede die Hufe mit Eisen versieht und sie darauf durch bloßes Aneinanderhalten wieder an den Stumpf anwachsen läßt. Aus der Vergleichung dieser Relation mit Nr. 166 geht zunächst hervor, daß hier der liebe Gott mit dem Heilande dort identisch ist. Und wenn nun schon das Dreschen mit Feuer an sich bedeutsam war, so weist hier nun vollends alles: der Schmied (s. Nr 171), die Kohlen (vgl. die Schatzkohlen), die Art (die an des Hammers Stelle tritt), die Heilung des Zerstückten auf Donar. Vgl. Mannh. in der Ztschr. f. d. M. III., 105, und oben zu Nr. 127. Der Mantel würde demnach ebenfalls der rothe, auf den Schatzgott deutende, sein, vgl. oben zu Nr. 126. Übrigens scheint diese Erzählung aus zwei Theilen verwachsen: im ersten drischt der Heiland mit dem Brande, im zweiten erhält S. Peter die doppelte Tracht Prügel. Hier herrscht christlich moralisirendes Wesen, dort uraltes mythisches Element.

167—173.

Eine Reihe vorwiegend moralisirender Legenden mit oft geringem mythischem Gehalte. In Nr. 167 ist nur eben die Verwandlung zu beachten; zu Nr. 169. Asbjörnsen I., 8 zu vergleichen; nur 169 ist eine Variante zu einem Zuge von Nr. 166. Bemerkenswerther ist in Nr. 170 der Zug, wo S. Peter als Regengott erscheint, demnach wieder Donar vertritt, und besonders Nr. 171, da Wolf 99 f. den innigen Zusammhang zwischen den hämmernden Meistern und dem gewaltigen Hammergott nachgewiesen hat. Vgl. Simr. 238. In dem Schurzfell scheint festhaltende Kraft zu liegen, oder ist es zur Besitznahme eines Grundes durch Lederriemen, Schneefall rc. zu vergleichen. Das letztere dünkt mir wahrscheinlicher. Ueber die Schmiedesagen überhaupt vgl. Weinhold, Altnord. Leben. 92 f. — Die Wiederbelebung des geköpften Seilers in Nr. 172 erinnert wieder an Donar, und in Nr. 173 ist uns eine Art Philemon und Baucis erhalten, doch ohne die sonst

gewöhnlich damit verknüpften Wünsche. S. Gr. K. M. III., 149. Lukas ist sonst in Legenden nicht gewöhnlich.

174.

Ein Lügenmärchen, das aber durch Anknüpfung an eine bestimmte Persönlichkeit und Oertlichkeit sagenhaftes Gewand annimmt. Vgl. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen. Berlin. 1856. 263, 265.

175.

Der schon den Römern bekannte Glaube, daß der Regenbogen den Wolken das Wasser zuführe, ist volksmäßig. Gr. M. 695 f. Meier 227. Die Regenbogenschüsselchen dagegen sind mir unter den siebenb. Sachsen nicht begegnet, obwohl Hohlmünzen, besonders silberne, eben keine Seltenheit im Lande sind. Der Hirtenknabe, mit seinen Schafen vom Regenbogen angezogen, erinnert an den Mann im Monde Nr. 229.

176.

Sehr bezeichnende Auffassung der Nationalcharaktere, legendenartig ausgesprochen und allgemein verbreitet; wahrscheinlich magyarischen Ursprunges, da dieser Stamm am besten davonkömmt.

177.

„Nur die Krähen waren über den Tod Christi nicht betrübt, deßhalb müssen sie im August Durst leiden, die Schnäbel aufreißen, können aber nicht trinken“ Panzer II., 171, wozu R. Köhler Parallelen beigebracht hat in der Ztschr. f. d. M. III., 409. Ich glaube, daß in unserer Sage eine ähnliche Verschuldung verloren gegangen ist, um deretwillen diese Vögel ihre Wanderung in der heißesten Jahreszeit antreten müssen.

178.

Zum dienstbaren Spiritus vgl. Nr. 127. Der Mühlstein an einem Haare aufgehängt, kommt in einer Zwergsage vor bei Müllenh. 289. Vgl. auch das Schwert des Damokles.

179.

Aehnliches wird in Bulkesch von den Donnersmarktern erzählt. Vgl. Meier 361. Müllenh. 95.

180.

Eine Variante derselben Sage bei Müllenh. 94. Daselbst ist über solche Spitznamen viel zusammengetragen 91 f.

181.

Die Sachsen thun hier für die Sonne dasselbe was in Nr. 179 die Szekler für den Mond.

182.

Elemente wirklicher Gespenstersagen lieferten das Material zu einer Anekdote. Vgl. Nr. 56, 59, 420.

183.

Localisirtes Lügenmärchen. Vgl. Nr. 174.

417.

Der Gott des Eigenthums und der Cultur, Donar, so scheint es, straft auf eine eigenthümliche Weise den Grenzbetrug. Sonst begegnen wir Holda als Schutzgöttin der Grenzen, und der Pflug ist ihr Symbol. Simr. 418. Sollte der Teufel hier diese weibliche Gottheit vertreten? Ich glaube solche Geschlechtsänderung kaum zulässig. Aehnliche Sagen s. Nr. 203. Kuhn in der Ztschrft. f. d. A. IV., 391. Müllenh. 190. Ipolyi scheint dergleichen 119 und 126 f. minder richtig auf Riesen zu deuten, während Gr. M. 975 in den verwandten Pfahlgräben bereits Bezug auf Wodan anzunehmen geneigt ist.

418.

Vor etwa 20—30 Jahren durch Burzenländer Fuhrleute nach Mühlbach gekommen. Anklang an den Rattenfänger und den Blaubart. Vgl. auch den Ulinger in Uhland's Volksliedern. Manches deutet auf Walachisches, vgl. Nr. 131; aber das meiste findet sich auch in einer sächsischen Ballade.

419.

Auf den vielfachen Zusammenhang zwischen der Unterweltsgöttin Hel und den weißen Frauen und Jungfrauen wurde zu Nr. 37—42 hingewiesen. Auf sie mögen auch a. und b. der vorliegenden Nummer deuten. In c. dagegen scheint Bezug auf die „Vervielfältigung der Hel" Simr. 381, die Nornen, unverkennbar und wird demnach die weiße Jungfrau als Wurdh zu fassen sein. Gr. M. 376 f. Der schwarze Hahn ist Hels Vogel wie der goldene der Wodans, des männlichen Todtengottes. Panzer I., 286 f. 293 f. 309 f. Simr. 385.

420.

Das Gespenst steht hier für den Tod selbst, und die Erzählung erinnert in der Umständlichkeit des Schlusses an das Kinderspiel „schåmpelän dît," bei welchem dem in Maisblätter ꝛc. vergrabenen Tode eilfmal zugerufen wird: „Steh' auf; es hat . . . geschlagen" und er immer antwortet: „loss mich nôch e wënig schlôfen," bis er beim zwölftenmale mit den Worten „ham ich frêssen dich" aufspringt und eines der Mitspielenden hascht. Eine Variante ist mir unlängst aus Schäßburg zugekommen. Ein Mädchen nimmt auf dem Kirchhofe einer Todten das Hemde. Diese kommt und forderts zurück: „mich friert." Das Mädchen gibts hin und will fliehen. Das Gespenst ruft: „Knöpfe mir's bis oben, wie du's abgeknöpft." In dem Augenblick, wo das Mädchen dies thun will, schlägts zwölfe, und beide versinken.

421.

Simr. bemerkt 473, daß Valkyrien, die sich in Schwäne verwandeln, in Meergeister übergehen, demnach wohl auch in Seegeister; doch kann hier vielleicht noch weiter gegangen werden. Wenn zwischen Wodan und Hel altes Gattenverhältniß waltet, so würden in der vorliegenden Sage die beiden Söhne als Odhin's Söhne erscheinen und der eine nach kurzem glanzvollem Leben von der Todesruthe berührt Sterbende auf Val-

dur, der andere, der sich immer bei der Mutter aufgehalten, auf den lichtlosen Hödur, den „Gesellen der Hel" Skaldskaparm. 13 zu beziehen sein, dessen Rolle bezüglich des Mordes an Baldur in erklärlicher Verwechselung die Mutter — als eigentliche Todesgöttin — ausführt. Die Ansiedler hätten die Rächerrolle Wali's übernommen. Ich fühle die Kühnheit dieser Deutung und mag sie gerne als bloße Vermuthung tiefer Sehenden zur Beurtheilung hinstellen. Daß unsere Sage, welche zugleich zu den wenigen gehört, in denen alte Namen sich erhalten haben (Isian und Isgau erinnern an Isangrim, Îslant und besonders an Ingo und Isco Gr. M. 323), Reste alter Mythen aufbewahrt, darf nicht bezweifelt werden. Hels Verwandtschaft mit den Nornen, auf welche die Schicksalskunde sonst deuten würde, sowie mit den Valkyrien, mit welchen sie die Zauberruthe (Lanze, Schlafdorn) gemein hat (Panzer I., 348. Simr. 219) und Wassergeistern ist bezeugt genug, um von dieser Seite keinen Einwand zu befürchten. Der Schluß wäre jedenfalls als verstümmelt zu betrachten, und Einfluß geschichtlicher Thatsachen darauf anzunehmen. Vgl. Wolf 202 f. Schott W. M. 220, 251, 341 und in der vorliegenden Sammlung Nr. 57.

422.

Wodan in der Gestalt des Heilandes begabt den Redlichen mit einem Wünschelsack, welchen dieser zur Beendigung eines Spukes benützt. Märchenhafte Züge vermischen sich wie gewöhnlich mit christlichen, und die Verbindung mit der geschichtlichen Persönlichkeit der Bruckenthale ist ein Zeugniß für die Jugend der ganzen Sage in dieser Gestalt Das am Schlusse berührte Vermächtniß bezieht sich auf die letztwillige Verfügung des Freiherrn Karl v. Bruckenthal von 1857. wodurch derselbe über 100.000 fl C.-M. zum Besten der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen widmete.

2. Magyarischer Sagenkreis.

Es könnte vermessen erscheinen, auf Grundlage von 35 magyarischen Sagen, welche die vorliegende Sammlung enthält, eine allgemeine Charakteristik der mythischen Sage dieses Volkes zu versuchen Doch bieten **Kövary's Szász történelmi rege**, sowie **Ipolyi's Magyar Mythologia** ergänzendes Material in solcher Menge, daß sich wohl etwas Haltbares auch in dieser Hinsicht sagen läßt, wobei ich nur bedauere, in den Besitz des letztern Werkes zu spät gelangt zu sein, um es nach seinem vollen Werthe bis ins Kleinste hinein benützen zu können. Bei der Abgeschlossenheit, in welcher das magyarische Volk, und namentlich die Nation der Szekler, sich seit der Einwanderung nach Ungarn und Siebenbürgen zu erhalten gewußt hat, konnte es nicht anders kommen, als daß mit den Formen des nationalen Lebens auch vieles von der eigenthümlichen Sitte, dem alten Glauben rc. in großer Frische sich erhielt. Das Christenthum wurde hier erst in der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. populär, und noch ein Ladislaus I. zugeschriebenes Gesetz (I., 22) mußte den Ungarn das heidnische Opfern bei Quellen, Bäumen und Steinen bei Strafe eines Ochsens verbieten. Die in politischer Beziehung bedeutenden deutschen Ansiedler des Mittelalters haben in Siebenbürgen nach dieser Richtung hin einen geringen Einfluß gehabt, und ich möchte ihn nur in jenen Gegenden größer nennen, wo, wie in der Gegend um Klausenburg, eine spätere Magyarisirung der Deutschen nachgewiesen werden kann. Davon sind die Szekler in den östlichen Gebirgen sicherlich fast ganz frei geblieben; und wenn zwischen ihren Sagen und denen Deutschlands dennoch unläugbare Berührungspunkte angetroffen werden, so wäre in den meisten Fällen, statt an eine Entlehnung zu denken, an ein Wort **Jacob Grimm's M. XXVII.** zu erinnern, wornach besonders die deutsche Riesensage vieles

mit Slaven und F i n n e n gemein hat. Vielleicht tragen diese Sagen auch zur Sicherstellung dieser Ansicht einiges bei. Und wie für die finnische Dichtung noch nicht der Unterschied von Märchen und Sagen gilt, so scheint auch in der magyarischen manche der letztern die Saamenblätter jener noch nicht völlig abgestoßen zu haben. Gerade das sichert ihnen aber einen bedeutenden mythischen Gehalt, da das Märchen in dieser Hinsicht gewöhnlich reicher ist als die schon näher an die Geschichte streifende Sage. So läßt es sich andererseits auch erklären, daß die ältere Geschichte der Magyaren, und hier wieder insbesondere die der Szekler, so fest in die Sage verwachsen ist und, wie die Geschichte Roms, erst 300 Jahre nach dem Einzug in ihre jetzigen Wohnsitze kritisch gesichert dargestellt werden kann. Die Sage suchte aus dem Gebiete der Geschichte zu ersetzen, was sie an das Märchen verlor. Dabei meine ich natürlich nicht solche Erzählungen, welche, wie die von Kőváry Erd. rég. 21—44. Szász tört. r. 36—61 nicht ohne einige Prätension mitgetheilte tündér Ilona, in ihrem Wesen weder magyarisch erscheinen, noch das geringste Sagenhafte besitzen, sondern nothdürftige und mit wenigen unbedeutenden nationalen (?) Zuthaten verquickte Zusammenstoppelungen deutscher und anderer Märchenstoffe sind.*)

*) Hätte K. auch nur Gr. K. und H. M. gekannt, so würde er selbst seine ganze erzwungene Deutung aufgegeben haben. Der König als Besitzer des Baumes mit den goldenen Aepfeln, der Diebstahl an diesen, die Wache der drei Söhne, die glückliche Entdeckung des Diebes erscheinen bei Grimm (große Ausg. 1850) I, 335 im hessischen Märchen vom goldenen Vogel, welches, wie III., 98 bemerkt wird, fast in ganz Europa bekannt ist. Im Märchen vom Eisenofen II., 230 sucht eine Jungfrau den Geliebten und trifft ihn im fernen Schlosse als Bräutigam einer Andern, erwirbt sich dreimal die Erlaubniß bei ihm zu schlafen, kann sich ihm aber nicht entdecken, weil er jedesmal einen Schlaftrunk erhalten hat. Das ist nach K. die erste Bekämpfung Da-

Der Grundzug des magyarischen Nationalcharakters ist Sentimentalität, warmes, leicht erregbares, ungezügeltes Gefühl. Das darf bei der Beurtheilung der Volksmäßigkeit irgend einer Erzählung nicht außer Acht gelassen werden. Von dem einsamen Hirten auf der Pußta bis zum Magnaten im Palaste, soweit sein Blut rein ist, bildet dieser Ton den Grundton in allen Lebensverhältnissen, in Tanz und Musik, in Prosa und Poesie, in Glauben und Sitte, die alle noch vielfach in einander übergehen und die vom Verstande gesteckten Grenzen im Ganzen noch nicht gefunden haben. Daher kann immerhin eine magyarische Sage nach Form und Inhalt volksmäßig sein, welcher, wenn sie z. B. als deutsche auftreten wollte, jener Charakter abgesprochen werden müßte. Namentlich spielt die Liebe auch in den mythischen Sagen dort eine Rolle, die ihr im deutschen Volksbewußtsein weit weniger zukommt. Riesen und Feen entbrennen in so warmen Gefühlen für einander, daß man dadurch leicht verführt wird, sehr späte Entstehung anzunehmen, wie Kõváry wirklich gethan hat, der fast

---

ciens durch Trajan, hier in einem hessischen Märchen. Auch die übrigen Züge dieser Compilation lassen sich glücklicherweise nachweisen. Die Episode von den drei um Schuhe, Mantel und Peitsche zankenden Riesen erscheint bei Gr. II., 45 (Mantel, Stiefel und Schwert; in andern Märchen Stock, Mantel und Pferd). Originell ist nicht einmal die so unzarte Liebesprobe am Schlusse, da sie im Wesen mit unserer walachischen Sage Nr 214 übereinstimmt. In Haltrich's durchaus volksmäßiger im Juli 1856 erschienener und in vielen öffentlichen Blättern angekündigter Sammlung liegen alle diese Züge ebenfalls vorhanden; Ipolyi hatte in seiner 1854 erschienenen Magyar Mythologia über K.'s Deutung den Stab gebrochen und dennoch wiederholt er sie in den Sz. t. r. (1857) 12, 62, noch mit dem Zusatze, daß Ilona wohl die der Sage nach in eine Blume verwandelte oder nach der siebenbürgischen Erzählung zu einer Fee gewordene und nach Siebenbürgen gekommene griechische Helena sei.

in allen Sagen Anspielungen oder Allegorien wirklicher Begebenheiten sieht und durch diese vorgefaßte Meinung in die, wie Ipolyi sagt, pedantischesten Deutungen verfällt. Ihm erscheinen diese mythischen Sagen des magyarischen Volkes als Episoden des großen Epos, in welchem der poetische Genius der Nation die Geschichte des Vaterlandes und Volkes darstellte, und er hofft, daß es noch möglich sein werde, aus diesen Bruchstücken ein Ganzes zusammenzufügen, wie aus einzelnen Liedern Homers Gesänge entstanden seien. (Sz. t. r. 5 f.). Daher deutet er seine Riesensagen kühn auf die Geschichte Siebenbürgens unter Decebalus und Darius und in den Zeiten der Völkerwanderung, ohne auch nur daran zu denken, daß doch dem viele Jahrhunderte später in Europa eingewanderten magyarischen Volke die Ereignisse dieser Zeiten nur durch eine mehr als übernatürliche Offenbarung zum Nationalbewußtsein geworden sein könnten. Von solchen Deutungen werde ich mich fern halten, indem ich den von Ipolyi bezeichneten Bahnen folge und in solchen Erzählungen den mythischen Gehalt zu ergründen suche. Ich stelle natürlich nicht in Abrede, daß bei dem unverwüstlichen schöpferischen Drange aller Völker in dieser Beziehung es auch magyarische Sagen gebe, in welchen der mythische Kern mit einer geschichtlichen Hülle sich vereinigt hat, wie auch bei mehr als einer deutschen Sage oben gezeigt worden ist; aber nur die Hülle eben ist darin neu, der Kern reicht in der Regel weit über die Christianisirung hinauf. An eine eigentliche Allegorie ist bei wahrhaft volksmäßigen Schöpfungen nicht leicht zu denken. Unbewußt verbindet das Volk näher und entfernter Liegendes und läßt die Burgen, zu deren Erbauung das gegenwärtige Geschlecht zu schwach wäre, durch Riesen in einer Nacht errichten, die dann freilich auch die Unsitten menschlicher Burgbewohner (so namentlich Frauenraub und sündhafte Geschwisterliebe) zu verantworten haben.

Die fremdklingenden Namen mancher magy. Sagen (Rapsoné, Venturné etc.) harren noch der Erklärung; als unvolksmäßig dürfen sie wenigstens nicht voreilig bei Seite geschoben werden.

184–191.

Ueber die häufige Identität von tündér und óriás habe ich bereits oben gehandelt. Mir ist meine Ansicht, je mehr ich das auch von Ipolyi 57 f. gesammelte Material ansehe, desto sicherer: daß nämlich die tündérek der magy. Sage mit den Riesen der deutschen nahe zusammentreffen, demnach auch von den óriások nicht wesentlich zu unterscheiden sind, wobei jedoch immer zu berücksichtigen, daß in Folge jener Sentimentalität im Charakter des magy. Volkes, von welcher oben die Rede war, in diesen Sagen weibliche Gottheiten oft da erscheinen, wo die deutsche Ueberlieferung männliche hat und demnach auch nicht wenige Ueberlieferungen diese tündérek in Verwandtschaft mit den Göttinnen und Feen anderer Völker erscheinen lassen. Daß W. Schott in seiner Recension der Magyar Mythologia in der Ztschr. f. d. M. III., 309 f. die Beziehung zur Riesensage nicht bemerkt, nimmt fast Wunder. Wenn der Volksglaube das Land der tündérek nach Siebenbürgen verlegt, so läßt sich darin ohne Zwang das östlich (von Ungarn) gelegene Riesenland erblicken, dessen Bewohner die eigentlichen óriások (= Bergbewohner) sind. Ich glaubte demnach, die hieher einschlagenden Sagen zusammenfassend behandeln und mit einigen Andeutungen begleiten zu dürfen.

Vorwiegend erscheinen diese magy. tündérek und óriások als Burgenbauer (Nr. 184—187, 191) oder Burgenbewohner (Nr. 188—190), wozu die Szász tört. r. noch zahlreiche Analogien bieten. Vgl. oben zu Nr. 3—26. Ihre Gewaltigkeit tritt darin hervor, daß sie ihre Bauten in sehr kurzer Frist vollenden: an einem Tage (Nr. 186, 191), in einem Augenblick sogar (Nr. 187), doch auch in drei Tagen (ebd.), drei

Wochen (ebd. bei Kőváry, Sz. tört. r. 64 schon abgeschwächt 7 Jahre), daß sie Brücken von Berg zu Berg bauen (Nr. 185. vgl. Gr. M. 500, 514), zu Roß (Nr. 186, was märchenhaft scheint, wie in Nr. 187 die eiserne, silberne und goldene Burg und in Nr. 189 die Flügel) über Thäler setzen, an Donar erinnernd, mit ungeheurer Schnelligkeit dahin fahren (Nr. 190), schwere Steinlasten tragen (Nr. 191), vier Ochsen in die Schürze packen (Nr. 185) und durch Steindämme den Bach aufzuhalten versuchen (Nr. 188) — kein einziger Zug, der nicht in der deutschen Riesensage oder der dieselbe ergänzenden Teufelssage bezeugt wäre. Wie in den sächsischen Sagen, so erbauen die Riesen auch in der magyarischen ihre Burgen auf benachbarten Höhen; doch waltet dabei nicht die Absicht der Unterstützung, sondern Eifersucht. Ueberhaupt lebt das ganze Geschlecht hier im Unfrieden unter einander (Nr. 186, 187, 191), wie mit den Menschen (Nr. 185, 189). Das letztere ist allgemeiner Zug der Riesensage, jenes scheint in dieser Allgemeinheit der magy. eigenthümliche Vermenschlichung und Abschwächung des Mythus. Vereinzelt begegnete ich demselben Zuge bei Müllenh. 269.

An die deutsche Holda erinnert dagegen die Einfassung der warmen Quelle von Kis Kalány durch die Riesin, vgl. Nr. 38, obwohl das Motiv ein anderes ist*), an den deutschen Schlafdorn der Dornstrauch, demnach auch Lenke valkyrienartig als Botin des Todtengottes (?) erscheint. Originell ist die Benützung des Schwefelwasserstoffes der Büdöshöhle

*) Zur Verehrung der Quellen überhaupt vgl. Ztschr. f. d. M. IV, 12 f. und Kőváry Sz. t. r. 89: Wenn die Heilquelle beim Vesperläuten perlt, so betet die Göttin (tündér); wenn Zweie ihr Wasser aus demselben Becher trinken, so lieben sie sich ꝛc. Ebenso wirkt nach einer walachischen Sage eine von einer fata poduri (Waldjungfrau) bewohnte Heilquelle am Meszes verschönernd. Ebd. 88.

ebd., sowie die Bemerkung, daß die Riesin die Burg aus weichem Stoffe gemacht, der erst später verhärtet sei. Die Deutung Kövàry's 22, daß Nr. 189 sich auf ein geschichtliches Ereigniß von 1708 beziehe (die Besatzung von Schloß Görgény übergab, nachdem ihr Führer erschossen worden, diesen Punkt an Rabutin) mag richtig sein; doch liegen darin auch mythische Bezüge. Schon die Unverwundbarkeit ist ein solcher; und die Umständlichkeit des Kugelgußes, die Siebenzahl, das reine Stroh und der Neumond kommen in ähnlicher Verwendung oft noch vor. Wenn derselbe Verfasser aber a. a. O. 16, die durchaus mythische Sage von Tartod und Firtos Nr. 191 als eine Episode der christlichen Geschichte Sieb's faßt und darin die Rivalität zweier benachbarter schöner Aristokratinnen erblickt, so kann dem wohl Niemand beistimmen, der mit der Sagenliteratur nur einigermaßen bekannt ist. Die Eisenstange läßt die vorliegende Sage als eine der jüngern Riesensagen erscheinen, Gr. M. 500; nach der ältern Erzählung bei Panzer, I., 244 f. trägt der Riese den Stein am Finger. Daß der anbrechende Tag oder der den Tag verkündende Hahnkrat die Vollendung eines Werkes stört, ist ein Zug, der bereits in der Edda vorkommt. Helgakw. I., 30. Vgl. Gr. d. S. I., 265, 270, 275. Müllenh. 275, 301 und die schwedische Sage in der Ztschr. f. d. A. IV., 503. In Alwismal 36 versteinert der Zwerg, der durch Thórr hintergangen vom Sonnenlichte überrascht wird. Eine Variante s. bei Kövàry, Sz. t. r. 97.

Schlüßlich ist noch auf die in Nr. 186 vorkommenden Zwerge aufmerksam zu machen, als auf eine so seltene Erscheinung in der siebenb. Sage. Ihre Eigenschaft als Burgenbauer darf um so weniger auffallen, da sie grundwesentlich von den Riesen nicht verschieden sind und beide dem Steinreiche angehören. Simr. 460. In der Götzenburg sieht Ipolyi wohl mit Recht 490, 499 eine alte Opferstätte; dagegen kann

ich nicht beistimmen, wenn er Nr. 92 in Rapsoné eine Luftfee statt des etwas teuflisch gewordenen Bergriesen erblickt oder gar die in deutschen Sagen so vielfach vorkommende Hufspur (Nr. 186) auf Pferdegestalt der Reiterin deutet; 99.

192.

Die zu Attila's Familie gehörigen Namen sind bei den Magyaren, und besonders den Szeklern, welche sich als Nachkommen der Hunnen betrachten, volksthümlich geworden. So mag der Name der geschichtlich (bei Priskos) bezeugten Gattin des großen Eroberers hier an ein auffallendes Naturschauspiel geknüpft worden sein. Ipolyi sieht 126 ein Hünenbett darin. Vgl. Müllenh. 269. Die Nähe der Burg, die Verbindung der Schatzsage damit, wo der Holzschnitzler an das Venediger Männlein in deutschen Sagen erinnert, die Auslosung der Grabstätte sichern der Erzählung mythische Elemente. Vgl. Ipolyi: „Harke, Herka, Harka in der ungarischen Sage“ in der Ztschr. f. d. M. II., 254—262.

193.

Ich glaube nicht, daß die Spinnerin hier als Norne zu fassen sei, da die Schicksalsschwestern in solcher Vereinzelung kaum vorkommen. Vgl. Völundarkw. 1. Panzer I., 352. Meier 72. Ipolyi 84, scheint dieser Ansicht sich zuzuneigen; Müllenhoff dagegen denkt XLVII. in der verwandten Erzählung 344, an eine Göttin, demnach wohl Holda oder Berchta. Simr. 418 f. Gr. M. 247 f. Eher wäre in einer andern von Kőváry, Sz. t. r. 191 mitgetheilten Sage, wo zwei Geschwister Goldfäden spinnen, vielleicht an Nornen zu denken.

194.

Ueberhebung der Menschen zieht die Strafe der Götter nach sich. In der stolzen Frau liegt manches Riesenhafte; Donner und Blitz als Begleiter (oder Mittel) der Zerstörung würden dann auf Donar, den Riesenfeind, deuten. Beispiele von Verwandlung der Gotteslästerer s. Kőváry, Sz. t. r.

124, 126, und hier Nr. 223; doch ist christlicher Einfluß stark sichtbar.

195.

Kövàry veröffentlicht Sz. t. r. 134 folgende Sage über den Rosenberg: Jenö entführt gewaltsam Rosa, die Braut Czicz's. Dieser setzt nach, erschlägt den Räuber, verliert aber die Braut, welche den Getödteten geliebt hat und in den Szamos springt. Wahrscheinlich hat diese Sage zu der Erfindung einer sonst nicht volksmäßigen Rosenkönigin Veranlassung gegeben.

196—197.

Vgl. zu Nr. 45—47. Die Todesgöttin in der Höhle hausend und durch Opfer besänftigt; dazu paßt auch das Aufspannen des Seiles, Panzer I., 278, 352, 356. Ob die zweite Fee eine bloße Verdoppelung der Hel, (wie dergl. gerade im magy. Volksglauben öfter vorkommt, (Nr. 201) oder aber eine Norne oder Priesterin derselben ist, Panzer I., 380, wage ich nicht zu bestimmen. Eine Variante bei Kövàry, Sz. t. r. 28: die Fee in der Höhle hütet Schätze, welche jährlich um Mitternacht des zweiten Pfingsttages zwei Stunden offen stehen. Mehrmals sind drei Reiter aus Ungarn gekommen und haben Säcke voll Gold geholt. Das bestätigt die obige Deutung, da Hel häufig auch mit Schätzen zusammenhängt.

198.

Der See gilt für unergründlich wie diese Gebirgskesselwasser alle. Ztschr. f. d. M. IV.. 7. Meier 72, 73, 74. Wo dabei Gottesdienst sich findet — und an dem Annensee wurde bis vor Kurzem jährlich gewallfahrtet und stand eine Kapelle daran —, kann leicht eine alte heidnische Cultusstätte gemuthmaßt werden. Die Schlangengestalt könnte an den fischschwänzigen Nek erinnern; doch laden solche mit der Unterwelt in Verbindung geglaubte Gewässer überhaupt ein, Schlangen und Lindwürmer damit in Verbindung zu bringen. Sim. 385, 474.

Gr. d. S. I., 73. Müllenh. 224. Es liegt solchen Ungeheuern elbische oder riesenhafte Natur inne (Vgl. Wate) Simr. 444. Vgl. Nr. 425.

199—201.

Das Reich der Unterwelt spielt in den magyarischen Sagen eine nicht geringere Rolle als in den deutschen, und die darauf bezüglichen Vorstellungen treffen vielfach zusammen. Den Zusammenhang vieler Schatzsagen damit hat Panzer schlagend nachgewiesen; und dahin gehören die drei vorliegenden. Der Hund in Nr. 199 ist das eigentliche Höllenthier bei vielen Völkern alter und neuer Zeit, als Schätze hütend bei Panzer I., 288 f. Brunnenschätze ebd. 294. Höhlenschätze 295. Die Oeffnung der Höhle im neunten Jahre hängt mit der Vorstellung zusammen, daß Schätze überhaupt sich heben, wie Donars Hammer acht Rasten tief in die Erde verborgen wieder zum Vorschein kommt, Thrymskw. 9, und sein Donnerkeil im neunten Jahre an der Erdoberfläche erscheint. S. zu Nr. 35. Das Abschlagen der Ferse wurde bereits zu Nr. 91—116 berührt.

Zu den Brunnensagen trage ich einen Gebrauch nach. Bei Sárpatak, zwei Stunden von Maros-Vásárhely, befindet sich der Jesusbrunnen. Hieher wallfahrteten die Römisch-Katholischen jährlich von nah und fern, sogar aus der Csik und von Kronstadt. Das aus dem Brunnen fließende Wasser bildete einen kleinen Teich. In diesen steigen die Weiber nackt und begießen sich; andere trinken das Wasser; spekulirende Armenier verführen es. Unterdessen wird in der am Brunnen stehenden alten achteckigen Kapelle Gottesdienst und im Dorfe, wo inzwischen auch die Walachen der Mezöség zusammenströmen und ihren berühmten mezöségi tánz aufführen, Jahrmarkt gehalten. Wer denkt dabei nicht an das von Petrarca beschriebene Bad Kölnischer Weiber im Rheine. Gr. M. 555.

Zwei eigenthümliche Schatzsagen erzählt Kóváry Sz. t. r.

27, 29. 1) In einer Höhle am Bodzauer Paß sind Schätze, zu denen eine offene Thüre führt. Jeder kann zugreifen; wenn man sich jedoch beladen hat, so fährt die Thüre zu und öffnet sich erst wieder, wenn alles abgelegt worden. 2) Des Darius Schätze liegen auf dem Czigány bei Klausenburg; ein Brunnen zeigt den Zugang; zwei Hunde und zwei Löwen bewachen sie. Drinnen sitzt ganz golden König Darius mit 12 Königen und Dienern hinter sich, und die Königin mit 64 Jungfrauen rc., und liegen außer vielen andern Schätzen 366 Kufen mit Silber rc. gefüllt. Die Zahlen würden auf die 366 Tage des Schaltjahres und die 12 Monate deuten, dabei freilich 64 unerklärt bleiben; oder ist auch hier Bezug auf eine Götterfamilie anzunehmen wie bei der ähnlichen Erzählung Nr. 93. Kőváry bezieht die Schätze auf die durch Xerxes aus dem Belustempel geraubten Kostbarkeiten, 34; wobei freilich, abgesehen von allem andern, unerklärt bleibt, warum der Vorgänger die Schätze seines Nachfolgers hütet.

202.

Von Ipolyi 389, richtig auf die Unterwelt bezogen und darin übereinstimmend mit Nr. 57. Die Feengärten, welche Kőváry, Sz. t. r. 86, 87, auf Czibles und bei Klausenburg erwähnt, sind überirdisch und demnach nicht hieher zu stellen. Der Teufel als Mädchenräuber ist besonders in der walachischen Volksdichtung häufig, Vgl. Nr. 213, 219, 221, und könnte auf walachischen Ursprung dieser Sage deuten. Die Bevölkerung an den Quellen des kleinen Szamos ist überwiegend walachisch. Einen Zusatz, wornach ein Mönch, mit welchem jener Teufel Freundschaft geschlossen hat, in Stein verwandelt wird, s. bei Kőváry, Sz. t. r. 99.

203.

Der Teufel als Burgenbauer an die Stelle der Riesen getreten in seiner vorwiegend heidnischen Gestalt. Gr. M. 972 f. Vertrag mit dem Bösen vgl. zu Nr. 117. Die Beziehung

auf das Grenzrecht, welche in Nr. 417 waltet, fällt hier weg, obgleich die Strafe ähnlich ist. Die kupferne Geißel scheint national. Auch die geisterhaften Stammbrüder aus Asien (vgl. Nr. 246), deren Hilfe 1849 das Volk sehr lebhaft erwartete, wurden mit kupfernen Peitschen bewaffnet gedacht. Die Neunzahl vertritt die sonst gewöhnliche Sieben.

204.

Sehr verbreitet. Christliche Motive leiten bereits zur Legende über, welche um König Ladislaus I. (den Heiligen) sich ansetzte. Vgl. Ipolyi 169 f. Eine Verwandlung von Gold in Stein aus andern Ursachen s. bei Hormayer, Taschenbuch, 1822. 276 f.

205.

Vgl. Nr. 264 und als Bekehrungssage Nr. 263. Ein Bekehrungswunder, Ztschr. f. d. M. IV., 20. Man erinnert sich bei solchen Erzählungen leicht an Thórr, der mit seinem Hammer ein Thal in den Berg schlägt und Felsen spaltet.

206—207.

Die erste Sage verpflanzt eine Schildbürgerscene ins Szeklerland, vgl. Müllenh. 97, die zweite könnte auf wirklichen Zuständen beruhen?

423.

Das Pferd ist wahrscheinlich eine Verjüngung des in der magy. Mythologie eine große Rolle spielenden Tátos, Ipolyi 234 f. Ztschr. f. d. M. II., 262 f., welcher als Zauberpferd auch dem deutschen Volksglauben nicht unbekannt ist, Gr. K. M. Nr. 89, 126, und schon in Sigurd's Grani, Gripisspá 5, 13, ꝛc. Simr. 224, erscheint. Vgl. die walachischen Märchen bei Schott 184, 350, und zu dem verkehrten Hufeisen Gr. d. S. I., 195. Meier 24. Die ganze Sage knüpft an die Flucht Franz Rakoczi II. nach Polen (1711) an.

424

Eine Legende, welche die Nationalcharaktere in ähnlicher Weise zeichnet, wie Nr. 176.

425—426.

Die Grausamkeit der Wassergeister ist wie ihre Hinneigung zu den Menschenkindern vielfach auch in der deutschen Mythologie bezeugt. Gr. M. 460, 462 f. Demnach beziehen beide Sagen sich auf Nixe, was in der letztern auch die Gestalt (halb Fisch, halb Mensch) andeutet, während in der erstern märchenhafte Züge untergelaufen scheinen. Vgl Kőváry, Sz. t. r. 148.

427.

Vgl. zu Nr. 67.

428—430.

Die gewöhnlichen vorbedeutenden Zeichen (s. zu Nr. 71—80), werden hier mit einem interessanten Zuge vermehrt. Ich glaube die Mädchengestalten, welche unter Wehruf die Stadt umziehen, in Nr. 428 richtig auf Valkyrien zu deuten. Der Adler als Leichenschlinger (Hräswelgr) Odhin's Vogel (Simr. 31), paßt zu den Schlachtmädchen, deren Vogelgestalt häufig ist, Gr. M. 398, und welche die Leichen der im Kampfe Gefallenen nach Wallhall geleiten, und könnte auf Odhin's Raben (Adler, Taube) bezogen werden. Wolf 26.

431—432.

Als gewöhnliche Wappensage, deren Kőváry, Sz. t. r. 152 f. eine ziemliche Anzahl beibringt, nicht eben von hohem mythischen Belange; doch könnte allerdings der Hammer den Drachentödter näher an Donar rücken, da Drachen oft riesiger Natur sind. Vgl. zu Nr. 133—135, 198. In dem Schlangensteine kann eine Schlangenkrone Gr. M. 650, oder der siegverleihende Schlangenstein Gr. M. 1169, erblickt werden. Vgl. Müllenh. 355. Hier stimmt dieselbe zu der von Kőváry ebd. 151, mitgetheilten Erzählung, daß ein Ahnherr des Bethleni-

schen Zweiges der gräflich Bethlen'schen Familie eine landverderbende Schlange getödtet habe, nachdem er dieselbe an einem an einer Kette befestigten apfelartigen Köder gefangen.

433.

Vgl. Müller, Herenprozeß, 72. Gr. D. R. A. 923 f. M. 567. Diese Vorstellung ist auch bei der deutschen Bevölkerung ziemlich allgemein, der Wasserkultus überhaupt tief gewurzelt. S. zu N. 132.

3. Walachischer Sagenkreis.

Obgleich in der Sammlung walachischer Märchen von Albert und Arthur Schott ein schöner Anfang zur Aufzeichnung der Volksüberlieferungen dieses in seiner Herkunft immer noch nicht genügend enträthselten Stammes gegeben ist, so nimmt dieselbe doch auch in den Anmerkungen auf Sagen so wenig Bedacht, daß ihre Ertragsfähigkeit nach dieser Seite hin ziemgering ist. Schuster hat in seinem Woden 38, 39, auf den Reichthum der Ueberlieferungen dieses Volkes hingewiesen und durch Zusammenstellung der darin vorkommenden mythischen Wesen auch bereits eine Ausbeute versucht, sich aber dabei natürlich seinem Zwecke gemäß in die Zergliederung einzelner Sagen nicht einlassen können. Vom k. k. Schulrath J. K. Schuller steht die Herausgabe einer Sammlung walachischer Volkslieder in naher Aussicht, worin wohl auch die mythischen Bezüge erörtert werden dürften. Aber für die Sage ist noch, soviel mir bewußt, in keiner Hinsicht Nennenswerthes geschehen. So macht die vorliegende Sammlung damit einen Anfang, welcher zwar auch unbedeutend genug ist, doch vielleicht zur Anregung des Fleißes auf diesem Gebiete beitragen könnte.

Wenn Schuster a. a. O. bemerkt, daß sich in den mythischen Ueberlieferungen dieses Volkes römisches, keltisches?, germanisches und slavisches Wesen mische, so ist diese Ansicht

richtig, wenn — wie er selbst später gethan — zum römischen das griechische gefügt und auf die gegenwärtig noch nicht bestimmt nachweisbare Erscheinung des keltischen? Gewicht gelegt wird. Wie die Sprache, so ist auch die Sage der Walachen ein Gemisch sehr verschiedenartiger Stoffe, die nur nothdürftig zu einem Ganzen verbunden worden sind. Zu der durch die äußern Schicksale, welche das Volk im Laufe einer sehr drangvollen Geschichte erlitten, entstandenen Mischung haben übrigens die Kirche, die Halbgelehrsamkeit der dem Volke zum Theil noch sehr nahe stehenden Geistlichkeit, und das Hirtenleben ihr Theil ebenfalls beigetragen und Ansichten und Beziehungen eine gewisse Volksmäßigkeit verschafft, welche unter andern Umständen unerklärlich sein würden. Die folgenden Anmerkungen haben die Aufgabe, die im Texte aufgeführten Sagen besonders nach ihren Beziehungen zur deutschen Mythologie zu untersuchen, wodurch von selbst das Fremdartige sich ausscheiden und der selbstständigen spätern Prüfung darbieten wird.

208.

Eine kosmogonische Erzählung von buntester Zusammensetzung, wie es scheint, ohne germanische Elemente. Die Schöpfung aus Wasser erinnert an die älteste griechische Anschauung, wornach das Urflüssige (Okeanos) der Anfang aller Dinge und die Erde erst aus ihm entstanden ist. Preller, Griech. Myth. 27. Die kuchenförmige Gestalt mahnt an Hesiod's breitbrustige (ebd. 33). Der Engel Gabriel könnte an die Stelle des Eros, des erstgeschaffenen unter allen Göttern, getreten sein; der naseweise und doch so naive Igel harrt noch der Erklärung: es scheint etwas zwergartiges in ihm zu liegen, vielleicht darin also germanisches Wesen, da nach unserer Mythe Zwerge zu den erstentstandenen Geschöpfen gehören und als Gewürm aus des Urriesen Fleisch hervorgingen. Gr. M. 539.

209.

Der erste Theil der Sage streift an die altindische Ansicht von der Erde und stimmt auch darin mit derselben überein, daß die große Flut hier der eigentlichen Schöpfung der Erde — soweit das Meer dazu gehört — vorausgegangen scheint. Gr. M. 544.

210.

Eine eigenthümliche Wendung der besonders in Thessalien einheimischen Deukalionsage. Preller 59. Ueber die Strafe der Dohle s. zu Nr. 177.

211.

Die in der Note zu Nr. 3—26 gemachte Bemerkung, erhält hier wenigstens in sofern eine Bestätigung, als ein entschieden römisches Befestigungswerk den Juden zugeschrieben wird. Die Substitution der Riesen ist allgemeiner Zug.

212.

Schott 377 deutet bei dieser Sage auf den Weltkampf der Giganten hin und zieht den catalonischen Montserrat zur Vergleichung. Das scheint mir weit gegriffen, da die germanische Mythologie in dem Kampfe der Riesen mit den Asen, wobei die Pflugschaar den felsenspaltenden Donnerkeil vertreten kann, und selbst die magyarische im Streite der tündérek mit den óriások (Kováry, Sz. t. r. 73) näherliegende Analogien darbot. Vgl. eine magy. Variante, von Ipolyi mitgetheilt in der Ztschr. f. d. M. II., 257, (der erzürnte Riese wirft von der Hargit das Beil nach dem Hatseger Gebirge).

213—214.

Auf die Verwandtschaft zwischen dem walachischen Smeu (altslav. zmij = Drachen. Gr. M. 654), und dem germanischen Drachen ist schon zu Nr. 133—135, hingewiesen und dabei Müllenh. 206 verglichen worden. Daß die ganze Vorstellung in die des spätern Teufels übergeht, wird bei der universalen Natur des letztern nicht auffallen. In Nr. 214

tritt eine gewisse Gutmüthigkeit hervor, welche bei diesen Sagen sonst nicht gewöhnlich ist und eher auf Schlangen- als Drachencult deutet. Als Schätze hütend verwechselt auch die deutsche Sage beide Geschöpfe häufig.

215.

Personification der Sonne. Die wilde Cichorie (Wegwart) erscheint in der deutschen Sage als verzauberter Mensch; die Wurzel derselben wirkt zauberkräftig, Meier 238. Schuller theilt das bezügliche Volkslied in seiner Sylvestergabe 1857 „Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen" 14 f. mit; es stimmt vollständig bis auf den einen Punkt, daß die Verwandlung in die Sonnenblume stattfindet. Richtig werden ebd. die Sagen über die Vermählung der Sonne mit dem Monde verglichen.

216—222.

Die flüssige Gestalt des Teufels überhaupt, dann in der walachischen Sage seine Verwandtschaft mit dem Smeu insbesondere würde die Würdigung seiner Erscheinung im Einzelnen schon schwierig genug machen, wenn auch nicht christliche Vorstellungen noch vervielfältigend dazu gedrungen wären. Ziemlich allgemein erscheint sein Aufenthalt in Höhlen (Nr. 216, 217, 221, 222) des Gebirges, wie sein Gegensatz zu den Menschen einerseits (Nr. 218—222), zu Gott andrerseits (Nr. 216, 217, 220, 221). Die Gutmüthigkeit, welche hie und da zu Tage tritt (in der Liebe zu schönen Menschentöchtern Nr. 219, 221, wie Nr. 213, 214 die Smeu's) und die Lust Kunstwerke zu fertigen, welche aber nicht zu Ende geführt werden können (Nr. 220), läßt ein absolut böses Wesen darin nicht erkennen, sondern eher ein bloß plump gewaltthätiges, eine rohe vorwaltend sinnliche Naturkraft. Das würde auf Analogie mit den Riesen der deutschen Mythologie führen, bei denen, wo nicht Liebe zu Menschenkindern (falls in dem Riesenspielzeug nicht dieser Sinn verborgen liegt) so doch zu Ann-

nen (Thrym und Freyja etc.) bezeugt ist. Als Gegner würde dann natürlich eine Donar ähnliche Gottheit erscheinen müssen. Wirklich deutet nun das Verbrechen in Nr. 216, 217, (welches an das Verbot erinnert mit den Fingern gen Himmel zu zeigen), wie die Strafe (Erschlagenwerden durch Blitz und Donnerkeile) auf Donar, auf Riesen auch manches andere noch: die Fußspur im Felsen Nr. 219, die Versteinung ebd., die Knochen Nr. 217, 221, die Schatzhut Nr. 221, 222. In andern Zügen sind Attribute des Bekämpfers auf die Bekämpften übergangen, so namentlich der lahme Teufel Nr. 216, 217, 221, die Bocksgestalt Nr. 222, (vgl. Meier 161, 168), das Fahren Nr. 217, 221 und die Großmutter Nr. 221.

Den hinkenden Teufel bezieht Kuhn in der Ztschr. f. d. M. III., 387 auf Thôrr und vergleicht ohne Zweifel richtig Hephaistos (vgl. Ipolyi 49); wenn derselbe dagegen des Teufels Großmutter Ztschr. f. d. A., V., 373, auf Frigg deutet, so scheint diese Annahme wenigstens nicht zwingend, und ich möchte namentlich im vorliegenden Falle eher an Thôrr's Mutter (Harbardhsl. 4, 5) denken, also an Fiörgyn, statt an seine Stiefmutter. Jene ist unter dem Namen Hlodyn Völusp. 56, als Heerdgöttin bezeugt, und in dieser Eigenschaft erscheint sie meist in unsern Teufelssagen: sie führt dem Sohne oder Enkel die Wirthschaft. Der Bezug auf die neunhundertköpfige Ahne Hymiskv. 7, die Mutter Grendels im Beowulf, der durch Gr. M. 959. Simr. 346. Wolf 138, hervorgehoben wird, macht ihr sonstiges Verhältniß zum Lokimythus wahrscheinlich.

Elbisch erscheint der Teufel, wenn Nr. 217, 221, gesagt wird, daß auf seinem Tanzplatze kein Gras wachse. Vgl. Müllenh. 138, 272

Nr. 218 ist eine barbarische Paraphrase des apokryphischen Tobias.

Das Kreuz in dem Wipfel der Tanne Nr. 220 mahnt

an die drei Kreuze, welche die Moosweibchen gegen den wilden Jäger schützen. Gr. d. S. I., 59. Der Teufel als Mühlenbauer Meier 158, die Bedingung, „wenn das Laub abfalle“ Gr. M. 970. In einer von Müllenh. 358 aufgezeichnete Sage erschafft der aus dem Himmel gestürzte Teufel den Hagebuttenstrauch, um an dessen Dornen wieder emporzuklimmen. Da läßt Gott den Strauch nicht in die Höhe wachsen, sondern sich zur Seite biegen, was IL. auf Wodan und Loki gedeutet wird.

223.

Vielleicht auf die Besiegung eines Riesen durch Donar bezüglich, Gr. d. S. I., 308—310, 314. Zingerle 90. Ztschr. f. d. M. III., 299. Panzer I., 245. Müllenh. 547. Meier 197. Gr. M. 519, 611. Simr. 437 f. Schott W. M. 115. Ipolyi 117, 344. Der Fluch könnte auf ein Vorrücken der Sage in den Kreis christlicher Vorstellungen deuten. Kőváry, Sz. t. r. 84 erzählt, daß der Sohn der schwarzen Königin auf der Schwarzburg die Riesin (tündér) auf dem Königstein geliebt habe, aber von derselben nicht erhört, gestorben sei, worauf die Mutter jene in Stein verwandelt.

224.

Meteorsteine als vorbedeutende Zeichen sind allgemeiner Aberglaube. Ueber die Bedeutung walachischer Geistlichen bei Beschwörungen s. zu Nr. 117. Zu vgl. die Donnersteine Gr. M. 1171.

225.

Analogien aus der walachischen Volksüberlieferung bei Schott 170, 347. Vgl. Gr. d. S. I., 265, 270. Müllenh. 140. Zimmermann, die reformatorischen Schriften Dr. Martin Luthers, IV., 357 erzählt, daß bei dem Reichstage zu Worms ein altes Weib im Streite mit Freunden der lutherischen Lehre ihren Stock mit den Worten in die Erde gestoßen: „So wenig wie dieser Stab Wurzel, so wenig kann die Ketzerlehre

Wurzel schlagen.“ Aber der Stab habe wirklich Wurzel geschlagen.

226.

Vgl. Müller, Hexenprozeß, 52.

227.

Sollte in dem Judas der walachischen Sage, wie er hier erscheint, nicht älterer mythischer Bezug walten? Die Verwandlung läßt es vermuthen. Ich könnte in der deutschen Mythologie einen passendern Vergleich für ihn nicht finden als mit dem schlauen, verführerischen, gleißenden Bösewicht und schadenstiftenden Götterfeind, mit Loki. Vgl. Gr. M. 221, doch ist mir seine Verwandlung in eine Schlange nicht bekannt.

228.

Liebe zur Musik ist elbischer Zug überhaupt. Gr. M. 438. Wassergeister lehren Menschen unter gewissen Bedingungen die Musik, besonders die Geige, ebd. 461. Der Grundzug unserer Sage weht in der von Grimm ebd. mitgetheilten schwedischen: der erlösungsfrohe Neck spielt die Harfe bis lange nach Sonnenuntergang.

229.

Die Flecken des Mondes luden den menschlichen Scharfsinn zu Erklärungen ein, und so entstand eine nicht geringe Zahl sich zuweilen auffallend ähnlicher Erzählungen. Der Mann mit dem Dornstrauch Gr. M. 680, mit einem Bündel Reisholz Kuhn 27, mit einem gestohlenen Kohlstrauch ebd. 140. Müllenh. 359. Ausführlich handelt darüber Gr. M. 679 f. Besonders Sonntagsschänder werden dorthin versetzt.

230.

Die sächsischen Togaten (Seminarschüler, welche eine besondere, lange, schwarze Kleidung trugen) sind hier, wie es scheint auf Veranlassung des Anzuges, an die Stelle der auch dem deutschen Alterthum als zauberkundig geltenden Priester neben die walachischen Popen getreten.

231—232.

Vgl. Haltrich: Zur deutschen thiersage, 58. Schuller: Ueber einige merkwürdige Volkssagen der Romänen, 13. Die Sage selbst stimmt fast wörtlich zu Schott W. M. 289.

434.

Die Anwohner erscheinen als Priester des Flußgottes, welche das diesem gebührende Opfer stellvertretend in Empfang nehmen. Das Begießen zu gewissen Jahreszeiten (Ostern, Pfingsten) ist allgemeine Sitte aller Völker des Landes. Vgl. Gr. M. 557. Der walachische Name der Pfingsten selbst Rosalie, russisch rusalki, scheint auf einen weiblichen Flußgott zu deuten.

III.

Zur geschichtlichen Sage in Siebenbürgen.

Die Wahrheit der geschichtlichen Sage ist, wie die Brüder Grimm in der Vorrede zum zweiten Bande der deutschen Sagen sich so schön ausdrücken, nicht eine irdische sondern eine geistige: sie sind nicht urkundliche Zeugnisse in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, aber oft bis zur Gleichzeitigkeit hinaufreichende Dokumente für die Form, unter welcher die Ereignisse seiner Vergangenheit dem Geiste eines Volkes sich aufgedrückt haben. Im Verhältniß zu jenen haben sie den Vortheil, daß sie unmittelbarer entstanden, weniger von der Subjektivität des Einzelnen, welche besonders bei Schriftstücken immer in Rechnung gezogen werden muß, sondern bloß von dem gesammten Volkscharakter abhängig sind. Darum möchte man diese Handzeichnungen nennen jene Photographien, bei denen nur unter Vermittelung des Sonnenlichtes das Bild der chemisch zubereiteten Platte, dem Volksgeiste, sich aufs treueste mitgetheilt hat.

Der Reichthum an geschichtlichen Sagen ist ein Beweis für die Lebensfähigkeit eines Volkes. Es nimmt noch innerlichen Antheil an den Schicksalen, welche es betreffen oder berühren; es ist noch eine denkende und fühlende Persönlichkeit, nicht eine todte Maschine, die bei allem Schmieren und Ausbessern dennoch zuletzt unbrauchbar zum alten Eisen geworfen wird. Wenn daher dem Kampf gegen die mythische Sage bis auf einen gewissen Punkt die innere Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, so ist der gegen die geschichtliche eine vollkommene Thorheit. In dem eigentlichen Volke wird nie die urkundlich beglaubigte Geschichte bei aller Kunst der Darstellung so eine Quelle des frischesten, sich selbst bewußten Lebens sein, wie die geschichtliche Sage in ihrer außerordentlichen Einfachheit sie ist und allein sein kann: wie das echte Volklied, so ist die geschichtliche Sage eben durch gar nichts zu ersetzen, und es entsteht, wo sie fehlt oder verkümmert, eine sehr fühlbare Lücke in dem Ganzen des Volkslebens. Für die Benützung der geschichtlichen Sagen Seitens der Geschichte ist bis jetzt in Siebenbürgen nur in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk von G. D. Teutsch ein Anfang gemacht, deren Verfasser, des Unterschiedes zwischen Geschichte und Sage wohl bewußt, die letztere, soweit sie ihm zugänglich war, mit richtigem Takte zu verwenden verstanden hat. Denn das ist wohl zu merken: der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber selbst darf die Sage nicht für Geschichte ansehen; in seinem Geiste müssen beide als abgesonderte Elemente getrennt von einander liegen: denn der Irrthum ist nie Verdienst, und die Verwechselung beider ist ein Irrthum. Und wenn die neuere, besonders deutsche, Geschichtsforschung in dieser Hinsicht Großes geleistet und beide, Geschichte und Sage, in die ihr gebührenden Rechte einzusetzen angefangen hat; so bleibt dagegen der magyarischen hier noch ein großes Verdienst zu erwerben übrig, da sie nur selten bis-

her den so überaus reichen und schönen Schatz ihrer Stammsagen richtig zu würdigen gewußt hat.

Die vorliegende Sammlung bietet von Nr. 233—416 dann 435—444 eine wenigstens für den Anfang immer namhafte Zahl geschichtlicher Sagen, welche von den Zeiten der Daken bis zur Gegenwart reichen Nur eine spärliche Ausbeute konnte ich allerdings aus den Zeiten vor der Ansiedlung der Szekler und Sachsen im Lande erzielen. Was mir aus römischen und griechischen Quellen zugänglich wurde, durfte um so weniger verschmäht werden, als durch Jakob Grimm's Forschungen Geten und Daken dem Kreise der scythischen Barbaren entrückt und in die Reihe der deutschen stammverwandten Culturvölker Europas gestellt worden sind. (Nr. 233 ist höchstwahrscheinlich eine Schatzsage, an welche der Name des Darius erst unter dem Einfluße der Gelehrten angeschlagen hat). Die langen Jahrhunderte der Völkerwanderung haben für die siebenbürgische Sage keine Spuren hinterlassen. Die Attilasagen sind magyarischen Ursprungs. Erst mit der Ansiedlung der Szekler in den östlichen Grenzgebirgen (vielleicht Ende des IX. Jahrh.) beginnt auch der Quell der Sage wieder zu fließen und in den zum Theil wahrhaft poetischen und an das Mythische streifenden Ueberlieferungen dieses Stammes ein reiches Leben an seinen Ufern hervorzurufen. Als später von Nordwesten aus die Magyaren in Siebenbürgen vordrangen, flossen ihre Tuhutumsagen mit den Szekler Stammsagen zusammen, durchzogen bald von dem ersten Wetterleuchten christlicher Bekehrungswunder. Aber erst mit dem Erscheinen der deutschen Colonisten im Süden und Norden des Landes wächst der Bach zum Strom an und fließt nun in ungeschwächter Kräftigkeit bis zur Gegenwart herunter. Nicht alle Zeitalter sind gleichmäßig vertreten; aber diese Ungleichheit dürfte mehr ein Mangel der ersten Sammlung als der Ueberlieferung selbst sein. Spätere werden noch sehr Vieles auffinden.

Bei der nicht uninteressanten Vergleichung der magyarischen geschichtlichen Sagen mit den sächsischen — denn die Walachen haben in Siebenbürgen eigentlich noch keine Geschichte gehabt, da erst das Jahr 1848 ihnen das volle Staatsbürgerthum gegeben — fällt bei dem ersten Anblicke neben der leiblichen Fülle der ältern und der Sentimentalität der jüngern bei jenen auf, daß sie von früher Zeit an bis etwa zum XV. Jahrhundert herab sich um einzelne Persönlichkeiten als Mittelpunkte sammeln, während diese mehr Zustände und Begebenheiten als Thaten zu erzählen haben. Attila, Sándor István, Tuhutum, König Ladislaus I. (denn König Stephan I. tritt nicht in einer einzigen echtsiebenbürgischen Volkssage hervor: in Nr. 258 ist der spätere geistliche Einfluß unzweifelhaft*), später Matthias I. und Paul Kinischi sind wahr-

*) Das unterstützt die Ergebnisse der von im Vereinsarchiv N. F. II. 293—319 über das Verhältniß Stephan I. zu Siebenbürgen und namentlich dem siebenb. Bisthum geführten Untersuchungen, welche darauf hinausgingen, daß Siebenbürgen erst nach Stephan faktisch ungarische Reichsprovinz geworden und die Stiftung des Bisthums nicht vor Ladislaus I. nachgewiesen werden könne und wahrscheinlich sei. Das Zeugniß der in dieser Abhandlung, wie ich später aus Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit I., 745 f. ersehen, nicht nach Gebühr gewürdigten Hildesheimischen Annalen ist zwar wichtig, verändert aber in beiden Punkten die obigen Resultate nicht, da ich weder den Zug Stephans nach Siebenbürgen noch die Möglichkeit der Ausbreitung des Christenthums während desselben in Abrede stelle. Wenn dagegen H. Prof. Schuler v. Libloy in den Oesterreich. Blättern für Literatur und Kunst 1856. 210 f. meiner Beweisführung gegenüber den legalen Standpunkt der ganzen Frage hervorhebt, so verstehe ich das nicht so ganz, vielleicht weil ich nicht glauben kann, der H. Vf. verwerfe meine Ansicht, weil die Landesgesetzbücher des XVI. und XVII. Jahrh. dieselbe nicht adoptiren und die Gesetzgebung Stephan I. Jahrhunderte nach dem Tode dieses Königs auch in dem Rechtsleben Siebenbürgens theilweise Geltung gefunden hat. Dann

hafte Helden der siebenb. magyarischen Sage geworden; die gleichzeitigen sächsischen Sagen wissen nur von Ortsgründungen, Grenzstreitigkeiten, Kriegsunruhen und Kriegsleiden zu sprechen. Und doch ist kein Zweifel, daß in den langen Kämpfen der Colonisten um die Sicherung des in sehr gefährdetem Zustande von den ungarischen Königen geschenkt erhaltenen Gebietes auch die kühne That des Einzelnen vielfach zur Erscheinung gekommen sein wird. Mir scheint die Hauptursache hievon darin gelegen, daß die Sachsen in Siebenbürgen, überhaupt selten in gemeinsamen Unternehmungen begriffen, ihre Kräfte gewöhnlich an verschiedenen Punkten des Landes den Angriffen der Feinde entgegenzustellen hatten und daher nicht in die Lage kamen, den gemeinsamen Anführer zum Nationalhelden zu erheben und mit dem Schimmer der Sage zu umkleiden. Die Nationalhelden der Stammheimat waren ihrem Andenken vollständig entschwunden, und das neue Vaterland bot ihnen keine Möglichkeit zum Ersatz in dieser Hinsicht. Lokalhelden dagegen besitzt, besonders vom XVI. Jahrh. herwärts, fast jeder bedeutendere Ort: so Hermanstadt seinen Herman, Kronstadt seinen Honterus und Weiß, Schäßburg seinen Eisenburger, Mediasch das kleine Männlein den Legaten, Reps den rothen Königsrichter u. s. w. Auch mag, wie durch die Auswanderung überhaupt jener Duft der Lebensanschauung abgestreift wird, welchen bloß die Luft der Heimat an Völker und Einzelne ansetzt, auch bei den Sachsen durch die Aenderung der Wohnsitze viel von jener Naivität der Empfindung verloren gegangen sein, welche die eigentliche Quelle der Sage überhaupt ist. Darum entstand auch in ihrer ge-

---

könnte ebensogut Ungarn zur fränkischen Reichsprovinz gemacht worden sein, weil ja Karl des Gr. Capitularien eine hauptsächliche Unterlage der sog. Gesetze König Stephan I. bilden.

schichtlichen Sage zwar nicht äußere Armuth, wohl aber eine gewisse Nüchternheit, welche auch dem Aufblühen einer nationalen Poesie sogar in den Zeiten hinderlich wurde, als in Deutschland ein so wundervoller Liederfrühling angebrochen war. Jene Sagen, welche die Stoffe zu den großartigen Schöpfungen der deutschen Volks- und Kunstpoesie im XII. und XIII. Jahrh. darboten, finden hier keinen Wiederklang. Nur im Märchen und in einzelnen Streiflichtern der mythischen Sage haben sich Nachklänge der Sigfridsage erhalten. Die bürgerliche Freiheit, um deretwillen die Colonisten Deutschland verließen, hatte nur mit Opfern an geistiger Eigenthümlichkeit errungen werden können, und in ihrem Herzen war der Keim der Poesie, wenn auch nicht ausgebrochen, so doch stark beschädigt worden. Die Geschichte der deutschen Poesie hat kein bedeutenderes Lied zu melden, das hier seine Entstehung gefunden hätte.

Wahrhaft poetische Züge haben sich fast nur in den auf das Rechtsleben Bezug nehmenden sächsischen Sagen erhalten, welche in ihrer Individualisirung und Kleinmalerei zuweilen äußerst anschaulich werden. Die Bilder des Bürgermeisters Eisenburger, wie ihn die Sage (Nr. 370) in seiner Werkstatt belauscht — wer denkt dabei nicht an den Cincinnatus bei Livius III., 26: „togam propere e tugurio proferre uxorem Raciliam jubet. Qua simul, absterso pulvere et sudore, velatus processit“ — oder Johann Schullers, wie er Recht sprechend in Hemdärmeln vor dem Hause unter dem Baume sitzt (Nr. 383. Vgl. Gr. d. S. I., 242. Gr. D. R. A. 804. Die Asen richten unter der Esche, Grimnismal 29, 30), oder der Besitznahme des Sachsenlandes (Nr. 268, 274); die Erwerbung der Stadtrechte (Nr. 282, 283) und die vielen Grenzsagen sind lebhafter, farbenreicher und haftender als die hier von der Geschichte erzielten Resultate.

Wollte man die im Texte aufgeführten Sagen nach einem

innern Eintheilungsgrunde gruppiren, so ließe sich wohl von Stamm-, Gründungs-, Bekehrungs- und Rückbekehrungs- (Reformations-), Gräfen-, Kriegssagen rc. sprechen; aber die Sammlung selbst würde dadurch an Handlichkeit nicht gewinnen, und ich fand keinen Beruf in mir, nach dem unfruchtbaren Ruhme einer neuen Eintheilung zu streben, wo auf Grund der allgemein angenommenen und zureichenden chronologischen Anordnung schon die schönsten Resultate von Andern und Würdigern erzielt worden sind.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, wie es bei den mythischen Sagen geschehen, Schritt vor Schritt die Bezüge der einzelnen Nummern zu Zeiten, Ereignissen oder Persönlichkeiten der siebenbürgischen Geschichte zu verfolgen. Für den Kenner der letztern spricht sich im Ganzen die Ansicht des Verf. schon in der Stelle aus, welche die Sagen hier einnehmen (nur 444 gehört weiter hinauf), obwohl dabei, wie schon oben erwähnt wurde, noch manchem Zweifel Raum vergönnt ist; für den Nichtkenner müßten die Anmerkungen in einer Ausführlichkeit gegeben werden, welche den Raum dieser Blätter weit überschreiten würde. Ich werde mich daher darauf beschränken, bloß einige Nachträge besonders aus dem Kreise der sagenhaften Anklänge zu liefern, und hin und wieder Vergleichungen andeuten.

Unter den dakischen Sagen nimmt Nr. 249 die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Die Ableitung des Flusses erinnert an das Grab Alarichs, Gr. d. S. II., 11. Analogien aus der magyarischen Ueberlieferung stellt Ipolyi 201 zusammen. Mehrere entschieden auf römischen Ursprung deutende Befestigungswerke, besonders Bergwälle, führen beim Volke den Namen Räuberburg, so bei Schorsch und Birthälm (Neugebaur, Dacien. 255) oder bloß Burg, so bei Mehburg und Radeln. Der Name der Römer selbst ist wenigstens dem sächsischen Volke nicht populär; um so auffallender erscheint

der Name rimerwëgden (Römerweiden) bei Katzendorf, welcher schon 1669 urkundlich bezeugt ist, und wo 1671 „mit dem großen Pfluge von Katzendorf" der Graben zum Besten der allda liegenden Wiesen gemacht wurde (Protokoll Nr. 1, im Repser Marktarchiv). Auch der Krieghattert (krăghattert), eine breite Bergabdachung zwischen Reps und Galt mit zahlreichen grubenförmigen Erdsenkungen mag auf untergegangene, vielleicht römische, Bauthätigkeit hindeuten, (Vgl. die Kriegländer in der Mark bei Kuhn 13,) und ich möchte selbst in dem könengsstêg zwischen Denndorf und Meschendorf umsomehr eine Hinweisung auf eine römische Straßenverbindung erblicken, als auf anderem Wege dieselbe hier bereits wahrscheinlich geworden, Vereinsarchiv, N. F. II., 388, der Königsbrunnen bei Maros-Vásárhely in der Nähe unzweifelhaft römischer Straßenreste vorkommt (Neugebaur, 247), und selbst die Königsbrücke am Törzburger Paß (Nr. 309), welche ich jedoch noch nicht darnach zu stellen wagte, eine römische Verbindung andeuten könnte, seit der römische Charakter der Erdenburg zwischen Rosenau und Wolkendorf wahrscheinlich geworden ist.

Zu der interessanten starkmythischen Szeklersage Nr. 246, vgl. den Iringsweg der deutschen Mythologie bei Gr. M. 330. In den Rabonbanen (Nr. 245 rc.) sieht Ipolyi 467 f. 470 mit Recht Oberpriester des heidnischen Volkes. Vgl. 474. (Udvarhely). Wer gegen sie aufstand, dem wurde Feuer und Wasser verboten; wer zum Opfer nicht erschien wurde gehalbtheilt. Dieß geschah besonders in einem Thale östlich von der Bondavár (ebd. 492), wo jetzt das Dorf Kinos (= qualvoll, Ort der Qual) davon den Namen führt. Zum Opferbecher (áldozopohár) vgl. Ipolyi 532.

Die Hunyadisage (Nr. 326, 334) ist über die Grenzen Ungarns hinaus verbreitet. In Dalmatien singen die Leute ein Lied des Inhaltes: dem jungen Hunyadi wird von einem Türken die Geliebte geraubt; er setzt mit seinen Leuten

nach, holt ihn ein und spaltet ihn, daß auf beiden Seiten des Pferdes eine Hälfte herabfällt; aber der Vater ist nicht zufrieden, weil er nicht auch das Pferd durchgehauen. (Mündlich von Obrist Rotter). Ueber Paul Kinisch's sagenhaftes Wesen (Nr. 348) s. Ipolyi 172. Auch Kaiser Heinrich III. soll in einer Mühle geboren sein. Meier 333. Nach Ipolyi 362, geht Verböczi (Nr. 354) als feuriger Mann auf feurigem Wagen um. Seine Heimat ist Zempléuy.

Unter den Gründungssagen kann die vom Draaser Schwerte (Nr. 268. Vgl. Gr. d. S. II., 328) auf mythische Elemente zurückgeführt werden. In Flandern wie in Köln ist Schwert- (und damit Sahsnôt = Mars-) Cult besonders bezeugt, Wolf 128. Vgl. dazu den Schwerttanz (Nr. 338) ebd. 130. Das in Draas selbst aufbewahrte Schwert ist über 4' lang, gezackt und scheint dem XVI. Jahrh. anzugehören. Vgl. v. Eye und Falke, Kunst und Leben der Vorzeit. Heft 17. II, 5. Die Sage ist also älter als dieses Schwert. — Was Nr. 291 von den Bistritzern erzählt, wird auch auf die Klausenburger bezogen, Protokoll des Vereins für sieb. Landesk. I., 97. — Auch in der Gründungssage von Kronstadt (Nr. 290) liegt Mythisches. Holda ist die Göttin des Flachses und bezeichnet den Bauplatz in sehr ähnlicher Weise in einer niederländischen Sage bei Wolf 175. Solche Auffassung darf nicht auffallen: „datur haec venia antiquitati, ut miscendo divina humanis primordia urbium augustiora faciat“ (Liv. praef.). — Die Weißspanier in der Heldsdorfer Sage (Nr. 289) sind Dominikaner, sogenannt von ihren weißen Kutten. Weiße Mäntel tragen aber auch die deutschen Ordensritter, und das Volk könnte leicht auf jene übergetragen haben, was von diesen galt. Entschiedener Anklang an die Anwesenheit dieses Ordens im Lande liegt in dem rättersberg bei Marienburg (Unterhaltungsblatt rc. 1837. 176 und mündlich). — Eine ebenfalls hieher gehörige Sage aus Walendorf erzählt,

der Name des sächs. Dorfes Pentek rühre von einem Waldchen Pintye her, der zuerst sich in der Gegend angesiedelt habe, aber von den Sachsen später verdrängt worden sei. — Die über den Namen von Frauendorf Nr. 414 mitgetheilte Sage ist fast ganz das Märchen vom Dummen mit der Kuh, Haltrich 289.

Sehr reich vertreten sind die Grenzsagen, und ihre Zahl könnte schon jetzt namhaft vermehrt werden. Doch haben sie zugleich etwas Einförmiges. Am gewöhnlichsten erscheint das Grenzabschwören mit Erde in den Stiefeln. Es beruht auf altgermanischen Vorstellungen: die Sachsen kaufen Erde von den Thüringern, Gr. d. S. II., 65. Müllenh. 188. Vgl. die Erwerbung des Anrechtes auf Pannonien durch die Magyaren bei Thwroz II., 3. Doch ist auch die Ueberzeugung, daß ein solcher Eid falsch gewesen, volksmäßig: die Nachkommen jener Einwohner von Kreuz, welche den Klosdorfern in solcher Weise ihren Hattert verkürzt haben, sind nach der Sage gewöhnlich blind. Falschen Eides Strafe s. Gr. d. S. I., 160. Gr. D. R. A. 707, 905. — Zur Umreitung als Grenzbestimmung (Nr. 305) vgl. Gr. d. S. II., 262. Gr. D. R. A. 88, zum Pfeilschuß (Nr. 304) ebd. 59 f.

Zu Nr. 359 bemerke ich bloß eine Version der Sage: zur Zeit der Reformation sollen die Schäßburger um die Uebertragung des Ortes an sie eingeschritten sein; aber der Comes Petrus Haller wußte sich selbst in den Besitz zu bringen. Ueber die frühere Stellung von Weißkirch zum Schäßburger Dominikanerkloster habe ich im Vereinsarchiv, N. F. II., 417 f. gehandelt.

Eine der ergreifendsten Kriegssagen (Nr. 311) gemahnt an die Hussiten vor Naumburg und an den Auszug der Bewohner von Troja in Apulien 1022. Als Kaiser Heinrich II., den Ort belagerte, schickten sie einen Einsiedler in Mönchkleidern mit den Knaben der Stadt in sein Lager, die

sein Erbarmen anflehten. Und so auch am andern Tage „usque dum sonoritas vocum illorum aures pulsaret imperatoris.“ — Zu Balintitt (Nr. 318) vgl. Katona, Hist. crit. IX. 595. Eder ad Felmer. 40. — Der gehörnte Pfarrer (Nr. 373) wird auf den Pfarrer Csaki bezogen, von welchem die Galter Kirchenmatrikel sagt: „b. Dominus Csaki Rupensis tempore vastationis pagi hujus in captivitatem abductus a Barbaris Anno 1658. d. 26. Aug.“ Dasselbe Faktum erzählt Pray, Hierarch. hung. II., 272, von dem Bischof Franz de Varda (Anfang des XVI. Jahrh.) während Andere es auf den Bischof Philippus More von Fünfkirchen beziehen. — Eine Variante des Metz nekem is (Nr. 360) erzählt Köváry, Sz. t. r. 169 von dem am 8. August 1575 in Klausenburg gehaltenen Landtage.

Groß ist die Zahl derjenigen Sagen, welche sich auf den Untergang von Kirchen, Orten und Colonistengruppen beziehen. Ueber manche (Rodna) ist das verhängnißvolle Schicksal sehr frühe, über andere erst später besonders in den Türkeneinfällen hereingebrochen. Fattendorf (Nr. 319) wird in zwei im Treppener Kirchenarchiv befindlichen Urkunden von 1449 und 1451 bereits Prädium genannt und geht im erstgenannten Jahre mit Czegew, Bacha und Tewkes für 2000 Goldgulden an die Mettersdörfer und Treppener über. — Der Untergang von Hamlesch (Nr. 339) bezieht sich vielleicht auf die Ausplünderung des in den Annal. templi Coron. bei Schwandtner I., 886 oppidum genannten Omlasch am Bartholomäustage 1461, obwohl schon Haner im Königl. Siebenbürgen, 212, dabei an Hamlesch im Unterwalde denkt. Ich trage noch einige hieher gehörig sagenhafte Anklänge hier nach:

a) Das heutige Kleinseifen, ein Feld bei Schäßburg, hieß ehemals Fisch- und Hühnermarkt. Unter König Johann waren daselbst noch Häuser und Gassen (Mündlich).

b) Mehburg führt seinen Namen von dem Nonnenkloster, welches an der sogenannten rauhen Kuppe stand und von dessen Kapelle noch Mauerwerk zu sehen ist, und sollte Magdeburg heißen. Eine Gegend in der Nähe heißt Pfaffensprung (Mündlich. Marienburg Geogr. II., 265).

c) Oberhalb Heltau im Bärenbach stand früher eine wahrscheinlich dem h. Johannes geweihte Kapelle. Jetzt nennen die Leute den Platz „auf dem Johannes" (Transilvania 1844. 338).

d) Bei dem Dorfe Geist (Apátza) am Burzenland sieht man auf freiem Felde einem kreisrunden Graben. Innerhalb desselben soll ein Nonnenkloster gestanden haben (Unterhaltungsblatt rc. 1837. 154).

e) Zwischen den Dörfern Mergeln und Leblang berührt der Weg auf fünf bis sechs Stunden Länge keine Ortschaft. Die Sage versetzt links von demselben das untergegangene Hermansdorf (Blätter f. G., G. u. V. 1838. 83).

f) Zwischen Groß-Kopisch und Jakobsdorf zieht sich ein fünf Stunden langer Wald hin. In der Mitte desselben liegt ein jetzt verwachsener Platz mit zwei oder drei walachischen Hütten, Fettendorf genannt. Das soll ein sächsischer Ort gewesen, aber in böser Zeit verödet sein. (Mündlich.)

g) Sachsenuntergang (Szászveszte) heißt eine Gegend im Köröschthal bei Bánffy Hunyad (Satellit, 1851. 237).

h) Auf dem Gesprengberg bei Kronstadt soll wie auf der Zinne eine Burg gestanden haben zu der Zeit, da S. Bartholomä noch nicht auf dem Felde sich befand, sondern mitten im alten Kronstadt als eine Hauptkirche sich erhob. Von der Gesprengburg ist jetzt ein in den Fels gehauener umfangreicher Graben noch sichtbar. (Mündlich. Unterhaltungsblatt rc. 1837. 78).

i) Wenn man von Reen aus der Sattelburg zugeht, so erheben sich links hinterderselben die Gipfel des Saaspaat, des

Keliman und Skaune. Hinter dem Saaspaat, fast auf der Spitze des Berges, befindet sich der Türkenkeller; ein Höhlengang, der zu einer in Stein gefaßten Quelle führt. Weiter hinab gegen den Wald hin ist eine Verschanzung. Das Ganze heißt Türkenburg. Ruinen sind auch bei dem nahen Magyaro sichtbar (Mündlich).

k) Alsó und Felső Balásfalva und Szeszárma bei Bistritz sind alle einst sächsische Orte gewesen und ebenso soll bei dem jetzigen Prädium Bacha ein sächsisches Dorf gestanden haben (Treppener Sage).

u. s. w.

Die Verwandtschaft zwischen unsern geschichtlichen Sagen und ausländischen in den speziellsten Zügen ist oft wahrhaft überraschend, so daß, abgesehen von der Anknüpfung an sich, das Maß des Besondern wie bei den mythischen auf ein Minimum zusammenschrumpft. Nur hiefür noch einige Belege: die so sehr lokalisirte Sage Nr. 338 klingt an den alten Weinkeller bei Salurn und den Helfenstein an. Gr. d. S. I.. 20, 164; der Neid des Meisters über die gelungene Arbeit des Gesellen (Nr. 323, 325) erinnert an den Glockenguß in Breslau, ebd. I., 189, zu Attenborn 190. Müllenh. 116. Meier 354, die zwölf Apostel (Nr. 406, wozu die Sage zu vergleichen, daß die Krutzen die zwölf silbernen Apostel aus der Schäßb. Bergkirche geraubt hätten), an Kuhn 234, 237. Müllenh. 171. Meier 305, die Kruzen- und Hunschanzen*) und Teufelsgräben an die Schwedenschanzen in Süddeutschland. Ztschr. f. d. M. IV., 16. Vgl. Kuhn 28. Die Tatern begegnen uns (= Zigeuner) sagenhaft in Schleswig-Holstein,

*) Honárka (Hunschanze) und csózárka (Wächterschanze) sind zwei Gräben, welche vom caeredomb (Eichenhügel) des Dorfes Réten im Háromszék gegen das Gebirge und den Bodzauer Paß hinlaufen (Unterhaltungsblatt rc. 1837. 175).

Müllenh. 80, 543. Der von Menschen zusammengetragene Hügel Nr. 288 findet sich bei Müllenh. 19, 543, und selbst das Peitschen des Schloßteiches von Seiten der Unterthanen (Nr. 286) erinnre ich mich in der Geschichte des französischen oder deutschen Feudalwesens gelesen zu haben, obwohl mir die Stelle im Augenblick nicht zu Gebote steht. Die zahlreichen Burgberge (várhegy) sind mit den der Hel gehörigen Schloßbergen bei Panzer I., 320 zu vergleichen, der Reichthum der Gruben von Offenbánya (Nr. 346) mit dem Ursprung der Zähringer bei Gr. d. S. II., 247; sogar der Hängegrund (Nr. 412) und das Quertragen des Balkens (Nr. 416) sind bezeugt bei Meier 167, 362. Müllenh. 92, und Pruden hat seinen Ruhm, mitten in der Welt zu stehen, mit Poppau in der Altmark zu theilen, Kuhn 26.





